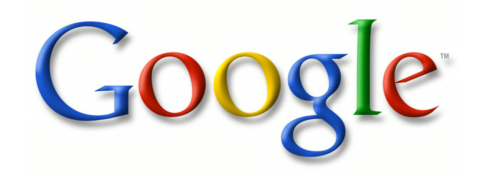




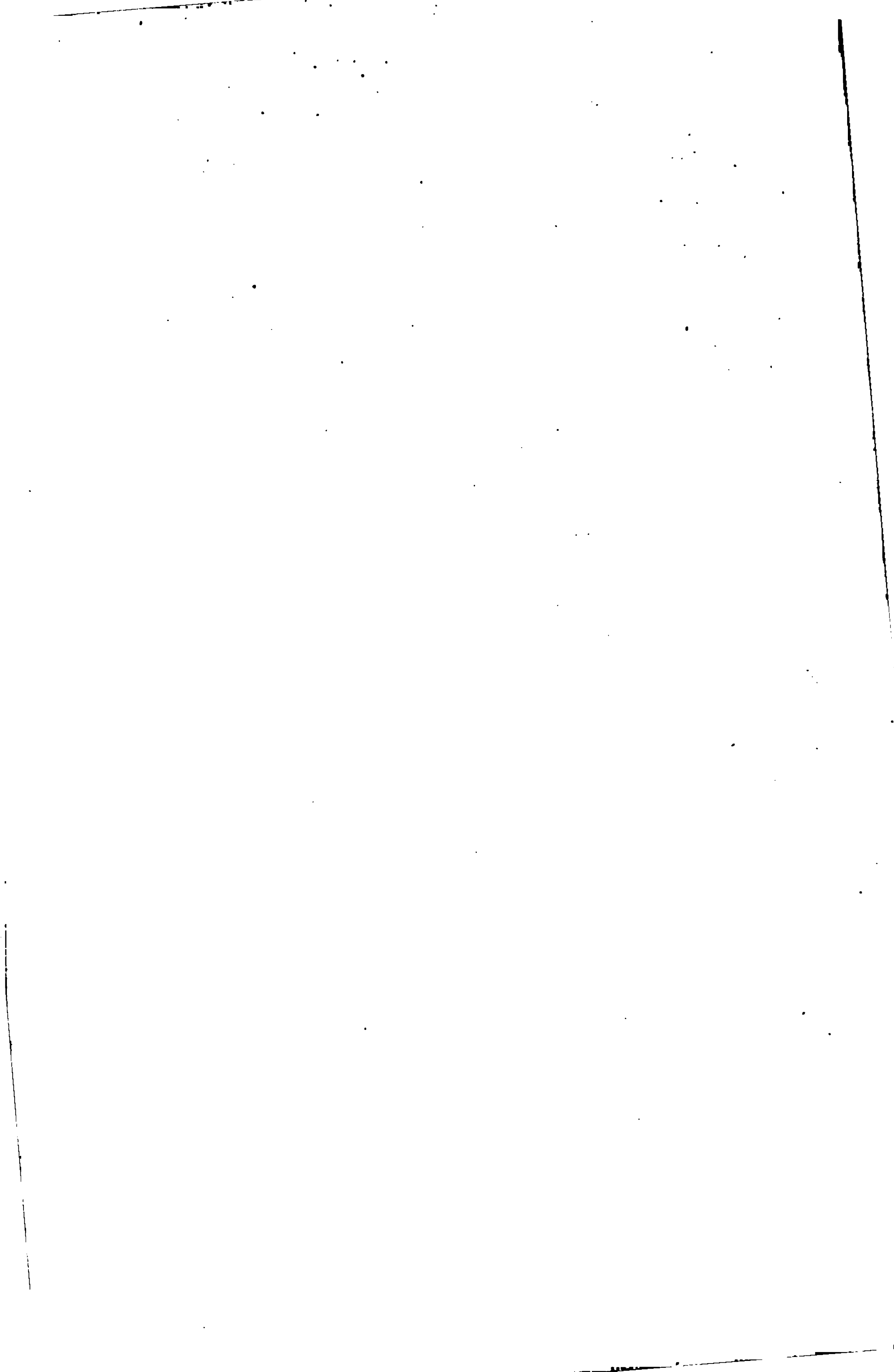


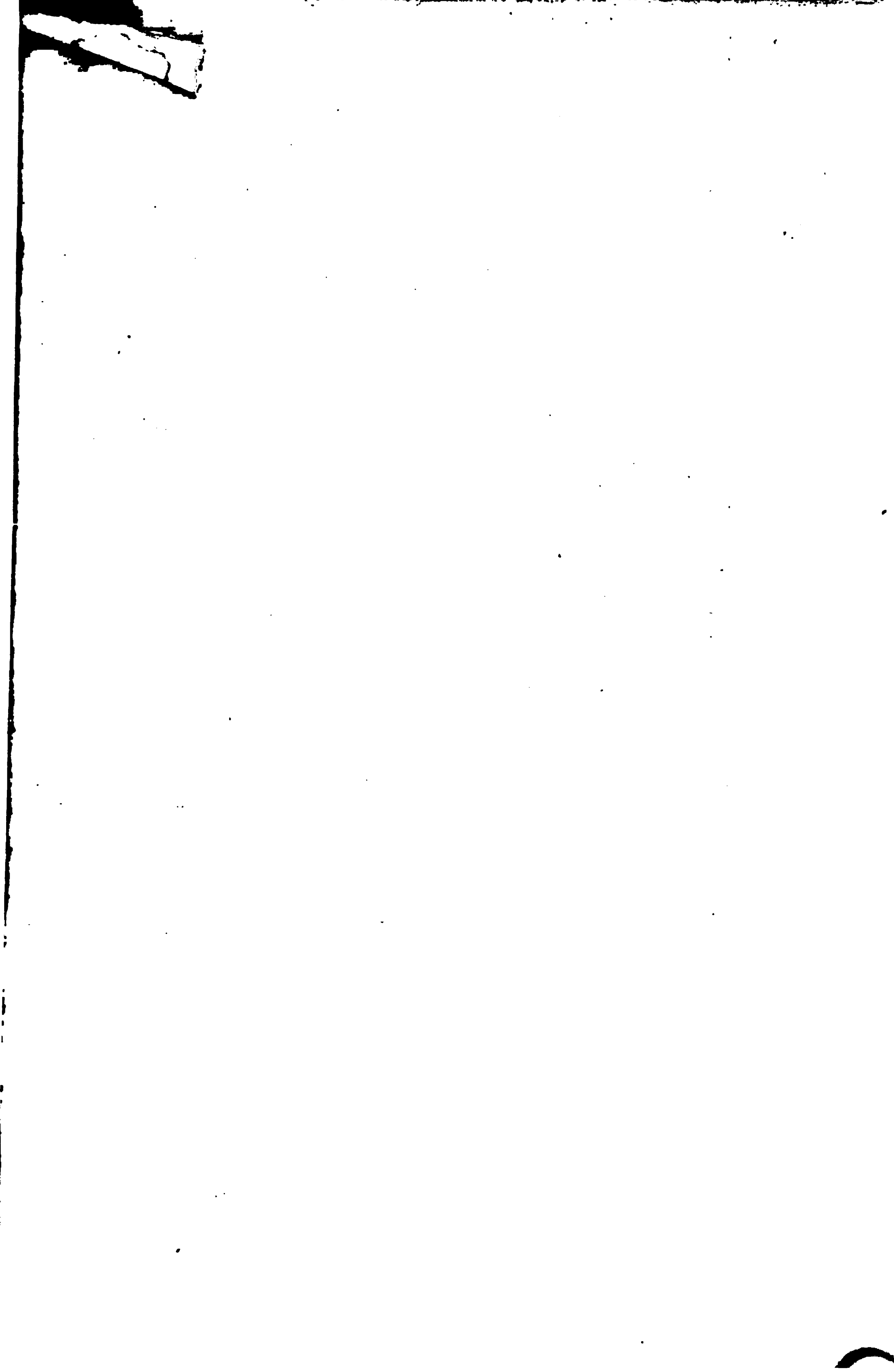


Denkwürdigkeiten

des

Generals und Admirals Albrecht v. Stosch






Dreher

#

Denkwürdigkeiten

des

Generals und Admirals

Albrecht v. Stosch,

ersten Chefs der Admiralität

Briefe und Tagebuchblätter

Herausgegeben

von

Ulrich v. Stosch,

Hauptmann a. D.

Mit dem Bildnis Albrecht v. Stoschs

Zweite Auflage



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1904

Zuerst erschienen in Deutsche Revue, Jahrg. 1902 und 1903

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Inhalt

	Seite
Erstes Kapitel. Die Jahre der Entwicklung. 1818 bis 1848	7
Zweites Kapitel. Vorarbeiten. 1848 bis 1861	17
Drittes Kapitel. Magdeburg. 1861 bis 1866	50
Viertes Kapitel. Der Krieg von 1866	71
Fünftes Kapitel. Im Kriegsministerium	118
Sechstes Kapitel. Die Reise nach Aegypten und Zeit bis zum Kriege	156
Siebentes Kapitel. Der französische Krieg	186
Nachwort	273



Erstes Kapitel

Die Jahre der Entwicklung. 1818 bis 1848

Am 20. April 1818 bin ich in Koblenz geboren, wo mein Vater damals als Major und Adjutant beim Generalkommando des VIII. Armeecorps stand. Meine Mutter war eine geborene Woltersdorf, Tochter eines vermögenden Kaufmanns in Potsdam; als geschiedene Frau des späteren Majors v. Kräwel war sie seit 1814 in zweiter Ehe mit meinem Vater verheiratet.

Beide Eltern hatten ihre Jugend verlebt in den Jahren der französischen Revolution, in Zeiten, wo alle Verhältnisse schwankend und die Freude am Augenblick der leitende Grundsatz der Menschen geworden war. So verlebten wir Kinder unsre Zeit in großer Freiheit; die feste Hand der Mutter sorgte aber doch für strenge Erfüllung aller Pflichten.

Wir waren vier Brüder und zwei Schwestern; der älteste, in kinderloser Ehe mit einem Fräulein v. Rykbusch verheiratet, starb als Oberförster a. D. in Gransee. — Der zweite, als Major beim Ingenieurcorps verabschiedet, beschloß sein Leben in Halberstadt, wo er bei der Eisenbahn arbeitete. Er hinterließ drei Töchter aus seiner Ehe mit der Tochter des Generalarztes Dr. Eck. Der dritte Sohn war ich, — der vierte fiel als Oberst und Kommandeur des 46. Regiments bei Wörth 1870 und ist in Mannheim begraben. Die nun im Alter folgende Tochter, Frau Peterson, lebt mit Kind und Kindeskind in Göttingen. Meine jüngste Schwester war von Geburt an schwachsinnig und ist in einer Anstalt in Charlottenburg gestorben.

Mein Vater war der Sohn des Oberhofpredigers Stosch in Berlin, der einer Predigerfamilie entstammte, welche in alter Zeit den Adel abgelegt hatte. Der Bruder meines Vaters heiratete eine Gräfin Finkenstein, infolgedessen der Adel unsers Stammes Allerhöchst erneuert wurde. Mein Vater hatte Jura studiert und war Auditeur geworden; aber 1813, 29 Jahre alt, bei der schlesischen Landwehr zum Hauptmann gewählt und als solcher bestätigt, wurde er von dem mit der Organisation dieser Landwehr beauftragten damaligen Oberst v. Gneisenau als Adjutant berufen. Und als Gneisenau zum Chef des Generalstabes bei Blücher ernannt wurde, nahm er meinen Vater als persönlichen Adjutanten mit. In diesem Verhältnis verlebte der letztere die Kriege 1813, 14 und 15 und wurde zum Schluß beim Einzug in Paris zum Major ernannt.

Bei den nun folgenden Friedensverhandlungen mit dem Staatskanzler Hardenberg vielfach in Beziehungen kommend, wurde ihm von diesem eine Geheimratsstellung angeboten, aber er blieb bei Gneisenau, und als dieser kommandierender General in Koblenz wurde, folgte er ihm dahin. Mein Vater erzählte aus dieser Zeit, wie Gneisenau förmlich Hof gehalten und durch seinen Geist wie durch die Art seines Verkehrs alle Herzen der neuen Provinz gewonnen habe. Daß er katholisch war, half ihm hierzu wesentlich; auf seinen Dienstreisen empfing man ihn königlich, und überall fand sich die Geistlichkeit dabei ein.

Dies und die bekannte Freisinnigkeit Gneisenaus erweckten in Berlin Mißtrauen. Man lebte noch in der Napoleonischen Zeit und traute einem mächtigen General Selbständigkeitsgelüste zu. Gneisenau wurde abberufen; ihm folgte Haacke und bald darauf der in der sächsischen Armee als Reitergeneral bekannt gewordene Thielemann.

Von ihm erzählte mein Vater: bei einer Inspizierungsreise habe Thielemann erst die Ulanen in Trier besichtigt; dann seien sie nach Saarlouis gefahren, hätten sich zu Tisch gesetzt und getafelt, bis am andern Morgen zur Besichtigung des 9. Husarenregiments die Pferde vorgeführt wurden. Der General habe sich dann bei einer Attacke an die Spitze des Regiments gesetzt, sei einen hohen Abhang hinuntergesprungen und habe sich nun umgesehen, wie das Regiment ihm nachkäme. Der Spaß kostete einige Menschen und Pferde, aber es krähte kein Hahn danach.

Thielemann starb 1824, und Borstel folgte ihm, unter dem ich selbst noch gedient habe. Er war auch noch im Kriege zur Geltung gekommen und trat stets mit Grandezza auf.

Mein Vater wurde 1826 vom Generalkommando zum 25. Infanterieregiment in Koblenz versetzt, konnte aber dort keinen Boden gewinnen, da er nie den praktischen Dienst kennen gelernt hatte. Man ernannte ihn zum zweiten Kommandanten von Koblenz, aus welcher Stelle er 1839 als General in das Kriegsministerium berufen und Vorstand der Invalidenabteilung wurde. Von hier schied er 1849 unmittelbar nach dem Tode meiner Mutter und zog nach Schwedt, wo er 1857 gestorben ist.

Meine Mutter war eine sehr lebhafte und begabte Frau, mein Vater nicht minder beanlagt, dabei unterrichtet und geistig stets thätig. Meine Schulzeit begann in der evangelischen Stadtschule und setzte sich dann in der Sexta des Gymnasiums fort. Von Lehrern und Schülern mußten wir den Gegensatz als Protestanten und besonders als Preußen erfahren. Noch bis zum Jahre 1848 dauerte dieser Gegensatz in der ganzen Bevölkerung. Erst die damals gemeinschaftlich erlebten Krisen und Kämpfe verschmolzen die Rheinländer mit dem Staat. So wird auch Elsaß-Lothringen erst ganz deutsch denken und fühlen, wenn es mit dem neuen Vaterland gelitten und überwunden hat.

Im Jahre 1829 wurde ich in die Kadettenanstalt zu Potsdam aufgenommen und 1832 nach Berlin versetzt. Aus meiner sechsjährigen Kadettenzeit weiß ich

nichts Besonderes zu erzählen. Ich verließ das Corps 1835, 17 Jahre alt, als Leutnant im 29. Infanterieregiment in Koblenz, wo mein Vater noch zweiter Kommandant war. Das elterliche Haus nahm mich wieder auf, gewährte meiner Jugend Schutz und Stütze und führte mich leicht und sicher in die große Welt ein, während ich dem einseitigen Leben im Offiziercorps ziemlich fern blieb.

Wollte ich in dem Kreise, in dem meine Eltern lebten, ein wenig beachtet sein, so hatte ich mich mit den Interessen vertraut zu machen, welche die Welt bewegten. Ich war darum vom ersten Tage an fleißig und arbeitete viel. Auf dem Tisch meines Vaters fand ich stets das Neueste der Litteratur und in seiner Bibliothek allezeit Gelegenheit, die Lücken meiner Vorbildung auszufüllen. Die Zeit eines Leutnants war bei der damaligen sehr einfachen Ausbildung eines Infanteristen sehr wenig in Anspruch genommen, zumal auch ihre Zahl weit über den Etat hinausging. Es vergingen oft ganze Wochen, ohne daß dem Offizier andre Pflichten oblagen, wie Mittwoch und Sonntag zur Parade zu gehen.

Ich nützte die Zeit nach Möglichkeit aus. Zum gesellschaftlichen Leben meiner Eltern gehörte der Generalstab und die bevorzugte Beamtenwelt; mit einigen jüngeren Herren der letzteren habe ich Juristerei und Nationalökonomie getrieben; einer meiner besten Freunde war der damalige Referendar v. Möller, zuletzt Oberpräsident von Elsaß-Lothringen.

Im Jahre 1839 wurde mein Vater nach Berlin versetzt, und ich mit dem Füsilierbataillon meines Regiments nach Trier. So wurde ich zum erstenmal ganz auf eigne Füße gestellt. Ich tobte etwas aus, aber nicht lange; denn ich verliebte mich in die Tochter des Regierungspräsidenten und suchte wieder mehr Damengesellschaft. Summa summarum war es aber doch eine wüste Zeit, und ich kann es als einen glücklichen Umstand bezeichnen, daß ich durch Krankheit längere Zeit an das Zimmer gefesselt wurde. Ich bestand das Examen zur Kriegsakademie und ging nach Berlin, wo mich das elterliche Haus wieder aufnahm, meine Existenz sicherte und mich wieder in Verbindung setzte mit der großen Welt, in der mein Vater lebte. So konnte ich in freien Verkehr treten mit den besser situierten Kameraden meines sehr sympathischen Jahrganges.

Ich blicke auf die drei Jahre der Kriegsakademie noch heute mit Freuden zurück; es war eine Zeit, reich an geistigen Genüssen; im Freundesbunde schwärmten wir für Kunst und Wissenschaft.

Mir am nächsten standen: Albrecht v. Grüter, der vor seiner Kavalleriebrigade bei Rezonville fiel; v. Hartmann, der als Kommandant von Straßburg seine Carriere schloß; v. Sandrart, zuletzt Kommandeur der 10. Division. Das heitere Element in unserm Kreise bildete v. Kamecke; er endete in geistiger Umnachtung selbst sein Leben, indem er sich als Regimentskommandeur im Kriege 1864 erschoß.

Ich ging auch zu Hofe und besuchte die großen öffentlichen Bälle. Als aber der Winter herum war, machte ich dies Buch zu, um nie wieder hineinzusehen.

Die dreimonatliche Dienstzeit im Sommer, welche mit der Akademie verbunden ist, verbrachte ich im 11. Regiment, zuerst in Glatz, dann in Breslau und Umgegend. Ich nahm meinen Weg dorthin über Dresden, Teplitz, Prag, den Rest meines Urlaubes im Bade Landeck verbringend. Dort unterhielten sich schlesischer und polnischer Adel in bester Gemeinschaft, denn in dem Schlesier steckt ein ganz Teil slavisch Blut; er genießt froh und leicht das Leben, ist aber keine freie Natur.

Wir waren in großer Zahl einquartiert beim Grafen Schwerin; beim Diner saß ich neben dem Wirt. Es wurde aus weißen Karaffen in große Gläser eingeschenkt; ich war durstig und führte mein Glas schnell an den Mund, aber nur um es noch schneller wieder fortzustellen. Es war Schnaps darin. Der Graf ließ mir allein Wein geben.

Als ich eben aus dem Corps gekommen, also siebzehnjährig, wurde ich mit zwei Offizieren des 19. Regiments vorausgeschickt, um das Biwak der Division abzustecken; in dieser Nacht machten mich die beiden Kameraden in Branntwein trunken. Es war nicht schön, aber für den Erfolg kann ich nur dankbar sein, denn sie haben mir dies Getränk für das Leben verleidet.

Oktober 1840 kehrte ich nach Berlin zurück, wo unterdes König Friedrich Wilhelm IV. die Regierung übernommen hatte. Die Politik beschäftigte uns noch nicht, und wir nahmen den hohen Herrn mit warmen Herzen auf. Bei der Huldigung auf dem Schloßplatz wurden wir bis auf die Haut naß, aber die Rede des Königs ließ das gar nicht merken, wir fühlten nur Begeisterung. Ich stand in einem eignen kleinen Verhältnis zum König. Bei einer für ihn veranstalteten Festlichkeit in Trier hatte er gegen die Mutter meiner Tänzerin geäußert: „Der Tänzer hat ein vielversprechendes Gesicht.“ Das schmeichelte meiner Eitelkeit.

Das zweite Lehrjahr brachte uns ein neues Gebiet des Wissens, dem ich mich lebhaft widmete: die Hegelsche Philosophie. In unsern Abendzusammenkünften wurde eifrig darüber gestritten; ich aber nahm die Hegelschen Werke sämtlich durch und legte sein Denken allen meinen Urteilen und Anschauungen zu Grunde. Als ich nach Jahr und Tag, in der Zeit da ich wieder praktischen Dienst that, ein Hegelsches Buch vornahm um mich zu erquicken, warf ich es, nachdem ich ein paar Seiten gelesen, zornentbrannt in die Ecke. Ich war böse über mich, daß ich an diesem gewaltsamen geschraubten Denken jemals Gefallen gefunden hatte. Mein Sinn war auf das praktisch Erreichbare gerichtet; noch so geistvolles Umherirren in Abstraktionen war mir zuwider. Die höhere Mathematik, die in diesem Jahrgang anfing, beschäftigte mich dauernder, und ihr bin ich noch viele Jahre treu geblieben. In den Erholungsstunden las ich alle unsre Klassiker bis tief in die Vorzeit hinein, in der Regel die sämtlichen Werke eines Schriftstellers oder Dichters alle hintereinander; auch die englischen und französischen. Für fremde Sprachen bin ich wenig beanlagt, und selbst wenn ich sie völlig beherrsche, habe ich eine ganze Weile zu radebrechen, bis ich wirklich in Fluß komme; und damit ich aufhöre dabei deutsch zu denken, bedarf

ich vieler Tage in der fremden Welt. Weil ich dies an mir erfahren habe, verstehe ich auch, daß die gewaltsame Unterdrückung einer Muttersprache undurchführbar ist. Der Deutsche im Elsaß hat seine Sprache erhalten, obgleich er mit allen Fibern Franzose geworden ist. Der Walliser steht 600 Jahre unter englischer Herrschaft, aber seiner Sprache ist er treu geblieben; ebenso die Wenden im Spreewald, die Wasserpolacken in Oberschlesien und so weiter, und trotz all dieser geschichtlichen Wahrnehmungen giebt es Leute, ja große Politiker, welche glauben unsre Polen dadurch zu Deutschen zu machen, daß man gegen ihre Sprache gewaltsam vorgeht.

Die erste Bekanntschaft mit Polen machte ich 1841 in Danzig, wo ich meinen dreimonatlichen Dienst bei den Pionieren absolvierte.

Kaiser Friedrich spricht in seinem Tagebuch aus Spanien wiederholt von dem Reichtum an kostbaren Brillanten, welche die Damen der Großen bei Hofe trugen: „Zeichen früherer Herrlichkeit.“ So steht es in Danzig mit seinen merkwürdigen Baulichkeiten. Danzig war einst eine mächtige und reiche Stadt; es ist damit vorbei, aber die wunderbaren Denkmäler bestehen noch alle unberührt. Von meinem Leben dort ist nicht viel zu berichten, ich genoß es in vollen Zügen und habe nur in der Erinnerung behalten und später wieder aufgefrischt, daß ich dort die ersten Lebenszeichen einer preußischen Marine sah. — Dem Pionierbataillon war eine Ruderbootflottille beigegeben, deren Uebungen ich mitmachte. Wir waren einmal gar nicht weit draußen auf der Reede und brauchten dann sechs Stunden, um gegen Landwind aufzukommen und das Ufer zu gewinnen.

Wie oft habe ich in späteren Jahren dieselbe Fahrt unter gleichen Verhältnissen mit der Dampfbarkasse in einer Viertelstunde gemacht!

Das dritte Jahr auf der Akademie in Berlin war eins der reichsten meines Lebens; nicht nur weil ich viel lernte und meine helle Freude hatte an Wissenschaft und Kunst, sondern auch weil mir der große Wurf gelang, der mich für das Leben fesselte. Meine jetzige Frau kam mit ihrem Vater, Medizinalrat Dr. Ulrich aus Koblenz, nach Berlin und wohnte bei meinen Eltern. Wir verlobten uns; noch nicht offen, aber die Entscheidung fiel. Da ich aber kein Vermögen und auch keins zu erwarten hatte, und auch mein Schwiegervater wenig sein eigen nannte, so waren die Aussichten auf eine Heirat noch sehr gering, und wir konnten warten.

Die Studienzeit auf der Akademie schloß mit einer Generalstabsübungsreise, geleitet von Major Fischer, einem sehr bedeutenden Mann, der mir seit jener Zeit stets förderlich gewesen ist. Er wurde 1849 Erzieher des Kronprinzen in Bonn und starb als Generalinspekteur in Koblenz.

Da mein Dienst im Regiment mit der Teilnahme am Manöver begann, war der Uebergang nicht zu schwer; im folgenden Winter aber wurde mir sauer, nichts zu sein und nichts zu treiben. Ich habe damals viel gespielt, nicht ohne Glück, so daß ich eine freiere Existenz besaß als meine monatliche Zulage von acht Thalern bei einem Gehalt von $16^3/_4$ Thalern gestattete. Ich wohnte gut, konnte mir Bücher und Zeitungen beschaffen und verkehrte mit der besser gestellten

Welt. Als aber Anfang des folgenden Jahres unsre Verlobung veröffentlicht wurde, ehe die Heiratsaussichten besser geworden waren, da erschien mein Bleiben in Koblenz unerwünscht. Ich ließ mich nach Berlin zur Garde-Artillerie auf ein Jahr kommandieren. Wir waren damals 23 Offiziere beim Regiment kommandiert, und die Vorgesetzten nahmen uns deshalb dienstlich sehr wenig in Anspruch. Ich habe in den neun Monaten die ich dort war, einmal einem Geschütz Feuer kommandiert, sonst nur hie und da Mannschaften zu Fuß exerziert; das war der ganze Dienst. In die Kameradschaft des Regiments kam man gar nicht, meine Freiheit also blieb unbeschränkt; ich lebte nur mit den Eltern und in deren Verkehr und widmete meine Zeit oft bis tief in die Nacht hinein militärischen und historischen Studien.

Im Frühjahr 1844 wurde ich zum topographischen Bureau des Generalstabs kommandiert. Der Generalstab beschäftigte damals jährlich drei Jahrgänge von je zehn, also in Summa 30 Offiziere mit der Landesaufnahme, und zwar im Sommer vom 1. Juni bis Ende Oktober. Dann vereinigten sich die Offiziere in Berlin, um die Aufnahmen auszuzeichnen und militärische Arbeiten zu machen. Auf Grund dieser letzteren wurden dann am Schlusse des dritten Jahrganges zwei bis drei Offiziere zur Dienstleistung beim Großen Generalstab kommandiert und später in denselben aufgenommen.

Diese Organisation ist heut mannigfach geändert; der Offizier kommt nicht soviel zum eignen Aufnehmen, daher fehlt ihm häufig nicht nur die sichere Kenntnis der Gelände, der rasche Ueberblick und die Gewandheit im Skizzieren, sondern auch manche Gelegenheit, Land und Leute näher kennen zu lernen. Die Neuzeit hat überhaupt die Offiziere mehr von der bürgerlichen Welt entfernt, sehr zum Nachteil ihres geistigen Horizontes. Früher bildete die Landwehr einen integrierenden Teil der Armee, und alle bei derselben dauernd verwendeten Offiziere gehörten dem aktiven Dienst an. Da lebten sie gezwungen mit der ganzen bürgerlichen Welt. Was aber noch mehr ins Gewicht fiel, war, daß die Stellen der Bataillonskommandeure die Gelegenheit boten, einfache aber tüchtige Frontoffiziere außer der Tour zu befördern, ohne Vorderleute vor den Kopf zu stoßen. Heut erscheint es ausgeschlossen, daß jemand im Frontdienst General wird; das halte ich für einen Fehler.

Ich begann meine topographischen Aufnahmen mit dem Meßtisch in der Mark; zunächst in dem Prachtschloß von Hohen-Finow am Oderbruch, damals einem wunderlichen Baron Jacobi gehörig. Ich lernte da zum erstenmal eine große Gutswirtschaft kennen, dann auch kleinere Wirtschaften und protzige Bauernhöfe des reichen Oderbruches. Die scharfe Trennung zwischen Herr und Knecht überraschte namentlich meinen Burschen, der auch am Rhein zu Haus war. Ich werde an diesen erinnert dadurch, daß er mich vor kurzem nach fast fünfzigjähriger Vergessenheit hier in Oestrich besuchte. Er ist in Amerika ein wohlhabender Mann geworden, besitzt bei Chicago fünf Farmen und rühmte mir, die ersten Anregungen für landwirtschaftlichen Großbetrieb jener Reise zu verdanken, die er als mein Bursche gemacht. Damals dachten wir beide freilich nicht an solche Folgen.

Ende Oktober 1844 kehrte ich nach Berlin zurück. Von meinen alten Kameraden war v. Hartmann hier wieder mein Genosse, und uns schloß sich an v. Luck, damals im Garde-Reserveregiment; er starb 1856 als Major im Generalstab. Ein so unbefangenes, frisches Leben wie auf der Akademie führte man als Topograph nicht; der Ehrgeiz trat dazwischen. Von den zehn Topographen eines Jahrgangs wurden in der Regel nur zwei zum Schluß in den Generalstab aufgenommen, und diesen, damals gewaltigen Avancementsaussichten strebten alle zu. Ich war auch fleißig und schnitt mit meinen Arbeiten sehr gut ab. — Mitte März eilte ich sehr vergnügt nach Koblenz zu meiner Braut; die drei Monate Kommißlebens gingen rasch vorbei, zumal mein Schwiegervater, als er am Karfreitag vom Heiligen Abendmahl nach Hause kam, seine Einwilligung zur Hochzeit im Herbst aussprach. In dieser Zeit trat ich einer Freundin meiner Frau näher, der damals verwitweten Frau v. Barby, späteren Frau v. Holtzendorff, mit der wir bis an ihr 1887 erfolgtes Ende in nächster Beziehung geblieben sind.

Am 1. Juni ging es wieder ans Topographieren, diesmal in die Nähe von Köln, in das Oberbergische, in die Kreise Waldbrohl und Gummersbach. Große Heidestrecken, die man nicht wieder aufgeforstet; verarmte Bauern trotz billigster Bodenpreise; keinerlei Industrie; erbärmliche Quartiere. Ganz abgelegen auf der Höhe, war ich einst in einer elenden Kneipe in dem einzigen Zimmer untergebracht. Hier wo ich, schon um wegzukommen, mit rastlosem Fleiß arbeitete, inspizierte mich der die Aufnahmen leitende Generalstabshauptmann v. Czettritz. Sechs Wochen hatte ich keinen gebildeten Menschen gesehen und freute mich seines Kommens, hatte mein Bett für ihn hingegeben und möglichst für Verpflegung gesorgt. — Ich muß einschalten, daß wir nicht eigentlich aufnahmen, sondern nur croquierten. Dazu erhielten wir Meßtischblätter mit einer Reduktion der vorhandenen alten Flurkarten. Diese kopierten wir in vier Blatt, in welche dann das Gelände eingetragen werden mußte, in Horizontalen von 50 Fuß Höhenabstand. Kein einziges Instrument wurde dafür geliefert; wir bestimmten die Entfernungen durch Abschreiten, bergauf, bergab, und die Winkel wurden mittels eines einfachen Quadranten aus Holz gemessen, den der Bursche zusammenschlug. Die so primitiv ermittelten Horizontalen sollten schließlich auf der ganzen zweieinhalb Quadratmeilen enthaltenden Platte durchlaufen. Das war in sehr gebirgigem Terrain mit jenen Hilfsmitteln nicht zu erreichen; sehr steile Abhänge, wo die Horizontalen dicht nebeneinanderlaufen, mußten herhalten, um die Fehler auszugleichen.

Mein Dirigent trat mit strenger Dienstmiene ein, nahm meine Arbeiten und folgte mit seinem Stift den Horizontalen. Plötzlich jubelte er förmlich auf: „Da habe ich Sie ertappt." Ich antwortete: „Die Fehler kann ich Ihnen selbst zeigen; die weiß ich ganz genau." Nun gab es ein Donnerwetter; er ging ins Gelände, fand aber nichts Rechtes und fing an zu mäkeln und zu nergeln. Ich antwortete entsprechend, und so gingen wir in sehr feindlicher Stimmung nach Hause. Fort konnte er nicht, sondern mußte Zimmer und Mahlzeiten mit mir

teilen. Ich sprach kein Wort mehr, was er auch sagte. Da sprang er plötzlich auf und rief: „Das halte ich nicht aus; wenn Sie mir zugeben, daß Sie sich gegen mich disciplinarisch gröblich vergangen haben, so will ich Ihnen einräumen, daß ich Sie gereizt habe. Wollen Sie nun wieder sprechen, so will ich das Geschehene wieder vergessen.“ Er gab mir die Hand, und ich schlug ein. Andre Kameraden, mit denen er auch in Konflikt geraten war, wurden später bestraft. Mir setzte er ins Schlußurteil: „Neigung zur Indisciplin“, woran ich lange zu tragen hatte. Czettritz war bei aller Tüchtigkeit ein gefährlicher Vorgesetzter; er scheiterte auch als Brigadekommandeur der Gardekavallerie. Dann kaufte er sich bei Danzig an, konnte sich aber mit seinen Leuten nicht stellen und zog wieder nach Berlin, wo er mich häufig besuchte.

Ich eilte nach Koblenz, wo am 18. Oktober unsre Hochzeit stattfinden sollte. Mein Schwiegervater, ein alter Kämpfer der Freiheitskriege, hatte selbst am 18. Juni, dem Schlachttage von Belle-Alliance, geheiratet; wir feierten die Schlacht bei Leipzig. Unsre Hochzeitsreise ging nach Heidelberg, wo wir die Tante meiner Frau, die Gattin des bekannten Historikers Schlosser, besuchten. Wir hatten dort interessante Tage und lernten auch Gervinus kennen. Von Heidelberg fuhren wir mit einem Hauderer bis Halle. Solches Reisen hatte seine Reize, so langsam es auch von statten ging; man hielt alle paar Stunden an, sah die Gegend, besichtigte die Ortschaften und suchte nahegelegene schöne Punkte auf. Von Halle ging es per Eisenbahn nach Berlin.

Dort begann von neuem die Arbeit. Wir geboten über so beschränkte Mittel, daß unser Leben äußerst einfach war; am 1. Januar 1846 besaßen wir 25 Pfennig, zum großen Unglück meiner Frau. Erst der nächste Tag brachte dann Trost. In unserm Haus verkehrte außer Hartmann und Luck der damalige Referendar v. Holtzendorff, der sich inzwischen mit der schon erwähnten Frau v. Barby verlobt hatte. Wir schlossen auch mit ihm Freundschaft, welche bis an sein Lebensende gewährt hat und mit den Kindern des Paares fortdauert. Diese drei Freunde waren sämtlich große Politiker, und so kam es manchen Abend zu sehr lebhaften Unterhaltungen, bei denen mir schließlich die Vermittlerrolle zufiel. Ich interessierte mich stets für Politik, aber über meine Ansichten zu sprechen hat nie in meiner Natur gelegen, so wenig wie über Religion. Ich bin am Rhein in liberaler Gesinnung groß geworden und bin dieser bis heute treu geblieben.

Mein Nachfolger, der Minister v. Caprivi, sagte zu meinem Schwiegersohn: „Ihr Schwiegervater ist ein Liberaler; das hat er von seinem Vater geerbt, und dem ist es von Gneisenau eingeflößt worden.“ Das ist richtig und falsch. Gneisenaus und meines Vaters Liberalismus bestand darin, daß sie die Verfassung herbeiwünschten, die König Friedrich Wilhelm III. so lange versprochen hatte. Darin kann heute kein Vorwurf liegen. Mein Liberalismus aber hat sich noch immer mit den Pflichten des preußischen Offiziers vertragen, so gut wie Gneisenaus, und ich erachte das als ein Lob und keinen Tadel.

Auch in den Zeichensälen kämpften wir 30 Topographen lebhaft auf

politischem Gebiete, wobei Ansichten sehr weit links zum Vorschein kamen. Einer der Lautesten in dieser Richtung ging 1848 unter.

Ich erhielt dann den Auftrag, das Geheimarchiv des Generalstabs zu inventarisieren. In demselben wurden die hinterlassenen Korrespondenzen und Papiere aufbewahrt, auf die bis zum Jahre 1848 von Amts wegen Beschlag gelegt wurde. Es war eine interessante aber langwierige Arbeit und hielt mich lange in Berlin fest.

Zum Juni brachte ich meine Frau nach Koblenz und ging selbst nach Aachen, wo der Vermessungsdirigent v. Voigts-Rheetz stationierte.

Meine Arbeiten führten mich an die Nied, südlich von Düren. Die Arbeit in der freien Natur that Körper und Geist wohl nach dem Staub der Archive.

In meinem ersten Quartier lernte ich den katholischen Ortspfarrer kennen. Wir wurden bald Freunde, und er bewies mir seine Neigung gern dadurch, daß er Sonnabends abends, wenn ich nach Hause kam, so viele Flaschen Wein unter seinem Stuhl aufstellte, wie seine langen Rockschöße zudeckten. Diese mußten bis Mitternacht ausgetrunken sein, damit er zur Frühmesse sich leeren Magens betrachten konnte. Der Wein war leichtes, geringes Gewächs und schadete uns nichts.

Ich habe seitdem mit vielen katholischen Priestern verkehrt und habe den Umgang fast durchweg zusagend gefunden. Sie haben mehr oder minder aristokratische Allüren, denn ihr Amt stellt sie hoch über die Gemeinde, und sie halten das Seelenheil eines jeden einzelnen in der Hand. Den Kampf ums Dasein hat der katholische Pfarrer nicht zu kämpfen wie unsre protestantischen; dafür ist er auch ausgeschlossen vom Schaffen. Aber er fühlt sich allein berufen, die Welt im Namen Gottes zu regieren, und so genießt er doch die höchste Freude der Welt, dem lieben Gott ins Handwerk zu pfuschen und sich als sein bevorzugtes Werkzeug zu fühlen. Deshalb erkennen sie auch keinerlei gesetzliche Schranke an sich für berechtigt an und sehen schon in dem Polizeidiener einen persönlichen Feind; der Offizier aber, mit dem der Geistliche nie in Kollision gerät, erscheint ihm deshalb sympathisch. Ich habe mich stets einer angenehmen Begegnung zu erfreuen gehabt.

Mein Wirt empfahl mich an alle seine Amtsbrüder im Bereiche meiner Thätigkeit, und ich kam von einem zum andern ins Quartier.

Unter den älteren Herren fand ich mehrere, die noch französische Soldaten gewesen waren. Alle hatten die Gewalt des Staates in ihrer Erziehung empfunden. Die heutigen Geistlichen, im Konvikt oder Seminar oder gar während des Kulturkampfes im Ausland bei Jesuiten groß geworden, sind im vollsten Gegensatz zum Staat erzogen. Will der Staat sie sich zu treuen Dienern machen, so muß er ihre Heranbildung freigeben. Nichts erscheint mir für jede Erziehung wichtiger, als schon der heranwachsenden Jugend die Gewalt des Staates fühlbar zu machen; wie viel stärker aber tritt diese Notwendigkeit hervor bei der Erziehung der katholischen Geistlichkeit, die im direkten Gegensatz zum Staat von der Macht ihrer Kirche blind begeistert wird. Ich fürchte, man legt darauf bei uns nicht genug Gewicht.

Dann bekam ich eine weitere Aufgabe in dem reichen, ebenen Lande westlich von Köln; der rheinische Adel besitzt dort vielfach Schlösser, jedoch ohne die Pflichten der Verwaltung zu übernehmen; die Ländereien werden verpachtet, der Rentmeister ist der Finanzmann, der Kaplan Sekretär und geistiger Leiter. Ich fand überall elendeste Unterkunft, da die Schlösser keine Aufnahme gewährten. So trieb es mich, mein Pensum zu Ende zu bringen, um so mehr, als mir in der Zwischenzeit in Koblenz mein ältester Sohn geboren wurde. Frisch und froh eilte ich Anfang Oktober dahin und war ein glücklicher Mann.

Dann ging es wieder zurück nach Berlin. Ich mietete eine Wohnung, die mein Freund Holtzendorff über Sommer innegehabt hatte. Das Haus lag am Anhaltischen Platz, mit freiem Blick bis zum Kreuzberg; drei große hübsche Zimmer mit reichlichem Nebengelaß kosteten 360 Mark jährlich. Wir verlebten dort sehr glücklich die vier Wintermonate; ich immer fleißig, dienstlich und privatim, stets geistig angeregt und in äußerst zufriedener Stimmung. Bis zum 1. März sollte die Entscheidung erfolgen, wer von unserm Jahrgang in den Generalstab berufen würde. Nach allem was man meinem Vater und mir gesagt hatte, rechnete ich mit Bestimmtheit darauf, auserwählt zu werden; es geschah nicht, weil, wie mir gesagt wurde, ich „zur Indisciplin neigte“. Dieser Schlag traf mich in meiner innersten Seele. Ich war mir bewußt, etwas gelernt und geleistet zu haben. Ich hatte mich klüger und stärker als alle meine Kameraden erachtet. Jetzt war mir das Gegenteil bewiesen. Der Eintritt in den Generalstab hätte mich binnen zwei Jahren zum Hauptmann gemacht und mir so auch finanziell vorwärts geholfen. Ich war bereits zwölf Jahre Sekondeleutnant und hatte nun die Aussicht, das mindestens noch zwölf Jahre zu bleiben. Es war eine harte Lehre zur Bescheidenheit, aber sie ist mir nutzbringend für das ganze Leben gewesen.

Ich kehrte also als einfacher Frontoffizier nach Koblenz zurück. Es waren böse Tage für mich. Glücklicherweise lebten wir im Hause meiner Schwiegereltern, und mein Schwiegervater, ein geistig sehr reger Mann, verstand es, mich über Wasser zu halten. Wesentlich zog er mich in den Kreis seiner Interessen als Führer der protestantischen Gemeinde, welche sich in dem gut katholischen Koblenz ihre Stellung Schritt für Schritt erkämpfen mußte, auch war es sein Werk, daß der Vermessungsdirigent des nächsten Sommers, ein alter Regimentskamerad, der mir wohl wollte, es veranlaßte, daß mir die nochmalige Kommandierung zu den Vermessungen angeboten wurde.

Doch ich lehnte ab, denn meine Gedanken hatten eine andre Richtung genommen. Meine Schwiegermutter war von einem Hüttenwerk in der Nähe zu Haus, und es erschien wünschenswert, daß einer aus der Familie in dieses Geschäft eintrete. Darauf bereitete ich mich nun vor, denn meine Avancementsaussichten waren äußerst gering.

Da kam das Jahr 1848 und brachte neue Ideen und Pflichten.

Zweites Kapitel

Vorarbeiten. 1848 bis 1861

Infolge der im Anschluß an die revolutionäre Bewegung in Frankreich in der Rheinprovinz sich entwickelnden Unruhen entsandte man Truppen des vierten Corps dorthin, und das Generalkommando des achten Corps bedurfte einer Hilfe zur Bearbeitung der Marschrouten u. s. w. Ich wurde dazu berufen, und da ich mich brauchbar bewies und man über mich als jungen Menschen freier verfügen konnte, so wurde ich dort den ganzen Tag beschäftigt und immer zur Disposition gehalten, während die andern Herren nur die regelmäßigen Bureaustunden hielten. So kam es, daß sehr viele besondere Angelegenheiten, Nachrichten, dringende Personalien zuerst durch meine Hände gingen und ich den politischen Dingen näher kam, als es mit meinem Rang und dienstlichen Verhältnis übereinstimmte.

Es ist ja bekannt, daß unsre höheren Offiziere damals den Ansprüchen, welche die Verhältnisse an sie stellten, mit wenigen Ausnahmen nicht genügten. Die langen Jahre des Friedens und der politischen Ruhe hatten sie nicht gewöhnt, die ihnen beiwohnende Autorität durch eigne Kraft zu stärken. Das Einsetzen der eignen Person war für sie außer Mode gekommen, und hatten in einzelnen Fällen höhere Offiziere und Garnisonälteste einmal die militärische Gewalt zur Niederhaltung ungesetzlicher Handlungen verwendet, so war ihnen dies stets verdacht worden. Anstatt ihre Thatkraft wenigstens anzuerkennen, hatte man ihnen, wenn nicht Strafe oder Verweis, doch mindestens eine sehr lange und wiederholte Berichterstattung zur Rechtfertigung auferlegt. Es war daher Regel geworden, daß man sich möglichst zurückhielt, um sich Ungelegenheiten zu ersparen.

So stellte sich denn den unruhigen Bewegungen der Massen für den Anfang gar kein Damm entgegen, und selbst in den Regimentern, wo die Reserven eingezogen waren, lockerte sich die Disciplin. Dies war denn auch der Fall bei meinem Regiment, dem 29., welches in Koblenz seinen Ersatzbezirk hatte, und man entschloß sich deshalb, das Regiment nach Saarlouis an die französische Grenze zu beordern, um dort Ordnung unter den aus Frankreich ausgewiesenen, massenhaft ankommenden deutschen Arbeitern zu erhalten. An seine Stelle sollte das aus Magdeburg hierher dirigierte 26. Infanterieregiment treten. — Da erschien am Nachmittag eine Volksdeputation beim kommandierenden General

und legte Protest gegen jene Maßregel ein. Der General wies die Deputation zurück, und der Chef des Stabes gab mir auf, einen Befehl aufzusetzen, wonach die Bataillone des Regiments zunächst nach dem Exerzierplatz zu marschieren hätten; dort sollten die Leute gefragt werden, wer marschieren wolle. Wer sich weigerte, sollte ausgekleidet und vorläufig entlassen werden. Ich remonstrierte wegen solcher Ordre an mein Regiment, und während wir noch sprachen, kam der Magistrat von Koblenz und erklärte, die Ruhe sei nicht aufrecht zu erhalten, würde die Marschordre nicht zurückgenommen; auch sei es notwendig, die Reserven zu entlassen. Der kommandierende General gab nach. Ich hatte den entsprechenden Befehl aufzusetzen und ihn dann dem Kommandeur mitzuteilen. Von dort ging ich nach der Speiseanstalt, wo der größte Teil der Leutnants des Regiments versammelt war, und teilte ihnen den Befehl mit. Sie beschlossen nun ihrerseits, in corpore den Kommandierenden um Aufhebung des Befehls zu bitten. Und so geschah es; der General nahm sie an, entschuldigte sich und bat sie, doch zu gehorchen.

Dieses Auftreten der Offiziere hatte aber doch den General auf einen richtigeren Gedanken gebracht. Er beschloß, seinen Abschied zu erbitten, unter gleichzeitiger Darlegung der Gründe, die ihn zur Entlassung der Reserven bestimmt hatten.

Ich erhielt den Befehl, andern Mittags mit diesen beiden Schriftstücken nach Berlin zu reisen, um sie dem König persönlich zu übergeben. Ueber den Inhalt derselben instruierte mich der Chef des Stabes vor meiner Abreise und sagte: „Sie müssen dafür wirken, daß der General den Abschied nicht erhält; er ist der einzige Mensch, der uns über die Krisis fortbringen kann. Ich habe dafür gesorgt, daß auf Ihr Urteil in Berlin Gewicht gelegt wird."

Ich traf in Berlin ein unmittelbar nach den Märztagen. Alle Welt war von dem Geschehenen konsterniert; über das nun zu Verfolgende waren weder die Massen, noch leider die Regierung mit sich einig. Nirgends trat das deutlicher hervor als im Schlosse. Die Wache war bezogen von der Berliner Metzgergilde, in bunter und reicher Uniform. Der Offizier fragte, was ich wolle, und forderte mir die Depeschen ab, um sie selbst dem König zu geben. Auf meine Weigerung sagte er: „Dann kommen Sie," und gleich darauf befand ich mich vor meinem König.

Der König stand im Militärüberrock in dem nach der Spree ausgebauten Raum, den Rücken an einen Tisch gelehnt, der reich mit Kunstsachen besetzt war. Er las die Depeschen, fragte mich nach Personen und Sachen und sagte schließlich: „Ich sehe, Ihr General hat recht, Sie haben ein Urteil zur Sache; nun überlegen Sie mal meine Lage und sagen mir, was soll ich thun." Ich verhielt mich natürlich schweigend, und nun setzte mir der König die Lage mit ganz überraschender Klarheit auseinander, sprach von der Totenschau der Märzgefallenen und vom Verhalten seiner Umgebung. Hier wurde er unterbrochen durch die Meldung, das neue Ministerium sei da, um sich vorzustellen. Er sagte: „Kommen Sie mit nach vorn," und ich ging mit ihm in ein dem Schloßplatz zu gelegenes

Zimmer. Als wir eintraten, hörte man einen Trauermarsch auf der Straße. Der König trat hinter die Gardine, sah hinaus und sagte: „Man begräbt noch einige der Gefallenen und bereitet mir dies Schauspiel. Treten Sie an das Fenster, ich darf mich nicht sehen lassen, ich will Ihnen den Aufzug erklären.“ Als die Wachtmannschaften der ehrsamen Metzgergilde etwas rücksichtslos vorgingen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, sagte der König: „Wenn meine Soldaten so eingegriffen hätten, wie diese Bürgersoldaten, dann hätte alle Welt räsonniert. Von diesen Leuten lassen sie sich sogar Schläge gefallen.“ — Da öffnete sich die Thür, und die Herren sollten eintreten. Ich ging hinaus in eines der tiefen Fenster im Vorzimmer. Die Minister kamen von der andern Seite und gingen durch in das Audienzzimmer. Es war das Ministerium des 29. März, für mich lauter unbekannte Größen. Der letzte von ihnen schloß plötzlich die Thür vor sich und sagte laut, sich umdrehend: „Du kannst nicht,“ nach einigen Schritten stehen bleibend, rief er: „Schwerin, du mußt!“ machte Kehrt und folgte nun eiligst den andern.

Ich hielt mich noch drei Tage in Berlin auf, und zwar den Tag über meist in den königlichen Vorzimmern, die gleichzeitig Vorzimmer für die auf der andern Seite gelegenen Ministerzimmer waren. Hier bewegten sich die allerverschiedensten Menschen, einerseits die Umgebung des Königs, anderseits eine Flut von Leuten, welche die Minister sprechen wollten; Deputationen aller Art und aus allen Provinzen, wiederholt aus dem Posenschen. Sie wurden abwechselnd von den heraustretenden Ministern empfangen. Mein Eindruck war, daß Graf Schwerin allein den Mut seiner Stellung und das Bedürfnis einer königlichen Autorität für sein Verhalten hatte. Die andern äußerten sich nur in beruhigender und vermittelnder Weise.

Ein Kriegsminister war noch nicht ernannt; General v. Reyher hatte nur einstweilen die geschäftliche Leitung erhalten. Er nahm mich verschiedentlich über Personen und Dinge ins Verhör. Am zweiten Tage sagte er mir: „General v. Thiele ist um seinen Abschied eingekommen, was sagen Sie dazu?“ — Ich: „Der Chef des Stabes hat mich ganz besonders beauftragt, darauf aufmerksam zu machen, wie General v. Thiele allein dazu geeignet sei —“ General v. Reyher, mich unterbrechend: „Ich will nicht Ihren Auftrag wissen, ich will Ihre Ansicht kennen. In solchen Zeiten ist jeder verpflichtet, mit seiner Meinung einzutreten.“ So berichtete ich pflichtgemäß, was ich in Koblenz miterlebt hatte, und beantwortete frei alle Fragen, die General v. Reyher mir stellte. Es traten verschiedene Personalveränderungen im Corps ein; den Abschied des Generals v. Thiele hatte ich selbst zu überbringen.

Ich brachte meine freie Zeit auf der Straße oder in Versammlungen aller Art zu. Die Welt war in einem Taumel; alles, was bis dahin Autorität gewesen, war verschwunden; was Neues entstehen sollte, dazu hielt sich ein jeder für berechtigt mitzusprechen.

Vor dem Kriegsministerium fand ich einen mir befreundeten Rat abends als Schildwache aufgepflanzt. Er vertrieb sich die Zeit damit, das ihm anvertraute neue Gewehr auf dem Pflaster springen zu lassen, zum tiefen Schmerze

meines infanteristischen Herzens. Zur Erleichterung der Bürgerwehr wurden zwei Bataillone herangezogen, eins vom 20. Regiment (damals Ersatz Berlin) und eins vom 2. Regiment (Pommern). Am letzten Tage meines Dortseins wohnte ich dem Einmarsch beider bei. Das erste Bataillon war untermischt von Berliner Bürgern, die den Soldaten die Gewehre trugen und ihnen Schnaps zu trinken gaben. Jede Disciplin war geschwunden; eine Räuberbande, nicht eine preußische Truppe; mir stieg die Röte der Schmach ins Gesicht. Eine Stunde später folgten die Pommern. Fest geschlossen und mit strammem Tritt zogen sie durch die erstaunten Massen. — Mir ist der von diesen beiden Bataillonen empfangene Eindruck stets unvergeßlich geblieben.

Ich fuhr dann nach Hannover und wohnte dort einer Versammlung bei, in welcher zu meiner damaligen großen Ueberraschung viel von Deutschlands Einigung gesprochen wurde. In Köln war großer Straßenlärm; aber man hatte mehr den Eindruck allgemeinen Vergnügtseins, wie ja überhaupt die ersten Zeiten des Jahres 1848 mehr einem Taumel glichen als den ernsten Vorboten großer Ereignisse. Die Schärfen der Lage kamen erst nach und nach zum Ausdruck, als die leitenden Kräfte auf den entgegenstehenden Seiten sich in Personen verkörperten. Ich kehrte heim wie vom Anblick eines großartigen Schauspiels, in allen Fibern an- und aufgeregt. Ich hatte tief in die Welt hineingeblickt und empfand einige Neigung mitzuspielen. Die Richtung war mir durch Familientradition wie durch eignes Standesbewußtsein vorgezeichnet, und ich wäre ohne Gewissensnot frisch gegen alles Revolutionäre zu Felde gezogen. — Aber mir blieb keine Zeit, mich mit fremden Dingen zu beschäftigen.

Kaum zurückgekehrt, wurde ich als Adjutant zum General v. Stockhausen entsandt, der die Infanterieregimenter 26 und 27, Kavallerie und Artillerie an der französischen Grenze kommandierte. Hauptquartier war ein kleiner Ort, Lebach, fern von dem unruhigen Treiben der Städte. Es kamen wohl Aufsässigkeiten einzelner Ortschaften vor, die die Wälder als Gemeingut ansahen oder sonst zu kommunistischem Unfug sich hatten beschwatzen lassen, aber das scharfe Laden vor versammeltem Dorf reichte immer aus, die Gemüter zu beruhigen. Allmählich liefen die aus Frankreich ausgewiesenen Arbeitermassen ab, und die Truppen wurden wieder frei. Mein General ging als Kriegsminister nach Berlin, ich wurde Ende April dem Kommando der 16. Division überwiesen, und zwei Bataillone der Regimenter 26 und 27 gingen nach Trier, die gestörte Ordnung dort wieder herzustellen.

Auch in Trier hatten die Generale versagt und nicht verstanden, Disciplin in den heimischen Truppen zu bewahren. General v. Schreckenstein, der spätere Kriegsminister, kam gleichzeitig mit jenen Bataillonen von Koblenz aus, wo er die Stelle des kommandierenden Generals versah, in Trier an und überwand die Stadt, welche Barrikaden gebaut und die Bürger bewaffnet hatte, nur durch Ruhe und Sicherheit. Er stellte die Truppen und Batterien auf; alle Glocken der Stadt läuteten Sturm, und nach drei Stunden war Friede geschlossen, ohne daß ein Vorwärtsbewegung erfolgt oder ein Schuß gefallen wäre.

Was die Stadt eigentlich wollte, darüber herrschte große Unklarheit. Der ostensible Grund der Erhebung war die Einquartierung fremder Truppen, nebenbei aber spielten Einflüsse wunderlichster Art. Eine Gruppe strebte zur Republik, eine andre wollte die Wiedervereinigung mit Frankreich, eine dritte endlich proklamierte als Ziel die Wiederherstellung des Kurfürstentums Trier. Preußische Gesinnung fand sich nur bei den Eingewanderten; das Hinneigen zu Frankreich beruhte auf der Erinnerung, wie wohl man sich damals befunden hatte, zunächst durch die Verschleuderung der Kirchengüter, dann dadurch, daß die heimkehrenden Heere, die bei der Ueberschreitung der Grenze ihren rückständigen Lohn erhielten, viel Geld ins Land brachten; endlich durch den lukrativen Viehhandel, den die Verproviantierung der Truppen entwickelt hatte; der ganz unklare Gedanke aber der Wiederherstellung des Kurfürstentums hatte die meisten Anhänger, zumal durch die Geistlichkeit.

Als ich den General v. Schreckenstein nach seiner Wohnung geleitete, blieb er plötzlich stehen und sagte: „Ja ja, mein Lieber, das ist eine Zeit, wo man noch ein großer Mann werden kann." Er war noch Generalmajor und vom Brigadekommandeur kommandierender General geworden; die leichten Erfolge hatten ihn berauscht und seine Phantasie rege gemacht.

Ich blieb in Trier bei der Division und habe dort von 1848 ab fünf sehr zufriedene Jahre erlebt; wir hatten sehr angenehmen Verkehr, genossen die schöne Natur und kamen zu wissenschaftlichen und musikalischen Kränzchen zusammen. Ich lernte italienisch, spielte Theater u. s. w. Von unserm Verkehr will ich den damaligen Divisionsadjutanten v. Kritter besonders erwähnen, der später die Schwester meiner Frau heimführte.

Anfang September ward mir der Befehl, über Luxemburg, Thionville, Metz und Saarlouis zu reisen und Nachrichten über französische Rüstungen und Zustände einzuziehen. In ersterer Hinsicht war nichts zu berichten; Frankreich war mit sich selbst beschäftigt. Meine Nachricht aber, die Franzosen würden den Prinzen Napoleon zum Präsidenten wählen, erwies sich bekanntlich als richtig, obgleich sie mit den Pariser Berichten nicht stimmte.

In Baden begannen sich die Verhältnisse sehr unglücklich zu gestalten. Dieses aus den Napoleonischen Zeiten heraus künstlich gestaltete Land war dem Einfluß des flachen französischen Liberalismus am meisten zugänglich und befand sich schon im August 1848 in ganz haltlosen Zuständen. Der Großherzog war gutmütig, die Beamten entbehrten der Kraft, ja selbst der Routine; die Truppen ermangelten der Disciplin. Die Frankfurter Reichsregierung beschloß, ein Truppencorps nach dem Norden Badens zu schicken, um der Landesregierung Kraft zu geben. Das Corps, aus Preußen und Nassauern bestehend, wurde meinem Chef, dem General v. Dunker, anvertraut, und ich ging voraus, um die Märsche zu regeln. Am 30. September nahmen wir unser Hauptquartier in Mannheim, wohin, über Kreuznach und Heidelberg unsre Truppen, über Darmstadt vier Bataillone Nassauer dirigiert waren. Allmählich beruhigten sich die Geister wieder, auch in Rheinhessen, wohin ich Ende Oktober mit einer Kolonne zu

marschieren hatte, und wir konnten melden, daß unsre Soldaten die besten preußischen Diplomaten seien.

Im November erachtete die Frankfurter Regierung die Ruhe in Baden und Hessen wieder für vollständig gesichert, und die Truppen wurden zurückgezogen. Ich selbst erhielt die Ernennung zum Adjutanten der Landwehrbrigade in Trier. Es gehörten zu jener Zeit zu jeder Division eine Infanterie- und eine Landwehrbrigade; bei dieser wurden die gesamten Reserve-, Landwehr- und Ersatzangelegenheiten für den Bereich der Division bearbeitet, und es gab viel zu thun. Ich blieb über drei Jahre in dieser Stellung und hatte reiche Gelegenheit, nicht nur mich in den ganzen Organismus unsers Heeres gründlich hineinzufinden, sondern auch mit der Provinz vertraut zu werden. Wir bereisten mehr als drei Monate im Jahr zu Musterungs- und Aushebungszwecken den Bezirk, in welchen nicht nur die Regierungsbezirke Trier und Koblenz gehörten, sondern später auch Hohenzollern.

Im Laufe des Jahres 1848 hatten der stete Ortswechsel und meine so mannigfache dienstliche Verwendung jede persönliche Teilnahme an den Ereignissen verhindert; die größere Beständigkeit meines Aufenthaltes in Trier aber führte mich zu einer Teilnahme am politischen Tagesleben, und ich lieferte wiederholt Zeitungsartikel im Interesse der Armee.

Die preußische Armee bildete, als das größte Hindernis der republikanischen Bewegungen, den Gegenstand der Verfolgung von seiten der Weltverbesserer, und so gab es für einen Soldaten stets reichen Stoff zum Kampfe gegen diese; ich suchte ihn nach Möglichkeit auszunützen. Sonst aber empfand ich es oft mit Bitterkeit, daß ich meine Kräfte dem Alltagsleben in dem geistig toten Trier widmen mußte, während die ganze Welt sich in der größten Aufregung und Thätigkeit befand.

Als im Laufe des Sommers 1850 der Konflikt mit Oesterreich sich vorbereitete, rückten die höheren Stäbe sowie die Truppen aus Trier nach Kreuznach, und die Landwehrbrigade übernahm die Geschäfte der Division und der Infanteriebrigade. Das ging ganz gut, bis plötzlich im Spätherbst die Mobilmachung befohlen wurde. Mit einer Ordre und auf einen Tag wurden die Reserven für die Linie und Landwehr ersten und zweiten Aufgebots einberufen. Die Menschen und Pferde kamen, aber weder Unterkommen noch Kleidung noch Nahrung und am allerwenigsten Offiziere waren vorgesehen. Es war eine Gnade Gottes, daß es nicht zum Kriege kam, und mir erschien es wie ein Wunder, daß bei diesen führerlos zur Fahne berufenen Leuten die Gesetzlosigkeit nicht zum Durchbruch kam. Nach Wochen waren die Bataillone noch nicht formiert, noch viel weniger die Landwehrkavallerie und zumal der Train. Die infolge des Abkommens von Olmütz rasch eintretende Abrüstung wurde als große Wohlthat empfunden, und ich bin noch heute der Ansicht, daß die seitdem vielfach aufgetauchte Meinung, wir würden Oesterreich trotz der offenen Mängel unsrer Organisation auch damals überwunden haben, auf einer schweren Täuschung beruht. Es folgten viele Personalveränderungen und eine ganz neue Bearbeitung des Mobilmachungsplanes.

Das Jahr 1852 brachte mir eine Veränderung in meiner dienstlichen Stellung. Ich wurde erster Adjutant bei der Division in Trier, was den Vorteil hatte, daß ich der Truppe wieder näher kam und mehr mit dem Kommando als mit der militärischen Verwaltung zu thun hatte. Auch wurden in diesem Jahre die sechs ältesten Premierleutnants aller Infanterieregimenter Hauptleute dritter Klasse, und da ich gerade der sechste war, rutschte ich noch mit hinein. Doch meine Stellung bei der Division sollte nicht von langer Dauer sein.

Im Sommer 1853 wurden die sämtlichen Stellen der ersten Adjutanten bei den Divisionen durch Majore des Generalstabes besetzt. Bei dieser Begebenheit wurden die abgelösten ersten Adjutanten alle mit Vorteil versetzt, nur ich nicht. Ich allein von achtzehn trat einfach in das Regiment zurück. Wie hart mir diese Zurücksetzung wurde, brauche ich nicht zu sagen; es war wieder eine Lehre zur Bescheidenheit, aber ich war nicht genug Hegelianer, um sie gern auf mich wirken zu lassen.

Man verübelte mir von oben her gewisse Selbständigkeiten, die ich bei der vergangenen Mobilmachung in Vertretung meines etwas altersschwachen Generals begangen hatte. Ihn, den General v. Palm, einen verdienten alten Lützower, mußte man verabschieden; mich hielt man nur auf. Daß ich persönlich in meiner Stellung nichts eingebüßt hatte, wurde mir dadurch bewiesen, daß sämtliche Generale und der größte Teil der Stabsoffiziere mir ein Abschiedsessen gaben. Beim Nachhausegehen sagte mir der Regierungspräsident v. Mirbach: „Verlieren Sie nicht den Mut! Aus Ihnen wird doch noch etwas.“

Mein Regiment stand in Frankfurt am Main; ich übernahm die Führung einer Compagnie und lebte mich rasch wieder in den alten Kameradenkreis ein. Meine Frau hatte viele Beziehungen mit der guten Frankfurter Gesellschaft, welche uns sehr herzlich aufnahm. Der Bundestag vereinigte Menschen aus aller Herren Ländern, und man fand überall Anregung. Bismarck als Bundestagsgesandter machte bereits Aufsehen durch die Entschiedenheit seiner preußischen Politik. Wir waren alle stolz auf ihn, und jeder Preuße feierte ihn. In Verkehr kamen wir nicht mit dem Bismarckschen Hause, denn schon im Frühjahr 1854 rückte das Regiment nach Trier ab. Ich aber kam nach Koblenz als Compagniechef, zunächst bei der Landwehr und nach wenigen Monaten bei dem damals bestehenden Reservebataillon.

Mein Dienst war tötend; meine Compagnie lag auf dem Asterstein, während ich in Koblenz wohnte; eine Ration hatte ich nicht. So wurden meine Kräfte durch das Laufen aufgezehrt, und es blieb daneben für geistige Thätigkeit nichts übrig. In dieser Stimmung erklärte ich eines Tages im Sommer 1854 meiner Frau, ich müsse fort; das Detail des Dienstes könne ich nicht mehr aushalten. Ich reiste auf 14 Tage über Thüringen nach München, und als ich über Heidelberg wieder heimkam, fand ich meine Versetzung in den Generalstab beim Generalkommando in Koblenz vor. Freundliche Kräfte, General v. Fischer und General v. Herrman, hatten für mich gewirkt. Mein Chef war der Oberst

v. Schwartz, und in wenigen Monaten war ich sein Hauptarbeiter. Major v. Gersdorf, ein alter Freund von mir und hier mein Vorgesetzter, wurde fortversetzt, und ich sollte bei Schwartz sein Nachfolger sein. Es kam zu meinem Glück anders.

Das Koblenzer Leben war sehr nett und amüsant, aber wenig förderlich für den Menschen. In der rheinischen Fröhlichkeit vertrödelte man viele Zeit und gewöhnte sich an ein phäakisches Dasein. Später sagte mir Graf Lehndorf mal lachend: „Sie wollen Rheinländer sein? Dafür sind Sie ja viel zu fleißig." Ich hätte sicher hieran verloren, wäre ich nicht jetzt in Verhältnisse gekommen, wo wenig Tugend dazu gehörte, ausschließlich zu arbeiten.

Ich will noch erwähnen, daß ich in meiner Stellung beim Generalstab in Koblenz zum erstenmal in persönliche Berührung mit dem damaligen Prinzen von Preußen, späteren Kaiser Wilhelm trat. Er hielt zur Zeit Hof in Koblenz als Militärgouverneur der Rheinprovinz und von Westfalen. Im Winter 1855/56 hatte ich die Ehre, in der neu gebildeten Militärischen Gesellschaft vor dem Prinzen eine Vorlesung über die Bedeutung des Zündnadelgewehres für das Infanteriegefecht zu halten. Der hohe Herr war ungemein angeregt von meinem Gedankengang, ich mußte Abschrift des Vortrages einreichen und habe oft in späteren Jahren von ihm gehört, ich hätte ihm zuerst die Wichtigkeit des Gewehres gezeigt. Ich wurde anderntags zur Tafel befohlen und habe seitdem mich der besonderen Gnade auch der späteren Kaiserin Augusta zu erfreuen gehabt. Nach Tisch wurde das Gespräch sehr lebhaft, und der Prinz verurteilte höchst offen die reaktionäre, frömmelnde Richtung, in die der König eingelenkt war; namentlich die englische Sonntagsheiligung verwarf er, da sie so ganz dem deutschen Volksgeiste widerspreche.

Ein Jahr später hielt ich in Posen denselben Vortrag in der dortigen Militärischen Gesellschaft; da fanden es denn die älteren Herren bedauerlich, daß ich so moderne Ansichten der altbewährten preußischen Schule gegenüber öffentlich ausspreche. Ich erzähle dies, um zu zeigen, wie freien Geistes der Prinz die Dinge zu sehen verstand.

Ich kam also im Mai 1856 als Major nach Posen. Hier wehte eine für mich in jeder Richtung fremde Luft; und während ich mich bis dahin sehr leicht, und die letzte Zeit in Koblenz vielleicht zu leicht am Leben beteiligt hatte, vereinsamte ich hier rasch. Ich wurde wieder ein sehr arbeitsamer Mann und hatte in dieser Beziehung eine sehr kräftige Stütze an meinem Chef, General v. Brandt, der nicht nur eine sehr reiche militärische Carriere hinter sich hatte, sondern auch als militärischer Schriftsteller in der Welt rühmlichst bekannt geworden war. Er stellte stets die größten Ansprüche an meinen Fleiß; ich hatte große Freude an seinem Verkehr und blieb bis an sein Lebensende in brieflicher Verbindung mit ihm. Leider nahm er schon im Jahre nach meinem Eintreffen seinen Abschied. Sein Nachfolger war das gerade Gegenteil, in der Front groß geworden und ausgesprochener Feind aller Bücher, obgleich geistig sehr gut beanlagt. Er kam kurz vor dem Manöver, zu dem ich alle Anlagen und Befehle

bereits fertig hatte. Nach dem ersten Manövertage in der Division wies er nun die von mir entworfene Disposition zurück und gab mir seine eigne Arbeit. Ich ließ diese abschreiben und bemerkte bei der Vorlage zur Unterschrift, ich glaubte nicht, daß die Gegner sich treffen würden. Er fuhr auf; als wir aber abends nach Hause ritten, sagte er: „Sie haben recht gehabt.“ Nun ließ er mich ferner gewähren; aber er mochte mich nicht mehr, und ich wurde bald darauf in den Generalstab des Generalkommandos, zum Grafen Waldersee versetzt, als Vertreter des kranken Chefs des Stabes, der bald an der Schwindsucht starb. Hier gewann ich sehr bald das volle Vertrauen meines Generals. Er schickte mich 1858 bei den großen Manövern gegen das sechste Corps immer nur mit der Anweisung fort: „Sehen Sie mal hin und befehlen Sie, was notwendig ist.“ — Im Winter zu 1859 bearbeitete ich eine Mobilmachungsinstruktion, die später maßgebend wurde. — Ich blicke auf die in Posen verlebten fünf Jahre als auf eine Zeit reichen geistigen Lebens zurück; es war eine Zeit stillen Schaffens. Die einzige Ausnahme wurde gebildet durch die Mobilmachung von 1859, die mich für einige Wochen nach Frankfurt am Main führte. Ich wurde dorthin vorausgeschickt, um für das fünfte Armeecorps Quartier zu machen. Wir sollten bekanntlich mit zwei andern Corps unter Generalfeldmarschall v. Wrangel am Rhein aufgestellt werden, um eine Diversion zu Gunsten Oesterreichs herbeizuführen. General Vogel v. Falckenstein war zum Chef des Generalstabes der Armee designiert und ebenfalls in Frankfurt eingetroffen. Der General war frisch und thatkräftig bei der Arbeit, ein guter Kamerad, und sein Verkehr vom höchsten Wert. Ich gewann sein Herz, als ich am zweiten Tage früh von Frankfurt weggefahren und abends von Wiesbaden heimgekehrt, nicht nur die ganze Dislokation des Heeres geordnet sondern auch den Herzog von Nassau, seine Minister und alle 24 Amtmänner zum Einverständnis gebracht hatte. Der Herzog erklärte mir, daß er bereit sei, alles zu leisten, da es der von ihm so langersehnten Hilfe für Oesterreich gelte. Die Amtmänner des Landes, mit welchen ich mehrere Stunden arbeitete, waren außerordentlich dienstwillig und sprachen wiederholt ihre Sympathien für Preußen aus.

Ganz so leicht wurden dem General seine Forderungen von der Stadt Frankfurt nicht erfüllt. Ich weiß nicht, welches Corps hier untergebracht werden sollte, die Stadt aber erklärte, keinerlei Einquartierung zu nehmen. Der General ging an den Senat; es gab heftige Reden und Gegenreden um die Reichsfreiheit der Stadt, und endlich erklärte er den versammelten Herren, er würde die Truppen sich selbst einquartieren lassen und wolle doch mal sehen, wie lange die Souveränität der Stadt vor 100 000 Gewehren stichhalten würde. Es folgten wieder aufgeregte und bittere Reden, als aber die Herren sahen, daß der General Ernst machte, gaben sie nach.

Ich fand den General ganz aufgebracht über den hochmütigen Hohn, mit dem man ihm begegnet war. Als Falckenstein 1866 als Sieger in die Stadt einrückte, gedachte er wohl jener Stunden. Kaum war unsre Arbeit Hals über Kopf fertig, da kam der Friede von Villafranca und für uns die Rückberufungsordre.

Ich bin in Posen bis zum Jahre 1861 geblieben und habe in dieser Zeit mich bemüht, Land und Leute kennen zu lernen. General v. Brandt unterstützte mich dabei sehr wesentlich. Er hatte seinen militärischen Dienst in der polnischen Armee begonnen, hatte mit ihr die Kriege von 1807 bis 1813 unter Napoleon mitgemacht und besaß eine große Kenntnis der polnischen Adelsfamilien, sowie der Geschichte und der Verhältnisse des Landes. Ich lernte die Sprache und las dann selbst die hervorragendsten Werke der polnischen Litteratur.

Das eigentlich revolutionäre Element in der Provinz ist der Adel; mit ihm zu paktieren ist immer falsch, denn er ist seiner innersten Natur nach ungeeignet, sich in einen deutschen Staat einzuleben. Leider haben wir wiederholt die preußische Regierung auf diesem Wege gesehen; alle solche Versuche sind kostbar. Wie er aber zu brauchen ist, das lehrt uns die Zentrumsfraktion, die ihn hegt und trägt und über die polnischen Stimmen im Reichstage gebietet.

Die katholische Geistlichkeit in der Provinz ist seit dem Kulturkampf mächtiger geworden als je zuvor. Eine national-polnische giebt es nicht mehr, denn polnischer und deutscher Katholizismus gehen Hand in Hand; sie regierungsfreundlich zu stimmen, ist noch schwieriger als den Adel außer Kurs zu setzen. Man kann auch hier vom Zentrum nur lernen. Die Besetzung des Bischofsstuhles und das Domkapitel sind für die Regierung das bedeutendste Mittel, auf die Geistlichkeit zu wirken; sie durch Polizeimaßregeln beherrschen zu wollen, ist unmöglich. Die fanatischste Glaubensrichtung aber ist nicht so gefährlich wie politische Interessenverbindung.

Der polnische Bauer ist ein an sich ruhiger und zum Gehorsam geneigter Mann und hat gar keinen Drang zu revolutionären Bestrebungen. Als Beleg mag folgendes Vorkommnis dienen: Im Jahre 1848 war man im ersten Freiheitsdusel so weit gegangen, den Polen in Posen zu gestatten, eigne Truppen zu halten. Schließlich erkannte man die damit heraufbeschworene Gefahr und beschloß, ihnen mindestens die Reserve- und Landwehrmänner zu nehmen; man berief diese also ein, und der Bezirksfeldwebel ging auf dem Exerzierplatz der polnischen Bataillone zu jedem einzelnen, las die Einberufungsordre vor, ließ die Leute vortreten und marschierte einfach mit ihnen ab, ohne daß auch nur ein Zeichen des Ungehorsams vorkam.

Aus meinem privaten Leben in Posen will ich noch erzählen, daß wir langsam daselbst an Umgang gewannen, mit Menschen, denen ich für das Leben verbunden blieb. Wir kamen in diesem Kreise regelmäßig zusammen, wo dann der Wirt des Hauses einen Vortrag eigner Arbeit zum besten geben mußte; General v. Zastrow, später kommandierender General; Oberst v. Lyncker; Präsident Graf Schweinitz, wir standen uns besonders nahe; Präsident v. Bernuth; Präsident v. Mirbach, der als Reaktionär fiel, während Bernuth liberaler Minister wurde; und endlich der einzige Nichtbeamte der Posener Gesellschaft, Buchdruckereibesitzer v. Rosenstiel, später Amtsrat in Gorgast; mit dessen Frau verband mich eine besondere Neigung, und ich stehe noch heute in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihr.

Außerdem hielt ich im Winter in militärischen Zusammenkünften Vorträge der verschiedensten Art. Die eigentliche Anregung der großen Welt aber vermißte ich dauernd, und ich schrieb in einem Briefe, der mir vorliegt, vom 1. September 1859: Die Warthe ist ein treues Bild des hiesigen Lebens; still, trübe, seicht, statt des fördernden Elementes ein stagnierender Schlamm.

So begrüßte ich es mit Freude, als ich im Frühjahr 1861 als Chef des Generalstabes des vierten Armeecorps nach Magdeburg versetzt wurde. Jedoch sollte mein nach Berlin als Abteilungschef versetzter Vorgänger bis zur Beendigung der beabsichtigten größeren Manöver dort bleiben und ich diesen so lange beim Großen Generalstab in Berlin vertreten. Meine Familie ging in der Zwischenzeit nach Koblenz, während ich den Auftrag erhielt, Ungarn zu bereisen und im September die Manöver und die Generalstabsübungsreise am Rhein mitzumachen.

Die Reise nach Ungarn und Siebenbürgen war wie gesagt eine Dienstreise und ziemlich anstrengend. Es fiel aber auch für den außerdienstlichen Menschen vieles ab, wovon ich einiges hier erwähnen will. Mit etwas Ungarisch, welches ich gelernt hatte, fand ich mich stellenweise durch; in andern Gegenden half mir die Kenntnis des Polnischen, bei den Juden durfte ich deutsch sprechen.

Ich fuhr über Wien und Pest, von dort mit dem Dampfboot die Donau hinunter nach Neusatz und Peterwardein und kam von dort mit einigen Offizieren, die ich auf der Reise kennen gelernt hatte, in ein slavonisches Kloster. Es war gerade Mittagszeit; man lud uns freundlich zu Tisch. Ungefähr ein Dutzend Mönche aßen mit uns das erste Gericht, dann standen sie auf und bedienten den Abt und uns bei den ferneren Gängen eines sehr guten Diners. Darauf schickte der Abt nach dem Dorf; es erschienen Mädchen, und man tanzte die Nacht durch.

In Belgrad sah ich türkische Truppen, ging dann weiter, die Donau in ihrem reißenden Strom verfolgend, nach Orsova, machte einen Abstecher in die Walachei und besuchte das Schwefelbad Mehadia.

Eine derartige Trennung von Nationalitäten wie hier habe ich noch nie gesehen; im Hotel waren besondere Zimmer für Walachen und besondere für Magyaren; in den kleinen Gaststuben hatte jeder von beiden seinen eignen Tisch, und hatte die Badekapelle ein ungarisches Musikstück gespielt, so mußte ein walachisches folgen, sonst gab es einen Mordsspektakel. — Dann nahm ich einen Wagen und fuhr ins Land hinein. Die Ortschaften trugen noch die Spuren des längst vergangenen Bürgerkrieges; ganze Häusermassen lagen in Ruinen, nur die katholischen Kirchen waren sämtlich neu erbaut. In Siebenbürgen besuchte ich ein fiskalisches Silberwerk, welches mich interessierte, da ich durch meine Frau Mitbesitzer eines solchen Werkes bei Ems war. Ich fand den Betrieb unsäglich elend. Der mich führende Direktor sagte traurig, die Regierung gewähre ihm kein Geld für Verbesserungen.

Bei der langsamen Art des Reisens im Wagen hatte man Gelegenheit, die Eindrücke voll auf sich wirken zu lassen, und ich empfand die Schärfe der Gegensätze

zwischen den vielen Nationalitäten des Landes, die in der Masse und Buntheit ihrer Bestrebungen mir erst hier einigermaßen klar wurden. In Klausenburg lud mich der Kommandant zu Tisch. Sein Wein war mordsschlecht; er entschuldigte sich, der Bischof habe den Verschleiß des Weines; dem sei ein Faß verdorben, und ehe dieses nicht ausgetrunken, gebe es keinen andern. Ich habe auch nie so viel gehungert wie auf dieser Reise. In Debreczyn fuhr ich mittags vor dem Hotel vor. „Was haben Sie zu essen?“ — Antwort: „Vor sieben Uhr nichts!“ Kein Zureden half, die Leute waren in der Ernte. Gelegentlich genoß ich die liebenswürdige Gastfreundschaft eines Gutsherrn; da war's dann besser.

Dann wanderte ich über die Karpathen nach Krakau und mußte hier die Reise abbrechen, da meine Zeit abgelaufen war.

Von Berlin ging ich direkt zu den großen Manövern des siebenten und achten Corps, und zwar war ich dem als Schiedsrichter fungierenden General Fürsten Radziwill zugeteilt. Er war wenig Soldat, aber ein fein gebildeter Herr, und die Tage bei ihm verliefen sehr angenehm.

An das Manöver schloß sich die Generalstabsübungsreise nach Köln-Wittlich unter Leitung des Generals v. Moltke. Ich führte die preußische Seite; ich hielt es für Pflicht, die zehn Herren, die mir zugeteilt waren, täglich mit Aufträgen zu beschäftigen, die ausgearbeitet und eingereicht wurden. Da sagte mir Moltke eines Tages klagend: „Sie machen mir damit zu viel Arbeit.“

Die taktische Ausbildung der Offiziere interessierte ihn nicht besonders; was ihn beschäftigte, waren die großen strategischen Fragen, und da war es allerdings stets eine ebenso hohe wie lehrreiche Freude, seine Ansichten und Urteile darüber zu hören.

* * *

Ich habe schon erwähnt, in wie nahen Beziehungen wir dauernd mit der Familie v. Holtzendorff standen; er war mir seit den Berliner Tagen aufs engste in Freundschaft verbunden, seine schöne und anmutige Frau Eveline die Herzensfreundin meiner Frau. Seitdem wir getrennt waren, hatte sich eine rege Korrespondenz gebildet, in der wir alles abhandelten, was inneres und äußeres Leben, Herz und Verstand bewegte; die politischen Wirren der Zeit nahmen naturgemäß den breitesten Raum ein.

Aus meinen Briefen, die mir hier vorliegen, will ich zur Kennzeichnung der Stimmung aus jenen Tagen einiges anführen.

Koblenz, 18. 10. 47.

„Sie wissen, wie abfällig mein Urteil über einen Teil unsrer militärischen Verhältnisse schon früher war; jetzt bin ich zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß mit aller Energie dahin zu streben ist, daß unsre Armee in entscheidenden Fällen lebendig bleibt. Solche Verordnungen wie die neueste, nach der uns

verheirateten Offizieren gestattet worden ist, mit der Frau am Arm zu gehen und zu grüßen, während kein Offizier mit einem andern Arm in Arm gehen darf, werden aber nicht viel zum Bestand der preußischen Armee beitragen.

Sie suchen alles Heil der Entwicklung in der Politik; ich finde es in der Religion. Schenken Sie heut der Welt die Freiheit, ohne daß vorher eine strenge innere und äußere Kirchlichkeit Platz gegriffen hat, so schaffen Sie damit die größte Tyrannei, die je vorgekommen ist. Religion innerhalb der Kirche, das ist das Fundament, auf welchem Sie nur die Freiheit erbauen können, sonst wird diese der Weg, auf dem sich das Laster zum Herrscher erhebt. Alle Völker sind in ihrer Jugend frische, gute Soldaten gewesen; eine strenge, aber freie Kirche erhöht die Lebenskraft des Volkes und ist für Deutschland Lebensbedingung. Wir fallen auseinander, weil jedem sein Gott ganz beliebig zur Verfügung gestellt ist. Unser Protestantismus wurde von Idealisten und Gelehrten gebildet, nicht von Staatsmännern. Wir haben uns jeder Form entblößt; was aber lebendig sein will, muß Form haben. Ich behaupte darum, daß, wenn wir eine germanische Welt entwickeln wollen, wir vor allem religiös gefestigte Individuen schaffen müssen, dann findet sich alles Weitere von selbst. Warum treten so viele Leute von Geist, aber wankendem Gemüt von uns zum Katholizismus über? Nur weil sie hier nicht den genügenden Halt finden. Ich will jetzt selbst bei mir mit der Kur anfangen, die ich für ganze Völker vorschreibe; der Dienst läßt mir auch reichliche Zeit für Betrachtungen auf religiösem Gebiet, ich habe eigentlich den ganzen Tag zur Disposition, nur mein dicker Junge nimmt mir manche Stunde fort und macht mir das Herz im Leibe springen; aber das ist schließlich auch Religion."

*

Koblenz, 1. 1. 1848.

„Den Tag habe ich begonnen mit einer Lektüre, die mich sofort an Sie erinnerte, denn auf Ihre Empfehlung bin ich von heute ab Abonnent der Deutschen Zeitung. Ich habe das Blatt zum erstenmal in die Hand bekommen und finde vorläufig, daß es für die Quantität sehr teuer ist, über die Qualität kann ich ein Urteil noch nicht fällen. Der ‚Rheinische Beobachter' sagt: ‚Große Trauer herrscht über den Tod der Herzogin von Parma in ihrer Residenz.' Die ‚Deutsche Zeitung' drückt dasselbe so aus: ‚Dieser sehr gehaßten Herrscherin folgt der vielleicht noch mehr gehaßte —' und so weiter. Jedenfalls Gegensätze. — Wie wird unsre Regierung den in der Schweiz geschürzten Knoten lösen? Zum Schwert wird es kaum kommen. In Hessen wird es wohl blutige Köpfe setzen, aber es wäre mir sehr bitter, wenn die Pflicht mich zwänge, dort einzurücken. Die italienischen Wirren sind fast ebenso interessant wie die Schweizer, und man sieht überall, daß, wenn die Stunde der Entscheidung schlägt, alles sich vor einem tüchtigen Degen und einer geraden Willenskraft beugen muß. Ach, Holtzendorff, wenn es sich in der Welt regt, ist man gern Soldat, aber es ist schändlich, daß man nächstens 30 Jahre alt wird und immer noch wartet auf die Dinge, die da kommen werden.

Sie haben die Feiertage mit ihrer Herde Kinder gewiß sehr schön zugebracht; hätte ich ein Mittel, sie zu ernähren, so sollte mir ein Dutzend nicht zu viel sein. Haben Sie sich nicht auch über die prächtigen Gedanken und die Poesie im ‚Kosmos‘ gefreut?“

*

Trier, 17. 8. 48.

„Heut ist es ein Jahr, daß Sie Ehemann sind und diesen ganz bedeutenden Schritt in das Leben thaten. Wir haben in dieser Zeit innerlich und äußerlich viel durchgemacht, und sehr weniges ist bisher entschieden. Sie haben in Ihrem letzten Brief die deutsche Frage ganz vermieden und mir damit ausgesprochen, daß Sie sich in einem Zwiespalt darüber befinden; der Kopf will noch nicht von Deutschland lassen, aber das Herz zieht zu Preußen. Wie wäre es aber auch anders möglich; sind wir nicht groß geworden in dem Stolz, Preußen zu sein? Haben wir uns nicht ernährt mit dem Ruhm unsrer Eltern und Ahnen, knüpften wir nicht unsre Hoffnungen für die Zukunft nur an unser engeres Vaterland? Ja, sind wir nicht stolz auf unsre großen Herrscher? Und ich, ich bin Soldat und sollte nicht mit Leib und Seele an meiner Fahne hängen, die stolz auf tausend Siege blickt! — Nun kommt der Kopf und erklärt das alles für närrische Empfindelei; es sei wohl des Strebens wert, ein einiges kräftiges Deutschland zu bilden, einen Staat von 45 Millionen Einwohnern, der den deutschen Namen im fernsten Winkel der Erde zu Ehren bringt. — Sie wissen, daß ich von jeher der Ansicht war, daß der jetzige Weg nicht zum Ziel führt, Deutschland kann nur zur Einigkeit gelangen, wenn es Preußen an die Spitze stellt. Es ist mir aber noch weiter die historische Wahrheit klar geworden, daß noch nie ein Staat sich in wirklicher Einheit befand, in welchem die Religionen verschieden sind. Ist das richtig, so müssen wir als gute Protestanten die Zukunft Deutschlands nur in uns suchen und doppelt energisch für Preußen kämpfen. Darum also vorwärts mit Preußen für ein ideales Deutschland. Es ist noch nicht lange her, daß ich zu diesem Schluß, zu meiner eignen Einheit gekommen bin, und es hat Mühe gekostet.

Die Nachrichten vom Kölner Fest zeigen, daß man auch dort ein wenig erkannt hat, daß Preußens König in Deutschland Herr ist, trotz aller Reichsverweser, vom alten Johann bis zum jungen Hecker. Nach meinen Nachrichten liegt das mit darin, daß Kölns hervorragendste Männer Protestanten sind und die andre Seite ihn warm als Protektor begrüßen mußte. Düsseldorf müßte man in die Luft sprengen. Die Mitglieder der Frankfurter Versammlung, die in Köln waren, denken sehr vorteilhaft von unserm König. Gebe Gott, daß uns nun auch das Schwert nicht fehlt, wenn wir es brauchen; vielleicht ist die deutsche Einheit doch kein Traum, trotz der Religionsverschiedenheiten. ‚Friedliche Eroberungen‘ sind in der Geschichte noch nicht vorgekommen, warum wollen wir auf einmal Wundertiere sein? Erst muß die Not uns verbinden, dann hat das Band Festigkeit. Das erzählt jede Ehe, warum wollen wir es nicht glauben?“

*

Trier, 3. 1. 49.

„Prost Neujahr, alte Seele! Viel Glück für Sie und Ihr ganzes Haus! Möge das Jahr 1849 der Zukunft ein neues Kleid anziehen; mir erscheint es unter allen Umständen sehr entscheidend, und meine Gedanken haben sich vielfach damit beschäftigt. Vielleicht werde ich sogar einmal Premier; alle meine Bekannten hüpfen ganz elegant über mich weg, aber kommt einmal der große Tag, wo die Weltgeschichte anfängt zu brummen, so werde ich auch anfangen; das hat keine Not.

Wie geht es Ihnen denn als Prokurator? Ich hoffe, Sie sind auch nicht avancementssüchtig und gehören nicht zu den wilden Verfolgern der unterlegenen Partei. Uebrigens freue ich mich, daß wir beide zum Preußenverein gehören. Das hohe Zentralkomitee hat sich durch meinen Vater an mich gewandt, und nun bin ich lanciert. Die Geschichte ist nur die, daß hier nicht viel in dem Sinne zu machen ist, denn die Demokraten herrschen so entschieden, daß sie hier selbst die Wahlen in die Erste Kammer durchbringen werden. Die Besitzenden sind überall dumm und feige. Ich sagte ihnen neulich in Gesellschaft: ‚Wenn Ihr die deutsche Einheit durchführen wollt, so schafft euch einen Jellachich an.‘ Da lachten sie mich aus und nahmen den Mund voll allgemeiner Volksweisheit. Ich aber harre mit Ungeduld des Heerführers, der uns helfen kann und muß. Geht es los, so schicke ich die Meinigen zu meinem Vater nach Schwedt, das liegt gut für solche Zeiten; hier am Rhein habe ich kein rechtes Vertrauen, und in die Festung mag ich Frau und Kind nicht stecken. Lachen Sie nicht über meine kriegerischen Absichten.

Ich las gestern aus dem Jahr 1791: ‚In jetzigen Zeiten sehen die Herrscher mehr auf gute Gesinnung als auf guten Kopf, daher kommen gerade in der höchsten Gefahr so viel beschränkte Leute obenauf.‘“

*

Trier, 3. 4. 49.

„Sie sind ein Mann der praktischen Politik und gehen in Ihrem fast schwärmerischen Drange, Gutes zu schaffen, immer von den besten Voraussetzungen aus. Bei mir muß sich notgedrungen nach und nach eine entgegengesetzte Ansicht ausbilden; ich sehe Tag für Tag mehr die Disciplin in der Armee und im Volk schwinden und muß mir sagen, daß hier nur eine eiserne Hand helfen kann. Ich weiß und fühle, daß ich eine Truppe beherrschen und regieren könnte; es bedarf nur eines Willens, um aus einem Haufen bewußtloser Menschen ein Instrument zu machen, das sicher den Gedanken zur That bringt. Ich herrsche ja auch unbeschränkt, aber in meinem Adjutantengeschäft ruht das Gebäude, welches ich aufführe, auf einem Berg von Akten, die sich täglich vermehren. Jetzt treten noch neue Verhältnisse dazu. Die scharfe Parteibildung der Zeit hat in den Landwehroffiziercorps Raum gewonnen und Kollisionen herbeigeführt, die notgedrungen die Ehrengerichte beschäftigen müssen. In den oberen Regionen sowohl wie in den unteren hat man nun keine Neigung,

die Sachen anzufassen, man fürchtet das Geschrei der Presse und Gott weiß was sonst noch. Ich bin nun gewiß der Ansicht, daß es nicht wünschenswert ist, die Ehrengerichte zum Tummelplatz politischer Ansichten zu machen, ist es aber einmal dazu gekommen, so soll mich keine Macht der Erde abhalten, die Sache durchzufechten. Ich habe nun schon drei Fälle, die mir zur Beurteilung vorlagen, dergestalt eingeleitet, daß die Entscheidung getroffen werden muß, und mich dahin ausgesprochen, daß demokratische Elemente aus den Landwehroffiziercorps mit allen Mitteln auszustoßen sind. — Sagen Sie mir Ihre Ansicht. Alle andern Behörden lavieren, sollen wir das auch thun? Ich bin überhaupt der Ansicht, daß man von oben her das Parteiwesen noch gar nicht vom richtigen Standpunkte aus angefaßt hat. Es gehört hierzu ganz wesentlich, daß man von den Verwaltungsbeamten entschiedene Farbe verlangt; alle jene halben Menschen, die sich für alle Fälle möglich halten, müssen gezwungen werden, für die Regierung zu sein. Das würde eine wesentliche Stärkung bedeuten.

Ihre Flottennachricht hat mich sehr erfreut; bestätigt sie sich, so muß ganz Deutschland mit mir die Wollust des Gedankens begrüßen, daß mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten das erste Gefecht eine für uns siegreiche Seeschlacht ist. Diesem Gedanken zuliebe könnte ich ein Glas über den Durst trinken.

Während ich hier ganz friedlich mit Ihnen plaudere, tobt durch die Straßen die rohe Soldateska. Es ist bereits zehn Uhr vorüber, die Leute müßten längst schon in den Betten stecken, statt dessen ist eine wahre Menschenjagd. Da haben Sie die vielgerühmte, vielbewährte Disciplin. Das sind die Folgen der fürchterlichen Wühlereien in den Truppen, die Demokraten hängen wie Kletten an den Soldaten und versuchen auf allen Wegen, dieselben zu verführen. Drum Krieg, Krieg, und nochmals Krieg! Ein Thor, wer ihn vermeiden will, wir haben wenig zu erhalten, aber viel zu verbessern.

Ueber Humboldts ‚Briefwechsel mit einer Freundin‘ urteilen Sie unfreundlich. Das Buch hat mir so außerordentlich gefallen, weil es eine Sammlung von schönen, einfachen und klaren Gedanken ist, in schönem Gewande. Sie können nicht klarer und durchdachter die innersten Falten eines reichen Gemütes in den verschiedensten Lagen wiedergeben. Das muß auch in Ihrer Seele wiederklingen, wenn Sie es unbefangen aufnehmen.“

*

Trier, 3. 5. 49.

„Mein Vater schreibt mir aus dem Ministerium: ‚Nach allen Berichten, die ich gelesen und gehört habe, ist der Hauptmann Delius, gegenwärtig Chef des Stabes beim General v. Bonin, einer der ausgezeichnetsten Offiziere, und selbst der kleine Blumenthal, der unter ihm steht, schreibt mit Bewunderung von seinen Talenten und Fähigkeiten. Man gedenkt ihn bald außerordentlich zu poussieren, um ihn dann zum Kriegsminister zu machen.‘

Welche Leere im eignen Haus, welches Armutszeugnis! Delius ist ein tüchtiger Mensch, aber bis auf diesen Hauptmann hinunter soll sich niemand zum Minister eignen!“

*

Trier, 26. 10. 49.

„Sie haben die Hoffnung in mir angefacht, Berlin wiederzusehen und mal wieder mit Ihnen zu leben. Reyher hatte es meinem Vater versprochen, bei der dritten Vakanz sollte ich in den Generalstab kommen, das ist aber alles wieder vorüber, der Ehrgeiz flackert nur hie und da noch auf, ich werde Philister und suche den Genuß in der Ruhe. Jede schönere Thätigkeit ist mir abgeschnitten, und so sehr mir das Leben not thut, muß ich mich auf das Glück des Hauses beschränken. Ich herrsche über Aktenstöße, über denen kein Geist schwebt, und freue mich allein dann, wenn mir irgend ein dummer Federfuchser Gelegenheit giebt, meine Galle an ihm auszulassen.

Dafür lese ich gute Dinge, Macaulay, History of England. Der Mann schreibt wundervoll, und inhaltlich erfreut mich besonders, daß er das religiöse Element so heraushebt und ihm ganz den Wert beilegt, den auch ich ihm im Volksleben so entschieden vindiziere. Auf diesem Gebiet erkenne ich das Gesetz der vollen Toleranz durchaus nicht an. Toleranz und Gleichgültigkeit sind fast dasselbe, und Gleichgültigkeit in religiöser Beziehung ist eine sehr schlimme Sache, das können Sie lebendig in Frankreich sehen und zum Teil auch hier in den schönen Rheinlanden. Hier klagen die Juristen, daß der Meineid etwas ganz Landläufiges, eine Sache, die man kaum verfolgen könne, da sie zu alltäglich sei. Ich frage nun, welche Freiheit kann man einem Volke geben, das sein gegebenes Wort, seinen Eid, für Kinderspiel, für kaufmännische Ware betrachtet? Macaulay sagt: ‚England wurde deshalb so früh frei, weil es das Glück hatte, zur Zeit der historischen Krisen schwache Fürsten zu besitzen.‘ Da breche ich meine Betrachtungen ab, denn das führt zu weit.“

*

Trier, 17. 12. 49.

„Ich hatte Hartmann gebeten, mir doch recht ausführlich über seinen Feldzug in Baden zu schreiben, nun bekomme ich neulich einen Brief von 30 Bogen, frisch für mich niedergeschrieben. Ich habe viel aus diesen Zeilen gelernt. Auch kann ich Ihnen sagen, daß er sich sehr hervorgethan hat, wie mir von andern Seiten erzählt wird. Er ist eine thätige und thatendurstige Natur, hat allerdings durch seine Eitelkeit vielfach angestoßen und manches verdorben. Bei unsern alten und schwachen Friedensgeneralen aber sind Naturen, die sie auf die Seite drängen, um selbst zu glänzen, leider notwendig, und so hat Hartmann hier den Vogel abgeschossen. Das ist das allgemeine Urteil von allen Offizieren; es ist für die Generale traurig, aber wahr.“

*

Trier, 13. 7. 50.

„Heut wird mir seit über zwei Monaten die erste ruhige Stunde, und diese benutze ich, um Ihnen und Ihrer Frau unsre herzlichsten Glückwünsche zu senden. Gott helfe dem jungen Sohn und erhalte weiter das Glück des Hauses.

Ich bin viele Meilen gereist und viele Wochen unterwegs gewesen; ich hätte

wohl zu Ihnen gelangen können, aber mir sind andre Vergnügungen zu teil geworden. Aushebung; täglich bis vier Uhr nachmittags Rekruten sehen und riechen, dann schwere Diners und zum Schluß Bureauarbeiten. Es kam kaum eine Zeitung in meine Hand, und nur die gröbsten Sachen, wie die Rückkehr des vielgeliebten Hassenpflug, bahnten sich einen Weg zu meinem Ohr. Seit meiner Heimkehr gestern abend habe ich mich nun in die Zeitungen gestürzt und ersehe, wie wenig Erfreuliches unsre Politik bringt. Ich bin Soldat und kann deshalb kein politischer Schriftsteller sein, aber ich würde gern wie der alte Jupiter mal donnern und blitzen, um die Bande aufzurütteln; das kann ich aber nur in meinem Bureau mit der Feder und sehr bescheiden auf Befehl meines Generals.

Ich habe die Freude gehabt, meinen alten Vater ein paar Tage bei mir zu sehen, und habe von ihm mit Freuden vernommen, daß Sie als Staatsanwalt und Redner in Berlin Ruf haben; reden Sie nur nicht zu schön, Sie wissen, ein wie schlimmes Laster das ist. In den Herzogtümern wird der Krieg wohl nächster Tage losgehen. General Bonin erzählte mir, Willisen sei ein sehr ideenreicher Kopf in der Art unsers Königs. Wir wollen hoffen, daß er Tüchtiges leistet."

*

Trier, 11. 9. 50.

„Ihrem Wunsche gemäß hat Junker Otto den ersten Trunk aus Ihrem Becher gethan und dazu Deutschlands Wohl als Trinkspruch von den Lippen seines Vaters vernommen. Wir haben ein einiges Deutschland so oft gewünscht, möge Gott uns den Tag erleben lassen, wo durch das Schwert dieser Wunsch zur Wahrheit wird. Ich mache mir häufig Vorwürfe, daß ich dem so oft wiederholten Ruf der Schleswig-Holsteiner nach Deutschlands Kriegern nicht Folge geleistet habe. Ich halte aber den Kampf dort an sich nicht für entscheidend, solange Preußen nicht daran teilnimmt. Dazu wird es mit Gottes Willen noch kommen, und so hoffe ich, in unserm Heere für Deutschland mit in die Schranken zu treten. — Unsre jetzigen politischen Verhältnisse, über die von konstitutioneller Seite so viel geklagt und lamentiert wird, stimmen eigentlich ganz mit meinen Wünschen überein. Die kräftige Reibung der Parteien und Interessen erzeugt Leben und Charaktere, und ein männliches, charaktervolles Geschlecht brauchen wir, um deutsch zu werden. Noch schreien wir, wenn uns eine Fliege über den Pelz läuft.

Willisen scheint mir der Fähigkeit zu entbehren, den kleinen Krieg zu führen; er müßte sich den Dänen so unausstehlich machen, daß sie sich gezwungen sähen, ihn in seiner vorteilhaften Stellung bei Rendsburg anzugreifen. Abwarten und Ueberlegung bringt keine Resultate; die brauchen wir aber."

*

Koblenz, 1. 12. 50.

„Bis jetzt hat die Mobilmachung auf uns beide gleichen Effekt ausgeübt, das heißt wir sind beide der Familie verblieben. Ich habe zuletzt den Befehl erhalten, hier in Koblenz auf den General Bonin zu warten, und der ist mir

der liebste von allen Generalen, denn bei ihm kann man lernen. Dann ist es zwischen Reyher und dem Generalkommando hin und her gegangen und schließlich festgestellt worden, daß ich nicht Generalstabsoffizier werde, und das ist mir auch recht, denn kommt es zum Kriege, so will ich mich schon durchbeißen, und für Friedensverhältnisse bin ich ein zu glücklicher Familienvater, um viel nach andern Dingen zu sehen."

*

Trier, 18. 5. 51.

„Ich habe die von Ihnen erwähnten Broschüren H. v. Arnims gelesen und muß gestehen, daß die ‚vier Monate auswärtiger Politik' meinen Respekt vor dem Ministerium nicht erhöht haben. Ich sehe auch täglich in meinen Berufsgeschäften, wie wenig der sonst von mir so hochgeschätzte Kriegsminister es versteht, die Armee zu einer wirklichen Stütze des Staates zu machen. Wir haben also von der Regierung den Blick auf die Massen zu wenden, und hier zeigen sich doch Fortschritte in der politischen Entwicklung. Die Partei der Kreuzzeitung beweist zunächst, daß der Adel und die höchsten Beamten eine wirkliche Macht bilden, die bisher nur zerstreut war und ohne Geltung, die wir aber zur stetigen Entwicklung unsrer Staatsverhältnisse notwendig brauchen. Gelingt es nun dieser Partei, das Staatsruder wirklich in die Hand zu bekommen, so werden wir endlich einmal ein Ministerium bekommen, das, durch die Partei getragen, gezwungen wird, konsequent zu sein, und das ist ein ungeheurer Fortschritt. Alle bisherigen Ministerien waren ohne eigne Macht, auf zufällige Fähigkeiten, auf momentane Verhältnisse gestützt, und deshalb von diesen abhängig. Die Kreuzpartei hat ein scharf abgegrenztes Prinzip, sie ist zur Gründung eines mächtigen Ministeriums allein geeignet, sie allein ist im stande, dem Königtum Schranken aufzuerlegen, ohne uns in eine Revolution zu stürzen. Damit werden sich auch die andern Parteien konsolidieren, und wir gewinnen ein wirklich konstitutionelles Staatsleben, wo das bisherige nur Lüge war. Die Schwäche des jetzigen Regiments muß die Galle erregen, und das ist gut zur Verdauung. Nur eins wünsche ich, nämlich daß die Kreuzzeitung wirklich die Elemente hat, welche ich in ihr voraussetze, dann wird sie siegen, und wir mit ihr Viktoria rufen. Manchmal bilde ich mir ein, in der Welt, und gerade in den schwierigsten Verhältnissen etwas leisten zu können; um einen Leutnant in die Position zu bringen, wäre aber ein rascher und gewaltiger Verlauf unsrer Entwicklung notwendig. Wenn ich trotzdem den alten Jammer, der das umstürzende Element ganz sicher zum Ausdruck bringt, nicht länger konservieren will, sondern meinen Ehrgeiz dem allgemeinen Besten zum Opfer bringe, so schätzen Sie hoffentlich diese Resignation sehr hoch; ich würde sie aber nicht besitzen, lebte ich nicht in so glücklichen Verhältnissen und in so schöner Natur, die mich beruhigen und erheben."

*

Koblenz, 30. 3. 52.

„Die Versetzung des jetzigen Kriegsministers hat mich zum Adjutanten der Division gemacht. Da habe ich weniger zu thun, einen intensiveren Wirkungskreis,

aber keine Reisen und weniger Einnahmen. Auch muß ich ein Pferd mehr halten und habe kein Geld. Mein Schwiegervater hat mir 100 Thaler dazu geschenkt, aber woher kommt der Rest? Es ist eine wahre Affenschande, daß man sich damit plagen muß, und auch uns wird dabei das Schicksal nicht wieder zusammenführen.

Der alte Schlosser hat seine silberne Hochzeit am vorigen Sonntag begangen und ist von Heidelberg hierhergekommen, um sich in der Familie noch weiter feiern zu lassen. Er ist 75 Jahre alt und immer noch geistig ausgezeichnet und von großer Lebhaftigkeit. Er hat mir von der Familie Bonaparte erzählt, mit der er seit langen Jahren in stetem Verkehr ist, und die er, inklusive des Herrn Präsidenten, sehr gut kennt. Er meint, der letztere würde seinem Charakter nach wahrscheinlich nicht durch eine Revolution gestürzt werden, dazu sei er zu courageös. Er würde sich zum Kaiser machen und zuletzt an der Unhaltbarkeit seiner Stellung untergehen.

Das wollen wir mit Geduld abwarten, uns aber zu einem Eckstein machen, an dem die Weltbegebenheiten vorüber müssen; vielleicht erwischen wir so ein kleines Ereignis. Meine Frau ist böse, wenn ich von Kriegswünschen spreche aber ich bin doch mal Soldat. Uebrigens geht es ihr und den beiden Jungen gut.

Ich treibe viel Sprachstudien und habe mit Interesse gelesen: ‚Ludens Rückblicke‘, und ‚Yorks Leben‘. Er war eine scharfe und eckige Natur, und bis auf seine Bitterkeit kann man ihn sich zum Beispiel nehmen. Mir wird dabei manchmal bange, daß es mir zu gut geht, um solch einen kernigen Charakter aus mir zu bilden; Wohlleben und Ruhe produzieren keine innere Kraft. Ich bin froh, daß ich wenigstens seinerzeit nicht in den Generalstab gekommen bin und damit eine kleine Ohrfeige meiner Laufbahn bekommen habe; das öffnet die Augen.“

*

Trier, 28. 6. 52.

„Also wenn Sie wieder schreiben, bin ich Hauptmann und Divisionsadjutant. Ich bin sehr zufrieden damit, muß mich auch dankbar gegen Seine Majestät und den Kriegsminister erklären. Wir haben den König drei Tage in unsern Mauern gehabt, und ich hatte viel zu laufen. Die Stadt that das möglichste, um den Herrn freundlich zu begrüßen, sie wollten ihm schmeicheln, damit er die Eisenbahn nach Saarbrücken bewilligte. Ich fand ihn sehr wohl aussehend, der Prinz von Preußen aber imponiert ganz anders durch die Haltung. Sie werden als Residenzler über dergleichen Betrachtungen lachen. Ihr bewegt Euch in hohen Sphären und Ideen, die gar nicht bis in ein Nest wie Trier dringen. Aber ich bin gesund, esse mit Vergnügen und trinke mit Durst und unterstütze meine Frau dabei, die Jungen zu hauen. Der gute Luck hat auch kein besonderes Glück, daß er noch nicht Hauptmann ist; grüßen Sie ihn recht herzlich von mir.“

*

Trier, 22. 9. 52.

„Mein lieber Freund! Der Himmel hat mir in seinen unerforschlichen Wegen ein gleiches Schicksal zuerkannt wie Ihnen. In der Zeit von vier Wochen hat er mir einen Sohn geschenkt und einen genommen. Mein Stolz, drei kräftige Söhne zu besitzen, ist gebrochen. Der älteste, Albrecht, ist uns am 20. d. M. entrissen worden. Er war stark an Körper, stark an Geist, und ein Todeskampf von einer Minute zerstörte alle unsre Hoffnungen. Der Junge war das Bild des Lebens, niemals krank, eine kräftige Figur und ein heiterer Geist. Am 19. abends kam ich nach vier Wochen Reisen und Manöver nach Haus. Albrecht kam mir wie immer entgegen, aber mit einer dicken Backe. Der Arzt erklärte es für bedeutungslos, um zehn bekam der Junge einen Krampfanfall, der Doktor verschreibt erweichende Umschläge. Die Anfälle wiederholen sich noch zweimal, beim drittenmal rufe ich den Arzt, der an die Geschwulst, die sich nach dem Halse hingezogen hat, Blutegel setzt. Um zehn verläßt uns der Arzt mit dem Ausspruch, abends würde der Junge gesund sein. Um elf war er tot. Nach gewöhnlichem Ausdruck hat ihn der Schlag gerührt. Ich bin außer stande, andres als Thatsachen zu berichten, und appelliere an Ihre eigne traurige Erfahrung; doch Ihr Kind war ganz jung, unser Junge aber mit der ganzen Ehe verflochten. Er war ganz außerordentlich eigensinnig und hatte stets drei Strafen nötig, damit er that, was ihm befohlen war. Er hatte die ganze Kraft seines Willens bereits in Händen und hatte gelernt, sie zum Guten anzuwenden. Er war geistig nicht überreif, aber in der Entwicklung seines Charakters den Altersgenossen weit voran. Seine Gabe und Sicherheit zu handeln fiel allgemein auf, und gerade die war es, welche meine Hoffnung auf ihn so hoch geschraubt hatte. Ja, alter Freund, ich war zu stolz auf den Jungen, ich betrachtete seine Entwicklung ganz als mein Verdienst; der Herr hat mir gezeigt, daß er der Geber war.

An Beileid hat es uns nicht gefehlt. Die ganze Stadt kannte ja den Jungen, wem er begegnete, dem fiel er unbedingt auf. Seine wunderschönen tiefen, dunkeln Augen zogen an. Adieu, ich vertiefe mich zu sehr in die Vergangenheit. Gott schenke Ihnen und den Ihrigen Gesundheit und ein langes Leben."

*

Trier, 14. 7. 53.

„Schon wieder war Fortuna so gütig, sich mit besonderer Liebe meiner anzunehmen: ich bin zum Regiment zurückgeschickt worden, muß Frontdienst thun und komme vorläufig nach der schönen Stadt Frankfurt. Der Generalstab hätte mich bei dieser Gelegenheit verschlucken können; wie mir mein guter Vater schreibt, bin ich politisch anrüchig, wissen Sie vielleicht wodurch? Frankfurt bietet große Vorzüge, leider aber können wir sie nur auf sieben Monate genießen; am 1. März übernehme ich auf acht Monate eine Landwehrcompagnie in einem kleinen Nest, dann komme ich wieder auf vier Monate nach Frankfurt zurück, und so geht es viele Jahre lang hin und her, bis ich einen grauen Kopf habe.

Die Politik reizt mich nicht mehr, es kommt doch nicht zum Klappen, aber daß ich von Frankfurt so bequeme Verbindung zu Ihnen habe, das werde ich mit Gottes Hilfe sehr bald ausnutzen."

*

Frankfurt, 18. 12. 53.

Ich habe eben Ihre ausgezeichnete Spickgans gegessen, und das bringt mich darauf Ihnen sofort zu schreiben.

„So kurz mein letzter Aufenthalt in Berlin war, und so selten wir uns trafen, so hat der konzentrierte Genuß, der Mangel jeden langweiligen Momentes so durchaus angenehm auf mich gewirkt, daß ich mich durch jene Tage so recht von innen heraus erquickt und gestärkt fühle. Nun sind wir wieder in der Einförmigkeit unsers Alltagslebens eingerichtet. Ich thue meinen Dienst und studiere viel. Andre schlagen die Zeit in der Kneipe tot und mit Spiel und Tanz, und wer weiß, ob sie nicht ebenso gescheit sind wie ich; wer nur gesund bleibt, kann alles werden. Meine schönste Hoffnung ist jetzt mein Junge, und das Bild des Ihren tritt mir oft vor die Seele. Möge er Ihnen viele, viele Freude machen."

*

Trier, 15. 7. 54.

„Die jetzigen politischen Zustände näher zu beurteilen, fehlen mir die Kenntnisse, ich bin aber der allgemeinen Ansicht, daß, so leicht es wäre, die Westmächte vom Kriege abzubringen, es um so schwieriger für Rußland ist, Frieden zu halten. Der Rausch der Kulturvölker verfliegt rasch; die östlichen Stämme fordern aber, daß ihre Leidenschaften austoben. Ich erwarte also einen allgemeinen Krieg, aus dem ein einiges Deutschland hervorgehe. Das ist sehr unwahrscheinlich, aber was man wünscht, das hofft man."

*

Koblenz, 9. 4. 55.

„In Oesterreich hat man wieder viel Lärm um nichts gemacht; man ist sich selbst ganz treu geblieben, egoistisch und charakterlos. Ein sehr hoher Herr hat hier geäußert, es wäre eine Schande, welche Massen russischen Goldes nach Berlin gegangen wären; ich zweifle nicht, daß in Wien noch viel reichere Saat gestreut worden ist. Für uns kommt die Zeit des Eingreifens erst, wenn die Westmächte die Wiederherstellung Polens sich zur Aufgabe setzen, dann dürfen wir einen Krieg mit Oesterreich nicht scheuen. Oesterreich hat uns noch nie als gleichberechtigt erkannt und wird es nicht eher thun, als bis wir es noch einmal bezwingen. Noch 1848 that Erzherzog Johann gegen einen preußischen Gesandten die Aeußerung: ‚Aber dann müßten wir Sie ja als selbständige Macht anerkennen!' Bruder- und Bürgerkrieg sind gewiß verabscheuungswert, aber wir sind in der Notwehr und müssen leben. Ich sprach den alten Schlosser in Heidelberg; er hat viel politisiert. Frankreichs innere Ordnung müsse umgeworfen werden, wenn man an eine waltende Vorsehung glauben solle, denn eine solche

Sammlung von Schuften, wie man dort an der Regierung finde, und wie er sie von lange her und aus napoleonischen Quellen kenne, sei in der Weltgeschichte noch nicht dagewesen."

*

Koblenz, 4. 9. 55.

„Schönen Dank für Ihre Glückwünsche; wenn ich nun mal im Jahre 1847 nicht in den Generalstab kommen sollte, so war jetzt der beste und günstigste Zeitpunkt. Ich bin zufrieden, nach 20jähriger Dienstzeit so weit zu sein, wenngleich mein augenblicklicher Chef, der Oberst Schwartz, mir das Leben nicht leicht macht. Dafür erfreue ich mich an Gervinus, der im ersten Teil des ‚19. Jahrhunderts' eine sehr edle, kurze und charaktervolle Schilderung der Personen und Begebenheiten bietet. Häußer schreibt, um schlaue Diplomaten zu erziehen, Gervinus, um Deutschland Männer zu erwecken.

Von allen Zeitungen, die ich sehe, ist mir trotz mancher entgegengesetzten Ansichten die Kreuzzeitung die liebste, weil hier das gesteckte Ziel mit Konsequenz und Verstand verfolgt wird. Das giebt Kraft und Sicherheit."

*

Posen, 13. 7. 56.

„Wenn Sie sich Berlin denken, die alten Stadtteile und die neuen und die Umgegend, von den beiden letzten Teilen alles streichen, was schön ist, Baulichkeiten, Tiergarten, und den Rest um mehrere Stufen tiefer stellen, so haben Sie Posen. Ueber das Kapitel der Wohnungen will ich gar nichts sagen, aber ich bin in Verzweiflung, keinerlei Promenade zu finden, die ich für meine Körperkonstitution sehr notwendig brauche.

Die Bevölkerung teilt sich kurz in zwei Teile, Beamte und Juden. Was sonst von Polen vorhanden ist, gehört entweder nach Lebensgewohnheiten und Ansicht zu den Juden, oder schließt sich so ab, daß man sie nicht rechnen kann. — Sie sind ein Judenemanzipator, ich nicht. Hier herrschen sie, sind im bürgerlichen Leben die Leitenden, haben bedeutenden Grundbesitz, und „sind und bleiben doch was sie sind". Von Geburt, in Gesinnung und Leben stehen sie im vollsten Widerspruch mit dem christlich-germanischen Element. Will das letztere das Land erobern, so schlage es sämtliche Philister tot.

Mein General, Heinrich v. Brandt, ist nach Geburt und Erziehung Pole; er war in seiner Jugend polnischer Soldat, focht unter Napoleon, ist seit 1813 Preuße und jetzt hier Generalleutnant. Die Frau ist eine Deutsche; seine beiden Söhne sind Offiziere und Deutsche, er aber blieb Pole, obgleich er 1848 hier sehr wacker gegen seine Landsleute gefochten hat. Uebrigens ist er geistreich und voll Wissen; weiß alle Sprachen, hat alles gelesen und liest heute noch alles und behält auch alles. Ich kann sehr viel von ihm lernen. Er hat das Schicksal aller unsrer Generale, er ist zu alt. Offiziell bekennt er 68 Jahre, in der Regel aber führen die alten Herrn immer noch ein paar Jahre privatim mit sich.

Ich lese Droysensche Politik und fühle mich vielfach angeregt, auch zur Opposition."

*

Posen, 17. 7. 56.

„Ich habe mich gefreut, von meinem General bei Bestellung Ihrer Grüße die Antwort zu bekommen: ‚Sagen Sie ihm, daß ich zu ihm wie Hamlet zu Horatio spreche:

‚Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege.'

Sie sehen, daß er Ihrer mit Freundschaft und Achtung gedenkt; wir haben manches von Ihnen geplaudert, und die Ohren müssen Ihnen geklungen haben. Der alte Herr ist und bleibt mein Trost. In dem Regierungsvizepräsidenten v. Mirbach habe ich einen alten Bekannten gefunden. Ich habe beider Ansichten über Polen verglichen. Brandt behauptet, die Bureaukratie sei hier der Wurm, der das Gedeihen des neuen Reises am alten Stamm nicht aufkommen ließe. Mirbach sagt: ‚Man arbeitet hier mit minderwertigen Werkzeugen; denn mehr oder weniger ist die Provinz für jeden Beamten ein Verbannungsort,' es ist vorweg Ausschuß. Dazu kommt, daß die meisten bei dem kleinen Gehalt und der enormen Teuerkeit in kürzester Zeit in die Hände der Juden geraten. So versagen Justiz und Polizei, und man ist nicht nicht im stande, gegen die Juden und den Wucher vorzugehen. Das Wichtigste ist die Hebung des Kredits.

Brandt citiert über unsre Beamtenwelt den Ausspruch eines Staatsmannes: ‚Sie gleichen den Arbeitern einer Fabrik, wo der eine nur Knöpfe, der andre nur Stiele und so weiter macht, und wo die Einheit nur im Gedanken des Oberhaupts liegt. Fehlt sie hier, so ist alles Spreu.'

Die hiesige Zeitung ist ein so offizielles Organ, wie mir noch nirgends vorgekommen ist, ein Tummelplatz für alle klugen Gedanken untergeordneter Beamter zur Erziehung des Volkes."

*

Posen, 5. 11. 56.

„Es ist doch schwer für einen Westmenschen, hier heimisch zu werden, die Disharmonie ist zu vollständig. Sogar im militärischen Leben bin ich anders gewöhnt. Bei uns achtet man im gemeinen Soldaten doch den Menschen; es gehört zum Ehrgeiz des Offiziers, gut für den Untergebenen zu sorgen. Hier ist das umgekehrt, und der alte Brandt sagte neulich: ‚Sie vergessen, daß Sie in einem slavischen Lande sind, wo es nicht Menschen, sondern Herren und Knechte giebt.' — Das will mir nicht ins Blut. — So bin ich denn Klausner geworden und sehr fleißig. Haben Sie ein gutes Buch irgendwo entdeckt, so lassen Sie es mich wissen. Ich lese meiner Frau einen ganz leidlichen Tendenzroman vor: ‚Soll und Haben', es ist vieles darin, was die hiesigen Verhältnisse und Anschauungen recht deutlich macht."

*

Posen, 28. 11. 56.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich zum Gevatter für Ihren Jüngsten haben wollen, und eine Reise nach Berlin und zu Ihnen würde ich herzlich gerne machen, aber ich kann nicht. Es ist ein sehr prosaischer Grund bei dem höchst poetischen Gegenstande, aber wenn ich Ihnen sage, daß ich Tabakrauchen und Weintrinken habe aufgeben müssen und noch andre Passionen an den Nagel gehängt habe, weil ich durchaus kein Geld dazu habe, so werden Sie mir nicht zürnen, werden eine Ihrer ausgezeichneten Zigarren rauchen und an den armen Mann in Posen denken.

Sagen Sie mir, was man mit der Schweiz vorhat. Werden wir marschieren? Wie schön, wenn es mich eiligst wieder von hier fort schleuderte!"

*

Posen, 16. 7. 57.

„Sie haben doch eine wahre Leidenschaft zur Politik. Ich glaube, Sie möchten eigentlich Ministerpräsident sein; ich auch, aber ich bin der Ansicht, daß man am sichersten auf die Höhe der Leiter kommt, wenn die Sprossen fest sind, und wenn man eine nach der andern nimmt. Herunter hat man das nicht nötig, da kommt man doch an. Wenn man aber gar von einer Leiter zur andern geht, so verliert man zu viele Chancen. Also, mein alter Freund, betrachten Sie die Justiz als Ihre sicherste Leiter zur Höhe, und sehen Sie die Politik als ein Irrlicht an, das Sie vom Wege abbringt.

Der Sommer ist scheußlich, der Junge hat die Masern, und die Tochter wird sich nächstens legen. Also ist keine Rede von Reisen. Im September komme ich zur Generalstabsreise mit Reyher nach Frankfurt."

*

Posen, 30. 8. 57.

„Meinen herzlichsten, wärmsten Dank für das Zeichen Ihrer altbewährten Freundschaft, das Sie mir gestern sandten. Der Verlust meines alten, liebevollen Vaters macht einen Abschnitt des Lebens aus, macht mich um eine ganze Generation älter. Wer wie ich als Soldat immer von einem Ort zum andern wandert, der klammert sich um so fester an den einzig festen Punkt, das väterliche Herz und Haus. Die Auflösung des altgewohnten Hausstandes thut mir unendlich weh.

Es scheint nun sicher, daß Sie nach Gotha übersiedeln und aus den geschraubten Verhältnissen erlöst werden. Das ist doch viel wert, Sie gewinnen eine feste Stellung und ein Feld der Thätigkeit und des freien Strebens. Meine wärmste Teilnahme begleitet Sie bei diesem neuen Anfang. Der momentane Abschied vom Vaterlande darf Ihnen nicht zu schwer sein. Schenken Sie auch ferner Preußen Ihre Liebe und erhalten Sie sich die Verbindung mit dem Prinzen von Preußen, ohne sich direkt auf Politik einzulassen. Nächstes Jahr wollen wir nicht ermangeln, uns darüber gehörig auszusprechen."

*

Posen, 28. 4. 58.

„Ihren Vergleich mit der politischen Situation vom Jahre 1848 muß ich für richtig anerkennen. Die Revolution in Schlafrock und Pantoffeln ist ebenso heimisch im Vaterlande wie damals. Der größte Teil aller Beamten ist gegen die Regierung, liest in aller Heimlichkeit nur oppositionelle Blätter und entbehrt des inneren moralischen Haltes. Die besitzende Klasse ist mit geringen Ausnahmen gegen das herrschende System, und auch die Kirche fängt wieder an, den Gemütern Gärungsstoff zu geben. — Wie 1847 der Vereinigte Landtag als hoffnungsreicher Engel am Himmel schwebte, so heut der Prinz von Preußen. Auf ihn hoffe ich: er wird langsam bessere Zustände herbeiführen. Ich habe auf den einfachen und treuen Charakter des Prinzen das Vertrauen, daß er Männer um sich dulden wird, er wird solche suchen und finden, die für ihn handeln. Er ist ohne Eitelkeit und schon dadurch möglichen Katastrophen besser gewachsen.

Napoleon muß fallen, wenn Gerechtigkeit in der Welt ist; jetzt sucht er den Krieg mit Oesterreich, und ich denke, wir sind auf dem besten Wege einer Allianz Preußen-England-Oesterreich. Ich hoffe zu Gott, daß ein guter Stern dann über uns waltet. Preußen ist klein, aber es ist der Lebenskeim für Deutschland. Also, wo Sie auch sind, unsre Losung ist und bleibt: ‚Mit Preußen für Deutschland!‘“

*

Posen, 11. 8. 59.

„Die schönen, lebensvollen Tage, die ich bei Ihnen in Gotha zubrachte, sind mir ein erfrischendes Bad gewesen, dessen Wirkung noch lange vorhalten wird. Trotzdem aber wird es mir nicht möglich sein, das Anerbieten, ganz nach Gotha zu kommen, anzunehmen. Ich beschränke mir dadurch den Horizont meiner ganzen militärischen Existenz, ohne einen Ersatz an dem inneren Werte der Stellung zu finden. Die hiesige Garnison ist stärker wie dort das ganze Heer. Ich habe hier viele Gelegenheit, Gutes zu stiften, und kann viel mehr leisten; also ich kann nicht annehmen.

Auf der Rückfahrt in Berlin sprach ich eine Menge Menschen, ohne eigentlich Neues zu hören. Ich suchte nach Material für die von Samwer gestellte Aufgabe, die Möglichkeit einer französischen Landung in England zu beleuchten, fürchte aber, aus Mangel an lokaler Kenntnis nicht zu stande zu kommen. — Man spricht von einem Pairsschub von 60 bis 70 Mann, um den Widerstand des Herrenhauses zu brechen, ich würde das nicht hübsch finden. Der Horizont der äußeren Politik ist sehr unklar; ich denke, die hessische Frage wird uns wesentlich fördern und uns gestatten, unsre Kräfte wenigstens zu zählen.

Von hier kann ich Ihnen nur berichten, daß das Polentum von Freiheit träumt und erwartet, daß in dem allgemeinen Schwindel auch ihm sein Teil davon zufällt; sie bilden Revolutionscadres und senden ihre Diplomaten nach befreundeten Höfen.“

*

Posen, 25. 4. 60.

„Ihre Frage wegen der Militärvorlagen will ich damit beantworten, daß ich Ihnen anbei einen Aufsatz schicke, den ich Anfang dieses Jahres auf Verlangen Brandts geschrieben habe. Die Erhöhung und Vermehrung unsrer Cadres ist eine Lebensfrage für die Armee. Die Existenz von Louis Napoleon und die deutsche Frage machen die gute Armee zu einer Lebensfrage des Staates, und es kommt sehr viel weniger auf ein paar Millionen an, wie darauf, daß Preußen in sich einig und mit entwickelten Heereskräften der nahen Gefahr entgegentreten kann. Ob zwei- oder dreijährige Dienstzeit der Infanterie, ist augenblicklich eine ganz müßige Frage, und das Ministerium hat ganz recht, wenn es hierin dem Regenten keine Opposition macht. Je stärker heut die Armee gehalten wird, je eher ist sie bereit, dem Gegner entgegenzutreten. Ich halte mithin die Opposition gegen die Vorlage für ein Unglück. Wer das Vaterland liebt, muß für den Kühneschen Antrag stimmen, wirken Sie dahin, wo Sie können.

Ich wurde für einen sehr wichtigen Posten im Ministerium vorgeschlagen, man hat mich aber für ungeeignet erachtet, weil ich zu sehr ‚eigner Meinung' sei. Das ist ein Vorwurf, welchen man sich schon gefallen lassen kann, zumal wenn man Soldat ist. Nun droht es mir, entweder hier sehr bald Chef zu werden, oder ich werde in Jahresfrist versetzt."

*

Posen, 31. 12. 60.

„Ich sehne mich nach einem Kriege; ich erwarte ihn in diesem Jahr. Gebt uns die Mittel, ihn zu führen, dann wird Preußen gedeihen und Deutschland vorwärtskommen. Die Not wird dann leimen, was jetzt auseinanderfällt. Beleben Sie die Geister in dieser Richtung, dann macht sich die Armeereorganisation von selbst, aber gemacht muß sie werden."

*

Berlin, 30. 6. 61.

„Gerade vor einem Monat erhielt ich meine Versetzung nach Magdeburg als Chef, mit der Bestimmung, bis Ende September hier beim Großen Generalstab zu wirken. Dies war mir sehr angenehm, da es mir die Aussicht eröffnete, einige Reisen zu machen und an den großen Manövern am Rhein teilzunehmen. Ich hatte an das südliche Frankreich gedacht, aber man schickt mich nach Ungarn, und ich habe sehr fleißig zu sein, um nur einigermaßen vorbereitet auf den Weg zu kommen. — Die Ministerkrisis war vollständig beendigt, weil das Ministerium sich einstimmig gegen die Huldigung ausgesprochen hat; da ist der Prinz Karl mit der Ansicht hervorgetreten, die Familie könne den König nicht anerkennen, wenn er nicht die Huldigung nach altem Ritus empfangen hätte. Nun gehen die Wogen hoch, das Ministerium wird aber bestehen bleiben; nur der Fürst Hohenzollern wird sich aus ‚Gesundheitsrücksichten' zurückziehen. So erzählt man mir."

* *
*

Als in diese Periode gehörig gebe ich hier noch einige Auszüge aus den zahlreichen Briefen, die mein verehrter Chef General von Brandt nach seiner Verabschiedung an mich richtete. Sie mögen Zeugnis ablegen für die große Liebenswürdigkeit wie vor allem für die ungemeine geistige Regsamkeit des alten Herrn, dessen Verdienste übrigens genugsam bekannt sind.

Warmbrunn, 7. 6. 57.

„Vor allen Dingen, lieber Stosch, die besten Wünsche für den Bestand der Rekonvalescenz des lieben Vaters und dann den schönsten und herzlichsten Dank für Ihren freundlichen lieben Brief. Bleiben Sie mir der treue Freund, der Sie mir bis jetzt gewesen, und ich werde den Austritt aus meiner bisherigen Laufbahn und den Anfang der neuen unter frohen Auspizien beginnen respektive beschließen. Eigentlich ist so ein Jubiläum nur ein memento mori. Man sieht es noch so eine Weile oder auch nur ein Weilchen mit an, bis man un beau jour Eilwagen und Eisenbahn mit Charons Nachen vertauscht. Der Briefe von nah und fern ist ein ganzer Korb voll. Die Krone derselben bildet die Kabinettsordre, die mir den Roten Adlerorden 1. Klasse mit Eichenlaub verleiht. Dann folgt General Kortzfleischs Brief, dem ein Weihegeschenk der Division beigefügt war. Sie kennen meine Ansicht über dergleichen und wissen, wie ich mich wiederholt darüber ausgesprochen. So gering nun auch der Beitrag sein mag, den der einzelne entrichtet, so hat es doch etwas Beunruhigendes, dergleichen Beisteuern meinetwegen erhoben zu wissen. Ich betrachte die Sache als une douce violence, die man mir angethan. Daß die Königsberger Universität mich zum Doktor ernannt, haben Sie vielleicht schon erfahren. Als ich vor 50 Jahren den herkömmlichen Cyklus dummer Streiche dort abspann, hätte ich mir das nicht träumen lassen. Nun kommt mir die Sache ins Haus geflogen, ein Verhältnis, das mir die bekannte Lafontainesche Fabel über das Glücksuchen ins Gedächtnis zurückruft. Doch so geht es mit den meisten Dingen in diesem Leben. — Daß Ihre Frau Gemahlin auf unsre Gesundheit mit angestoßen, erkennen wir dankbarst an. Ganz unwürdig sind wir dessen nicht, denn wir sind wirklich ein paar gute Kreaturen. Etwas Diabolisches oder Kakodämonisches hat wohl jeder in sich, aber ich bilde mir ein, daß der liebe Gott bei meiner Hervorbringung damit ziemlich homöopathisch zu Werke gegangen. Nochmals schönsten Dank und schönste Grüße."

*

Warmbrunn, 3. 7. 57.

„Mir geht es hier eigentlich nicht so recht, der Brunnen spukt mir im Leibe herum, und dann ennuyiert mich das Bummeln. Schreiben soll man eigentlich gar nicht, lesen wenig, und da langweilt man sich durch Promenieren. — Ich habe den 15. Teil von Thiers, den 3. von Bernhardi und die interessanten 2 Teile von Sulzer — ‚Vor hundert Jahren‘ — ‚die Tage von Collin und Leuthen‘ — durchgenommen. Bernhardi, der Herausgeber des ‚Toll‘, wohnt eine halbe Stunde von hier, und ich habe ihn kennen gelernt, aber nur flüchtig

Seine Frau ist ihm krank geworden und lag gerade in Ohnmacht, als ich ihn besuchte. Er ist noch ein junger Mann, gewandt, geistig aufgeweckt, mit einem etwas schielenden Blick. Es war mir merkwürdig, daß er Thielens Buch über den Feldzug 1813 bis 1814 nicht kennt, und er hörte nicht gern, als ich ihm sagte, daß viele Dinge dadurch eine ganz andre Nüancierung erhielten. Auch daß es nötig sei, mehr les dates que les faits zu verifizieren, denn manche der Briefe in jenem Buche könnten auch après coup geschrieben sein, wie der von Kutusow an Tschitschagoff an der Berezyna. Sonst scheint er mir etwas demokratische Färbung zu haben, aber kurländisch zugeschnitten, was freilich merkwürdig nebeneinander aussieht. — Für heut addio! In fünf Wochen gedenke ich meinen Abschied bereits in der Tasche zu haben; ich freue mich königlich auf meine künftige Ungebundenheit und spei et fortunae Lebewohl gesagt zu haben."

*

Berlin, 24. 10. 57.

„Soeben, mein alter Freund, geht mir Ihr Brief zu, haben Sie dafür den freundlichsten Dank. — Ihre Generalstabsreise betreffend, so hörte ich hier schon manches darüber, was nicht so recht in das Winkelmaß der Orthodoxie passen wollte. Es bedarf eines großen Grades von Reflexion, um die Wirklichkeit und den Schein so miteinander zu verbinden, daß beide ein Ganzes darstellen. Manoeuvres auf dem Papier haben ihre große Bedenklichkeit. Die neuen Waffen sogar erfordern eine eigentümliche Berücksichtigung bei der Konstruktion einer Schlachtordnung, woran man hier noch gar nicht denkt u. s. w. u. s. w. — Ehe an eine Besetzung des Generalstabschefs zu denken, muß der König völlig wiederhergestellt sein, und erst seit vorgestern finden sich längere Momente des Bewußtseins. Er ist gestern zum erstenmal von selbst aufgestanden, hat sich gewaschen und mit der Königin diniert. Man knüpfte daran die Hoffnung, er werde bald im stande sein, eine Kabinettsordre zu unterzeichnen, worin er den Prinzen von Preußen zur Regentschaft ermächtigt. So stehen die Sachen heut Am 2. ist der letzte Zivil- und am 4. der letzte Militärvortrag gewesen, seit der Zeit ruht alles, Prinzen und Minister sind fortwährend in Potsdam und kommen nur momentan herüber. — Als man dem König in Dresden nach der ersten Attacke den Vorschlag gemacht, sich der Geschäfte auf eine Zeit zu entschlagen, hat er kurz geantwortet: ‚Also mich lebendig begraben! Ich denke an keine Resignation, solange noch ein Atem in mir.' — Später hat man in Potsdam einen ähnlichen Vorschlag gemacht, mit gleichem Resultat. Seitdem ist es de pis en pire gegangen, und seit gestern erst schöpft man einige Hoffnung auf eine langsame Herstellung. Der König soll dann nach Nizza gehen. — Voigts-Rheetz' Memoire über seine Reise nach Frankreich findet hier großen Beifall, was mich erstaunt. Interessant sind ja einige komparative Zusammenstellungen, die sich aber jeder machen kann, wenn er sich nur halbwegs orientiert. Wer Arroganz zeigt und tüchtig über die französischen Institutionen schimpft, der ist sicher, ein großes Publikum zu finden."

*

Berlin, 28. 9. 58.

„Es war abscheulich von Ihnen, mein lieber Freund, nicht Ihre Wohnung auf der Karte bemerkt zu haben. Unmittelbar nach Ihrem Weggehen kamen wir an, aber eh' hätte man den Wind eingeholt als den leichtfüßigen Major. Bis zur Leipziger Straße bin ich Ihnen nachgelaufen. — Vor allen Dingen meine Gratulation zur Revue, als einer res bene peracta, und dann zu dem schönen Orden. Betrachten Sie ihn als einen schwachen Anfang vieler hoher Auszeichnungen. Der Prinz ist sehr zufrieden mit dem Armeecorps gewesen, und so fern ich jetzt allem Militärischen stehe, hat mich das doch recht herzlich gefreut. Sie aber wollen nun die Güte haben, mir die Kehrseite der Medaille zu zeigen, denn das ist die Hauptsache bei dergleichen. Das heißt die Schöne im Negligé sehen, ehe sie sich toilettisiert. Und Sie wissen, ich bin diskret. — Der gute Prinz von Preußen ist in einer üblen Lage, alle Welt erwartet von ihm Wunderdinge, während er doch selbst in einen engen Kreis gebannt bleibt. Die Ministerlisten, die hier kursieren und die merkwürdigerweise alle aus Potsdam stammen, sind zu vernünftig, um wahr sein zu können; auch hieße dies wirklich das Unterste zu oberst kehren. Mit dem Befinden des Königs ist es ganz beim alten. Er hat Momente, wo er die Verhältnisse seiner Lage mit größter Klarheit übersieht, sich seiner Situation ganz bewußt ist. Dann schwindet plötzlich die Besinnung, die Worte fangen an zu fehlen, und es ist alles aus. Die Königin ist recht alt geworden, die grauen Haare haben sich vermehrt, das Leiden ist ihren Zügen tief eingeprägt. Der König wird dem Prinzen die Regierung mit allen Prärogativen, wie sie ihm von Gott geworden, bis zur völligen Wiederherstellung übergeben; dann werde, heißt es, der Prinz die Kammern versammeln, die Verfassung beschwören und Neuwahlen anordnen. In litteris nil novi — oder wie Sie sagen würden: nic novego. Können Sie die Memoiren des Comte Miot zu lesen bekommen, so empfehle ich sie Ihnen; es sind interessante Details darin. Die ‚Correspondance de Nap. I.' wird ein zu voluminöses Werk bilden, um in den Privatbesitz von Offizieren zu kommen, aber sie können nicht genug empfohlen werden, weit interessanter wie Wellingtons ‚Despatches'. Giebt mir Gott Leben und Gesundheit, so beabsichtige ich eine Kritik der beiden ersten Teile von Clausewitz zu schreiben; es ist viel Schiefes und Gespreiztes darin. — Wie vorsichtig man in seinem Betragen, seinen Aeußerungen sein muß, dafür will ich Ihnen als Beispiel anführen, daß Reyher Ihrer in den Qualifikationsberichten als tant soit peu suspect im Jahre 1848 gedacht hat. Moltke spricht sehr günstig von Ihnen, und Graf Goltz hat sehr vorteilhaft über Sie berichtet, also hoffe ich alles Gute, aber nehmen Sie es sich zur Lehre, mein alter Freund."

*

Berlin, 13. 2. 59.

„Hoffentlich, mein lieber kriegslustiger Freund, haben Sie Ihren animum bellandi bereits ad acta gelegt und harren mit andern Leuten der Dinge, die da kommen sollen. Für diesmal ist die Sache rein aus: das Protokollieren

beginnt. Das wird einige Zeit dauern, dürfte aber am Ende doch ruhig und ohne Knalleffekt verlaufen. Ob diesmal Napoleon sich getäuscht, oder die Leute, die ihn als unüberlegt schildern, will ich ganz unerörtert lassen. Aber die Sache ist rein aus. — Wie ich aus sehr zuverlässiger Quelle weiß, so ist die Arbeit Ihres Herrn Schwagers für seine Generalstabsprüfung sehr gut und seine Berufung bereits eingeleitet; auch Verdy und Grolmann gehören zu den Expektanten. — Der Tod der Erbgroßherzogin von Florenz, die am Fieber in einigen Tagen gestorben, findet viel Teilnahme und wird die Karnevalsfreuden unterbrechen, die schon neulich durch einen plötzlichen Todesfall in den Gemächern des Prinzregenten alteriert wurden. Frau von Küster, die mit ihren zwei Töchtern zur Soiree geladen, sieht aus einer Thür sehr vergnügt dem Tanze zu. Plötzlich bemerkt man, daß sie schwankt, man eilt ihr zu Hilfe, aber eh man sie noch auf einen Stuhl gebracht, ist sie bereits tot am Herzschlage. Die Leibärzte machen in der unteren Etage noch Rettungsversuche, während den hohen Herrschaften berichtet wird, die Dame sei in Ohnmacht gefallen. So werden die Fürsten immer getäuscht und betrogen. ‚Wir sind ein leichtsinniges Geschlecht,‘ sagte mir Feldmarschall Wrangel, ‚oben polkt man und unten stirbt man. Verstehen Sie mir?‘ Der alte brave Mann hat ganz recht."

*

Berlin, 18. 9. 59.

„Für Ihren Reiseplan würde ich sofort thätig gewesen sein, aber Moltke ist auf zwei Monate nach Gastein, und da fällt selbstredend alles fort, was darauf Bezug haben könnte. Olleck, der ihn einstweilen vertritt, geht selbst nach Frankreich, um die Armee kennen zu lernen. Man hat darüber nichts Neueres als die Voigts-Rheetzschen Mitteilungen, und diese haben jetzt den Kredit verloren.

Sie geben mir einige Nüsse zum Knacken auf, doch ich will sehen, was das schlechte Gebiß, das mir verblieben, noch vermag.

Ad 1. Die besten und ausreichenden Berichte über Napoleons Landungspläne und Anstalten giebt ganz unbedingt Thiers im 4. Teil. (Camp de Boulogne.) Einzelnes finden Sie noch in den Memoiren seiner Generäle und in der Geschichte der französischen Marine.

Ad 2. Die genügendsten Nachrichten über die militärische Situation der Engländer an der Südküste finden sich in Colbornes United Service Journal, aber sehr zerstreut. Die Generalstabsbibliothek ist jetzt nicht zugänglich, aber der Gegenstand ist zur Zeit der Cherbourger Festivität vielfach in den Zeitungen berührt worden — ‚Spectateur militaire‘ und ‚Journal des sciences militaires‘.

Ad 3 giebt Aug. Tierry ‚Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normans‘ ein sehr reiches Material, das aber mühsam in den 4 starken Bänden zusammengesucht sein will. Aber ich glaube, Sie holen zu weit aus, wenn Sie in dieser Sache vom Ei der Leda anfangen wollen. Das Beiheft vom Militärwochenblatt 1848 enthält einen guten Aufsatz

über Küstenangriff und Verteidigung; wenn Sie diesen zu Grunde legen, dann den Aufsatz Aumales über die Dampfflotille in der ‚Revue des deux Mondes‘, und erwägen, mit welcher Leichtigkeit man heut ganze Armeen embarquieren und debarquieren kann, und aus einer komparativen Zusammenstellung der maritimen Kräfte Englands und Frankreichs die Möglichkeit einer Landung herleiten, so haben Sie wohl den vorgesetzten Zweck vollständig erreicht. Eine Landung in England ist gar nichts so Außerordentliches, auch ist ja in neuester Zeit das Projekt einer Befestigung Londons wieder aufgetaucht. Im ‚Spectateur militaire‘ von 1848 befindet sich un projet de fortifier Londres sur la rive gauche de la Thamise. Unser pensionierter General Meyer vom Ingenieurcorps hat neuerdings eine Arbeit darüber dem englischen Gesandten übergeben, aber noch keine Antwort erhalten. Man ventiliert auch die Möglichkeit, die Franzosen urplötzlich mit einer Armada an unsern Küsten in der Ostsee erscheinen zu sehen, und darüber ließe sich noch viel sagen.“

*

Berlin, 19. 10. 59.

„Mein alter Freund! Noch ist über den letzten Feldzug nichts von Bedeutung erschienen; die ‚Darmstädter Morgenzeitung‘ giebt einen guten Aufsatz über die Schlacht von Magenta, den sie sogar als von einem hohen österreichischen General stammend dem Prinzregenten hat vorlegen lassen. Rüstow kennen Sie, auch die ‚Revue des deux Mondes‘ hat ein paar Artikel. Moltke selbst hat über die Schlachten von Magenta und Solferino etwas niedergeschrieben und seinen Offizieren vorgelesen, wollen Sie es haben, so kann ich es Ihnen schicken.

Ollech ist aus Frankreich zurück und sehr erbaut von dem, was er dort gesehen. Er spricht mit größter Emphase von der französischen Armee, diese aber mit geringer Achtung von den Oesterreichern, die mit den Russen gar nicht zu vergleichen seien. Die Russen geschlagen zu haben sei eine Ehre, aber die Oesterreicher sein bien éloignes de ressembler à eux. Sonst ist hier alles in der gewöhnlichen Konfusion. Die Unwissenheit über die Armeeorganisation, das Widersinnige, was darin zu tage liegt, fängt nun an vom Publikum besprochen zu werden. Jetzt hat man Roon herberufen, um sein Projekt, das er noch in Posen ausgeheckt, weiter zu bebrüten. Aber er hat auch eine schlimme Aufgabe zu lösen, er soll flicken, während es doch darauf ankommt, mit dem Alten gänzlich zu brechen. Nun Gott helfe. Jetzt ist die Armee in einem Zustand der Mauser. Ich glaube es würde unglaubliche Schwierigkeiten machen, wenn man sie marschfähig organisieren sollte. Mit dem König geht es immer mehr bergab. Es darf niemand mit ihm sprechen, die Königin allein pflegt ihn, nur die Aerzte und einige Kammerdiener haben Zutritt. Er soll in einem pitoyablen Zustand sein. — Hier sagt man, daß die Polen wieder stark wühlen, teilen Sie mir doch Ihre Ansicht mit. Empfehlen Sie mich Ihrem General, Schweinitz und Rosenstiel. Gott befohlen und herzlich adieu.“

*

Berlin, 3. 1. 60.

„Reuchlins Geschichte Italiens ist mir bereits bekannt. Ich nahm sie zur Hand, als die Geschichten dort losgingen, würde aber manches darin anders wünschen, namentlich die Zeit Carlo Albertos. Ich habe über diese ganze Periode viel gedacht, gelesen, notiert, und auch eine kleine Broschüre in französischer Sprache vorbereitet. Aber obgleich ich eigentlich nichts zu thun habe, werde ich doch mit keiner Arbeit recht fertig, ich werde zu furchtbar überlaufen. — Die Schweinerei muß in Italien kolossal sein. Mir sind unter andern kuriosen Dingen auch treue Abschriften der vielbesprochenen Telegramme des Duc de Grammont in Rom in die Hand gekommen. Der größte Teil der telegraphischen Depeschen, die Franz II. aus Neapel wegtrieben, ist von den Engländern fabriziert und durch bestochene Stationsvorsteher nach Neapel gelangt. Man kennt ziemlich genau die Summen, die Turin aufwandte, um die Flotte zu bestechen und die Armee abwendig zu machen. Das Ganze bietet ein abscheuliches Bild von Infamie, Untreue, Heuchelei und Feigheit. — Der Prinzregent geht nicht nach Petersburg, er ist heiser, aber den Hauptgrund soll eine gewisse Erschöpfung bilden, die ich ganz natürlich finde. Die Reise, die der Kaiser von Petersburg bis Wilna gemacht, hat nur 20 Stunden und 11 Minuten gedauert, aber 35000 Rubel gekostet. Von der Warschauer Konferenz hört man noch nicht viel. Sehr wahrscheinlich ist dort nichts abgemacht worden. Der Schweigende aber spinnt und sinnt in seinem Babel, und wenn er dann mit einem Male losgeht, sagen alle die Klugen: ‚Das hatten wir nicht gedacht.‘ — Bei uns ist man nicht sehr thatkräftig gesonnen, Palmerston ist in Angst vor Napoleon; da wird es wohl so lange Frieden bleiben, bis Oesterreich ganz culbutiert ist. Den lieben Ihrigen unsre herzlichsten Grüße. De coeur et d'âme le votre

Brandt.

Drittes Kapitel

Magdeburg. 1861 bis 1866

Ich habe nie verkannt, welchen Wert der Aufenthalt in Posen für meine innere Entwicklung gehabt hat. Am Rhein hatte ich angefangen zu bummeln; der unfreundlichere Osten zwang mich wieder in die Arbeit hinein und brachte mich so in die Höhe. Magdeburg aber bedeutete für mich einen guten Abschluß der bisherigen Stellung und eine noch bessere Vorstufe für künftige Entwicklung, und so ging ich mit Freuden dahin.

Am 1. Oktober 1861 meldete ich mich bei meinem neuen Kommandierenden, dem General v. Schack.

Ich fand in ihm einen außerordentlich klugen Mann und guten Soldaten. Seine schulgemäße Bildung war äußerst gering, sein Wissen und Können rein empirisch, das praktische Produkt seines Lebens, aber niemand verstand so gut wie er, Menschen zu behandeln. Für den König war Schack eine Art militärischer Autorität, aber auch in politischen Fragen benutzte Bismarck seinen Einfluß an allerhöchster Stelle gern und meist mit Erfolg.

Im Kriege 1866 wurde das Corps geteilt, und Schack, 74 Jahre alt, als Generalgouverneur nach Sachsen berufen. Er starb an der ihm hier gewordenen Aufgabe, denn das amtliche Auftreten gegen die königlich sächsische Autorität ging ihm wider die Natur. Ich hatte das Glück, sein Vertrauen rasch und voll zu gewinnen; im zweiten Jahre lautete sein Qualifikationsbericht: „Zu jeder Stelle und zu jeder Thätigkeit geeignet."

Magdeburg ist für mich in ganz schlechte Erinnerung gekommen durch einen schweren Unfall, der mich traf, und der mich, wenn nicht das Leben, doch leicht die Carriere hätte kosten können. Solange ich dienstlich beritten war bin ich täglich, Winter und Sommer, zu Pferde gestiegen. Ich brachte schweres Gewicht in den Sattel und hatte deshalb stets kräftige Gäule mit viel Temperament. Einer derselben hatte einen Sonntag stehen müssen; als ich mich Montag den 3. November 1863 aufsetzte, fand ich ihn unbequem lebhaft und beschloß, um ihn in die Hand zu kriegen, ihn abzugaloppieren und die Barrieren im Glacis zu nehmen. Ich kam auch glücklich hinüber, sah mich aber außer stande, den heftigen Gaul gleich zu halten. Ein Artillerieoffizier kam mir entgegen; sein junges Pferd machte vor mir Kehrt, schlug aus und zertrümmerte, als ich von

rückwärts vorbei stürmte, meinen rechten Unterschenkel vollständig. Sobald ich parieren konnte, stieg ich ab und legte mich auf den Weg.

Ich habe dann sieben Monate festgelegen, den Fuß in der Schwebe am Kronleuchterhaken befestigt. Drei Aerzte waren um mein Bett versammelt und wollten das Bein abnehmen, der Generalarzt Löffler erklärte sich dagegen. Aber die Heilung verzögerte sich. Es trat Pyämie ein, ich verlor das Bewußtsein, und bis Weihnachten stand es schlecht um mein Leben. Von da ab ging es langsam vorwärts; ich fing an, mich wieder geistig zu beschäftigen und behandelte den im Gange befindlichen amerikanischen Sezessionskrieg in einer Reihe von Artikeln für die „Grenzboten“.

Ende Juni ging ich nach Teplitz; meine Felddienstfähigkeit stand sehr in Frage, und ich durfte nicht gerade leichten Sinnes in die Zukunft blicken. Ich ging noch fast ein Jahr an Krücken.

Dankbar erkenne ich noch heut an, von wie großer Teilnahme ich umgeben war, Freunde und Bekannte wetteiferten, mir meine Lage zu erleichtern.

Von neuen Freunden, die wir gewonnen hatten, will ich noch erwähnen: den Kommandeur der Kavalleriebrigade v. Hann. Wir wohnten im gleichen Hause und hielten gute Freundschaft; Oberst v. Kotze, Kommandeur des 26. Regiments, ein selten praktischer Offizier, von dem ich viel gelernt habe; General v. Schwarzhoff, er blieb mir bis zu seinem Tode als kommandierender General ein treuer Gefährte; Meydam, damals Hauptmann bei den Pionieren, später General und Telegraphendirektor; last not least v. Verdy, damals Hauptmann beim Stab des Generalkommandos, jetzt Kriegsminister. Ganz besondere Schicksale verbanden uns bald mit dem Hauptmann v. Normann und seiner liebenswürdigen Frau.

Die Fühlung von Gotha nach unserm kronprinzlichen Hofe ging durch Ernst v. Stockmar, den Sohn des bekannten Beraters des Königs Leopold und des Prinzen Albert, der als Privatsekretär bei der Kronprinzessin in Gnade stand. Eine schwere Krankheit machte jetzt seine Ersetzung wünschenswert, er wandte sich an Holtzendorff, und dieser fragte bei mir an, ob ich jemand für solche Stellung kennte. Ich konnte Normann mit gutem Gewissen empfehlen, und das Band, welches sich dadurch für diesen knüpfte, gab auch meinem Leben fortan eine bestimmte Richtung. Unsre Freundschaft hat standgehalten, und ich verdanke Normann, daß der Kronprinz mich immer wieder heranzog.

Normann gewann bald das Vertrauen seiner Herrschaften und wurde der unbedingte Ratgeber des Kronprinzen in allen Privat- und Regierungsangelegenheiten. Er hat seine Stellung lange behauptet; nicht nur gegen die eigentliche Hofclique, sondern auch der gewaltigen Macht des Kanzlers gegenüber, der seinen ungreifbaren Einfluß oft genug störend empfand.

*

Magdeburg, 1. 12. 61.

An v. Holtzendorff.

„Sie fragen nach den militärischen Erfolgen Ihres Herzogs am Rhein; nach dem, was ich gesehen, ist Herzog Ernst kein Mann des Entschlusses. Es

war interessant, eine so rede- und schriftbereite Persönlichkeit, die so gern hervortritt, in dem einfachen und unmittelbaren Befehlen so vollständig Fiasko machen zu sehen. Als Soldat wird der Herr nie etwas leisten, das wird mir von kompetentester Seite bestätigt."

*

Magdeburg, 28. 9. 62.

„Die Gerüchte vom Zurücktreten des Königs werden immer lebhafter, und wer weiß, ob das nicht ein politisch richtiger Schritt wäre! Durch ein Nachgeben des Königs und einen Sieg der Fortschrittspartei werden wir in den Strudel der theoretischen Revolution, der Prinzipienreiterei, der unpraktischen, ehrgeizigen Demokratie geworfen. Der Kronprinz hat alles aufgewendet, um den alten Herrn umzustimmen.

Ich fühle mit den wachsenden Jahren immer mehr, daß mein eignes Wohl mit dem des Vaterlandes auf das innigste zusammenhängt, die jetzigen Zustände machen mich ordentlich melancholisch. Manteuffel muß fallen, dann wird Bismarck den König bestimmen, die zweijährige Dienstzeit der Infanterie anzunehmen, und dann haben wir Frieden. Mein General sagt, in der Armeefrage könne nichts geschehen, weil die Gesellschaft von alten Leuten, die man dabei als Ratgeber benutzt, sich wohl hütet, andre Urteile abzugeben als die die oben genehm sind. Und Manteuffel ist der Mann, der die Puppen ruft und ihnen ihre Rollen in den Mund legt. Von unten her regt sich das Leben in der Armee, und von allen Seiten machen sich gute Symptome geltend, aber alles wird starr, sobald es in die leitenden Kreise dringt."

*

Magdeburg, 20. 2. 63.

„Also Dein Herzog beklagt sich über mangelnde Höflichkeit unsrer Generalität. Mein General ist zur Zeit nicht hier, sonst würde ich ihn fragen, was er dazu denkt. Aber daß der Herzog für solche Ehren so empfindlich wäre, hätte ich gar nicht geglaubt. Wer die Jubelgrüße der Nationalvereinler so reichlich genießt, könnte doch gegen die Komplimente der preußischen Generale sehr gleichgültig sein."

*

Magdeburg, 28. 3. 63.

„Ihr habt meine Vorschläge zur Reorganisation nicht richtig verstanden, und besonders ärgert mich das Urteil des alten Bernhardi. Er sagt, meine Friedensstärke sei zu schwach, und ferner: ‚Dadurch unterscheiden sich die Armeen der Großstaaten von den Kontingenten der Kleinstaaten, daß erstere in ihrer Friedensstärke eine schlagfertige Armee bilden, während letztere nur das Gerippe dazu darstellen.' — Beides ist falsch, denn zunächst will ich die Bataillone 6—700 Köpfe stark haben, während sie in Wirklichkeit 500 in der Linie stark sind; und dann will ich, daß die Hälfte der Infanterie stets marschbereit ist, während jetzt kein Bataillon ausrücken kann, ohne vorher Reserven einzuziehen.

— Ich gehe von andern Ansichten aus wie die Herren, die im Ministerium und in der Kammer über die Reorganisation schreiben und verfügen. Ich sage: Das zuerst Notwendige ist ein kriegsgemäß ausgebildeter Rahmen. Deshalb muß ich so organisieren, daß die Offiziere so viel Kriegserfahrung wie möglich haben, und daß die Unteroffiziere an dieser Ausbildung ihr verhältnismäßiges Teil sicher gewinnen. Dazu gehört also auch eine Friedensstärke der Bataillone, welche denen des Kriegs möglichst gleichkommt; ein wechselndes, bewegtes Leben und möglichst wenig geisttötende Einförmigkeit der Garnison.

Aus diesen Erfordernissen heraus muß die Dienstzeit der Soldaten bestimmt werden, und es ist ein Unsinn, eine Normalzeit für die Ausbildung festzusetzen. Der Infanterist kann zu dem, was körperlich und geistig notwendig ist, sehr wohl in einem Jahr gebracht werden, ebenso der Pionier und Fußartillerist. Ein fahrender Artillerist bedarf anderthalb Jahre, und ein Reiter hat mit drei Jahren kaum das Notdürftigste gelernt. Die Zeit der Ausbildung kann aber für den Rahmen nicht gerechnet werden. Ist der gemeine Mann fertig, dann kommt erst sein Gebrauch und die Ausbildung der Vorgesetzten und so weiter. Auf die Art wird aller Auswuchs unsrer Friedensexistenz bald absterben; das Demokratengeschrei hält sich nur an der äußeren Erscheinung und erkennt die Sache nicht."

*

Magdeburg, 20. 4. 63.

„Ueber die polnischen Verhältnisse hatte ich kürzlich sehr interessante Nachrichten von einem meiner Generalstabsoffiziere, der seit drei Monaten in Warschau bei dem Großfürsten ist. Er schreibt, daß der Aufstand sich zu der heutigen Ausdehnung nur entwickeln konnte durch die Unthätigkeit der russischen Offiziere; Mangel an Energie, Unzuverlässigkeit und Unlust an den Dingen macht sich überall geltend, und das giebt dem Gegner die vollste Freiheit. Von oben bis unten zeigt sich nur Gleichgültigkeit. Jeder russische General, wenn er die Insurgenten geschlagen hat, kehrt sofort mit seinen Truppen in die Garnison zurück, um sich auszuruhen, und der Gegner hat Zeit und Gelegenheit, sich auch zu sammeln. An den drei Ostertagen waren sämtliche Insurgenten auf Ferien in Warschau, aber man kümmerte sich nicht um sie. Er giebt noch eine Menge Details traurigster Art. Ich hoffe, ehe es bei uns zum Krieg kommt, setzt noch ein frischer Wind ein."

*

Magdeburg, 29. 12. 63.

„Ich bekomme auf meinem Krankenbett so viele Zeichen der Teilnahme, daß ich mich ganz beschämt fühle. Obenan stehen alle die, welche ich die Meinen nenne, und dazu rechne ich auch Dich, dann die vielen näheren Bekannten und vor allen Dingen die Offiziere des Corps. Seine Majestät erhielt anfänglich täglich Bericht und zog später, als es besser ging, diesen sogar telegraphisch ein. Meinem Generalarzt Löffler sagte er in Berlin: ‚Den Obersten lege ich Ihnen

besonders ans Herz, die Armee erwartet noch vieles von ihm.' Der alte Schack hat mir so viel Herz gezeigt, wie ich es nie bei ihm gesucht hätte; es thut mir nun doppelt leid, daß ich ihn verloren habe. Wir hatten uns ineinander eingelebt, und er war mir ein Quell nicht nur alter militärischer Erfahrung, sondern auch allerneuester politischer Ereignisse und Triebfedern. Seine Kommandierung nach Berlin ist denn auch nur aus politischen Rücksichten erfolgt. Schack hat wiederholt mehrstündige Besprechungen mit dem König gehabt, die er mir ganz mitteilte; ich darf sie aber dem Papier nicht anvertrauen. Dann wollte er noch einige Tage hier bleiben, aber Bismarck hat seine Abreise beschleunigt."

*

Magdeburg, 14. 2. 64.

„Ich bin unzufrieden mit dem Prinzen Friedrich Karl. Nach dem 50jährigen Frieden that dem preußischen Staate nichts so not, wie eine glänzende Waffenthat. Nun hat er sich durch sein Manövrieren jede positive Thätigkeit genommen, die Oesterreicher haben allein Schleswig erobert, und die Dänen sind fast unbehelligt in eine sehr starke Stellung gegangen, die man schließlich doch mit Sturm nehmen muß. Jetzt wünsche ich, daß der Prinz die Düppeler Schanzen und die Insel Alsen nimmt, beide mit seinen Truppen, fürchte aber, daß er bei seiner sich überall kundgebenden Neigung zu Künsteleien nicht den einfachen geraden Weg einschlägt, sondern Ueberfälle, Nachtgefechte u. s. w. vorzieht. Blut fließt dabei, aber das ist in der Weltgeschichte wie auf dem Ackerboden ein fruchtbringender Stoff.

Die einfache Taktik, welche ihr Ziel im Totschlagen des Gegners sucht, hat zu allen Zeiten die schönsten Erfolge gewonnen; ich stelle den Prinzen hoch in seiner Gabe, auf die Truppen zu wirken und in seiner persönlichen Bravheit, aber ich halte ihn für keinen Schlachtengewinner, für keinen Feldherrn. Mülbe ist besser, aber er kommt nicht zur Geltung.

Mein Bruder aus Danzig erzählte mir neulich, daß unsre Marine sich kräftig genug fühle, die dänische in offener See anzugreifen. Also, mein alter Freund, eine Erstürmung der Düppeler Schanzen, die Eroberung von Alsen und ein glückliches Seegefecht, darauf wollen wir die Gläser leeren. Hilf mir nur zur baldigen Auferstehung."

*

Magdeburg, 20. 3. 64.

„Blumenthal hat ein ganzes Memoire geschrieben, um zu beweisen, daß er nicht an allem Unsinn des Prinzen und an seiner Thatlosigkeit schuld ist. Der Herr ist im Frieden so berühmt geworden, daß ihm die Kraft geschwunden ist; so leicht errungene Lorbeeren sind verderblich für den Charakter. Von allen Generalen hat bis jetzt Goeben allein kriegerische Befähigung gezeigt; er ist am schlechtesten bei der Ordensverteilung fortgekommen.

Dein Herzog zeigt sich wieder in den schönsten Farben. In dem Vorschlag, in Schleswig ein Plebiscit vorzunehmen nach vollständiger Räumung durch die Truppen, liegt ein aggressiver Unverstand."

Magdeburg, 8. 4. 64.

„Deine Frage wegen Falckenstein beantworte ich nach eigner Erfahrung folgendermaßen: Dem General v. Falckenstein eine Falschheit des Charakters zuzutrauen, liegt kein Motiv vor. Ganz im Gegenteil hat derselbe in allen Verhältnissen eine Schroffheit des Willens und offene Entschiedenheit entwickelt, die sich mit Falschheit nicht in Verbindung bringen läßt. Seine Fähigkeiten, die Fruchtbarkeit seines Geistes und die Klarheit des Denkens sind stets anerkannt worden, aber er ist kein Diplomat, deshalb paßt er nicht für seine jetzige Stellung. Ob er für den Kronprinzen paßt, weiß ich nicht. Von diesem höre ich, daß er sich die allseitige Achtung erworben hat, daß also jeder das Streben hat, ihm sein Bestes zu geben.

Eben war Tresckow bei mir, Oberst und Flügeladjutant, der lange in Warschau war und jetzt als Chef des Stabes des Oberkommandos nach Posen geht. Er war gestern beim König und sagt, man sei dort sehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge in Schleswig und Posen. Alles wird verschleppt. Ueber die polnischen Verhältnisse schicke ich Dir vielleicht bald etwas; ich erwarte in den nächsten Tagen eine längere Abhandlung darüber von meinem dorthin kommandierten Generalstäbler Verdy. Die Russen kommen auch nicht vorwärts. Die Beschießung von Sonderburg ist ungerechtfertigt, wenn man nicht den Sturm beabsichtigt."

*

Magdeburg, 13. 4. 64.

„Deine Frage nach einem Privatsekretär für die Kronprinzessin hat mich eine Weile beschäftigt. Als Adjutanten für den Kronprinzen habe ich den Major v. Salviati aus Erfurt ausgesucht, der ein ausgezeichnet tüchtiger, klar denkender Mann ist. Für den andern Posten komme ich jetzt auf v. Normann, Hauptmann im Regiment 26; ein Mann mit voller Gymnasialbildung, 34 Jahre alt, später auf Kriegsakademie ausgezeichnet, aus dem topographischen Bureau wegen eines Knieleidens ausgetreten, dann ein Jahr gereist, mit längerem Aufenthalt in Paris und London; schreibt und spricht sehr gewandt französisch, nicht ganz so elegant, aber gut englisch, durchaus gut gebildet, schreibt besonders gut und leicht. Er ist hier der Historiograph für alle Vorkommnisse. Dabei hat Normann einen sehr tüchtigen und festen Charakter, der ihn vollständig befähigt, auf gute Art zu leiten. Er ist vermögend und in Geldangelegenheiten bewandert, hat gute Formen und ist durchaus sicher.

Ich habe ihn vorgestern kommen lassen und, da man sich ganz auf seine Diskretion verlassen kann, ihn gefragt, ob er den gestellten Bedingungen nachkommen könnte. Er hat mir gestern den Bescheid gebracht, daß er zur

Annahme bereit sei. Will der Kronprinz auf den Vorschlag eingehen, so kann ja erst eine Probe gemacht werden, indem Normann auf sechs Monate beurlaubt wird.

Ich höre von Voigts und Schack, daß der König noch immer ganz entschieden für den Augustenburger eintritt, so entschieden, daß Bismarck darüber fallen kann. Voigts will sich schon für ein neues Ministerium möglich erhalten, er ist nicht ohne Einfluß beim König."

*

Magdeburg, 22. 4. 64.

„Seit lange hat mich nichts so gefreut und aus innerster Seele erhoben, wie die Erstürmung der Düppeler Schanzen; als ich den Bericht las, sind mir unaufhaltsam die dicken Thränen heruntergelaufen. Deutschland muß sich freuen, muß jubeln, daß Preußen sich mit seinen Interessen verbunden hat, und es ist schön, daß der König jetzt hingegangen ist, selbst den Jubel der Armee und der Bevölkerung zu teilen und die Luft der Ereignisse einzuatmen."

*

Magdeburg, 1. 5. 64.

„Morgen werden es sechs Monate, daß ich niedergeworfen bin, ich habe aber guten Mut, denn ich fühle die Kraft des Lebens in dem wieder angewachsenen Fuß. So wird mir auch dieses Unglück zum Besten gedient haben, denn ich habe in der Zeit recht viel gelernt und fühle mich geistig aufgefrischt durch die Entfernung vom Einerlei des Dienstes.

Der Kronprinz gewinnt täglich mehr Ansehen und hat die bedeutendste Stellung in Schleswig. General v. Moltke hat den Auftrag, die Angelegenheiten unter ihm zu leiten, und der Feldmarschall bleibt nur als Schaustück für die Oesterreicher da. Gablenz' Ausspruch, ‚daß die preußische Armee nicht kriegstüchtig sei', stimmt, wie mir berichtet wird, leider auf den Prinzen Fr. Karl. Es hat mich sehr traurig gemacht."

*

Magdeburg, 23. 5. 64.

„Ich habe noch gestern abend an Normann die betreffenden Stellen aus Deinen und Stockmars Briefen vorgelesen. Er wird nun am Mittwoch nach Gotha fahren. Ich empfehle Deinem Herzen diesen braven und durchaus verständigen Menschen; ich bin überzeugt, daß er Deiner Empfehlung alle Ehre machen wird, ich sehe ihn sehr ungern von hier scheiden."

*

Magdeburg, 28. 5. 64.

„Also Normann ist ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit der Herrschaften zurückgekommen, er tritt bereits am 1. Juni sein neues Kommando an. In Betreff des Englischen hat ihm die Kronprinzessin gesagt, möge er sich keine Sorgen machen, sie könne ihm immer aushelfen, da sei sie vollständig gerüstet.

Aehnlich hat der Kronprinz ihn beruhigt. Stockmar will nun noch einige Tage mit Normann zusammenbleiben, um ihn einzuführen, und dann fortgehen."

*

Teplitz, 30. 6. 64.

„Die Bäder haben mich sehr angegriffen, ich habe nur so hingedöst, in der Sonne gebraten und gar keine Neigung gehabt, auch nur das geringste vorzunehmen. Jetzt will ich an die Arbeit gehen und eine Geschichte des Feldzuges schreiben unter steter Bezugnahme auf die Reorganisation, aber nur für mich. — Normann schreibt entzückt von seinen Herrschaften; Du sollst sehen, daß wir mit unsrer Empfehlung Ehre einlegen.

Ich habe hier noch eine ganz interessante Bekanntschaft gemacht, die aber durch Abreise schon wieder ihren Abschluß erhielt. Hauptmann v. d. Burg, der in Mexiko gewesen, dann in den Generalstab gekommen, bei Hindersin in Schleswig durch einen Schuß in die Wade verwundet, mit dem Kronprinzen in nähere Berührung getreten und jetzt zu dessen Generalstab versetzt ist. Er hatte gute Verbindungen und ist gut informiert. Er hat mir den Grafen Groeben zugeführt, unser militärisches Gesandtschaftsmitglied."

*

Teplitz, 28. 7. 64.

„Prinz Friedrich Karl hat an den ältesten Groeben geschrieben und gesagt, er hoffe, die Geschichte werde ihn noch rechtfertigen und es aufdecken, daß er am selben Tage auf Alsen und auf Fünen habe landen wollen, die Oesterreicher ihn aber am letzteren gehindert hätten. — Manteuffel, der auch an Groeben geschrieben, glaubt nicht an Frieden, sondern sieht immer noch größere Verwicklungen vor sich. Da aber die Einigkeit mit Oesterreich jetzt auf der Fahne steht und in Gastein genährt wird, so erwarte ich ganz entschieden den Frieden. Du hast ganz recht, wenn Du sagst, daß der Verein von Bismarck und dem König allein die bisherigen guten Resultate errungen hat."

*

Magdeburg, 31. 8. 64.

„Gestern ist auch Schack wiedergekommen und erzählt mir, es sei durchaus nicht des Königs Absicht gewesen, nach Wien zu gehen, und erst in den letzten Tagen ist es den vereinten Kräften gelungen, ihn umzustimmen. — Die Entschiedenheit, mit welcher Bismarck in München selbst aufgetreten ist, hat mir sehr gut gefallen; der Kerl ist thätig und unermüdlich, das bringt immer Erfolge. Dieses persönliche Eingreifen auf dem richtigen Fleck bekundet großen staatsmännischen Blick. Was aus dem Augustenburger wird, wissen wir noch nicht; zwischen ihm und dem Kronprinzen ist eine lebhafte Korrespondenz, welche durch einen jungen Hamburger in Potsdam vermittelt wird. Zwischen der Kronprinzessin und dem König werden viele Briefe gewechselt, welche gleichzeitig die englische Politik berühren; das erzählt Schack.

Normann behauptet, daß die kritische Natur Stockmars sehr schädlich auf die hohe Frau gewirkt und sie nach allen Richtungen hin radikal gemacht habe. Das wäre schlimm, da sie dann entschieden in Widerspruch mit ihrer eignen Stellung kommen müßte. Eine radikale Königin ist ein furchtbarer Unsinn; ich habe Normann gesagt, daß er hier ein reiches Feld für Meliorationen habe. — Was nun meine Wenigkeit betrifft, so ist keine Aussicht vorhanden, daß vor dem nächsten Sommer ein Regiment frei wird, bis dahin aber läuft noch mancher Tropfen Wasser über Land."

*

Magdeburg, 1. 10. 64.

„Normann war ein paar Tage hier, da seine Herrin in den jungen Mutterfreuden ihn nicht braucht. Ich habe aus seinen Mitteilungen ersehen, daß seine Stellung sich immer breiter fundamentiert. Er erhält auch in die politischen Angelegenheiten vollen Einblick und ist dabei schon genau so schweigsam wie Stockmar, was ich sehr lobe. Ich glaube, man kann den Herrschaften zu seiner Acquisition gratulieren. Schack erzählt mir, daß der Augustenburger sich dem König gegenüber gebunden hat, daß aber weder Annahme noch Ablehnung jener Verpflichtung erfolgt ist. Bismarck beherrscht die Situation vollständig und sieht in einem neuen deutschen Souverän nur einen neuen Opponenten gegen Preußen beim Bundestage. Ich glaube, er hat recht."

*

Magdeburg, 3. 12. 64.

„Schack kommt morgen aus Altona zurück. Normann ist noch hier; ich habe ihm Kenntnis Deiner letzten Mitteilungen und Ansichten gegeben. Er verteidigt den Herrn und sagt, dieser habe doch keinen Einfluß und ärgere sich nur. Das ist aber nicht richtig. Weil die Kronprinzessin nicht in Berlin sein will, verweichlicht er sich in dem einsamen Leben in schöner Natur. Man muß ihn auf die Wacht rufen, das Vaterland ist in Gefahr.

Ich bin alle Tage mindestens sechs Stunden mit meiner Geschichte des amerikanischen Krieges beschäftigt, es werden aber auch zehn daraus, wenn die sonstigen Geschäfte es zulassen. Die Zeit vom 40. bis zum 50. Jahr soll ja die produktivste sein. Vor der Schriftstellerei muß ich mich aber hüten, man wird selbstgefällig dabei. Freytag soll doch mal in dieser Richtung seinen so hochgestellten Gelehrten betrachten, im wirklichen Leben macht er trotz der Behäbigkeit seines Geistes meistens Fiasko. Der Charakter wird nicht durch das Studieren gebildet, und der allein regiert die Welt."

*

Magdeburg, 20. 1. 65.

„Die Thronrede war schön und stolz und hat mir außerordentlich gefallen; es ist selten einem Herrscher vergönnt, mit so berechtigtem Selbstgefühl zu sprechen.

Grabows Antwort vorlaut und dürftig; man muß die Fehler dem Gegner überlassen. Hätte ich als Soldat bei der Adresse mitzusprechen gehabt, so würde ich folgendes gesagt haben:

‚1. Der preußische Soldat hat sich tapfer und unternehmend, geistig und körperlich gewandt gezeigt. Seine Leistungen wurden durch die vorzügliche Bewaffnung unterstützt. Die Ausrüstung aber zeigte sich in hohem Maße als unvollkommen. Hier bitten wir um Abhilfe.

2. Das Offiziercorps steht durchaus auf der Höhe der preußischen Tradition, in den oberen Stellen aber vermißte man Thatkraft und Selbständigkeit. Durch solche Mängel ist bereits einmal im Jahre 1806 schweres Unheil über den Staat gekommen; machten sie sich jetzt dem recht unbedeutenden Feinde gegenüber geltend, so ist um so größere Aufmerksamkeit geboten.

3. Der Wert der Reorganisation hat sich unzweifelhaft bewährt, deshalb wünscht die Armee jetzt Versöhnung zwischen der Regierung und dem Volk und so weiter.‘

Wollte doch einmal jemand so aussprechen, was die ganze Armee denkt und fühlt! Es wird von allen Seiten eine ungeheure theoretische Phraseologie entwickelt, aber niemand behandelt die Sache."

*

Magdeburg, 8. 2. 65.

Von Normann habe ich vor einigen Tagen einen Brief erhalten. Er schreibt, daß in betreff der Gouverneurstelle immer noch viel gefragt und wenig entschieden wird. Ich habe eine Reihe von Charakteristiken über Prinzenerzieher liefern müssen und bin neugierig, was man heraussuchen wird. Wer Menschen suchen will, soll selbst die Laterne anstecken. Man möchte gern Manteuffel in der Bezeichnung der Person zuvorkommen, kann aber nicht schlüssig werden.

Von meinem alten Schack höre ich jetzt nur Stoßseufzer über die Kammern; nähere Nachrichten fehlen ihm, da er bestimmt ist, abzusterben. Manteuffel will ihn im Corps, Trescow diesen im Kabinett ersetzen. Er aber möchte sich gern noch den Sommer hindurch halten, um in der Urlaubszeit das volle Gehalt zu genießen. Ich fürchte sehr, im Bade mit ihm zusammenzutreffen, denn Löffler will auch mich nach Gastein schicken. Ich hoffe aber es so einzurichten, daß ich vor ihm dort eintreffe. Ich besuche Dich dann in Gotha und fahre mit der Werrabahn gen Süden. Ich habe ja die Krücken fortgethan und humple am Stock, aber wenn ich mich dem Dienst erhalten will, so muß ich die Schrecken solcher Reise auf mich nehmen. Ich darf den Körper nicht über mich Herr werden lassen.

Mache ich mich dienstfähig, dann stehe ich ziemlich direkt vor der Brigade; ich kann rechnen, in der nächsten Zeit einen ordentlichen Ruck im Avancement zu machen."

*

Magdeburg, 6. 3. 65.

„Schack hatte gestern einen Brief aus Altona, der von dem entschiedenen Fortschreiten der Annektionspartei spricht und nur die Stellenjäger als Gegner derselben anerkennt. Die Umgebung des Erbprinzen wird dabei sehr scharf mitgenommen und übel tituliert, ich erspare Dir die betreffenden Ausdrücke. Die Zähigkeit, mit welcher Bismarck sein Ziel verfolgt, mehrt die Chancen des Sieges ganz außerordentlich. — Ich habe gestern mit hohem Interesse Bernhardis Geschichte von 1815 zu Ende gelesen und oft an unsre jetzige Politik gedacht bei der Darstellung, wie nur den Mächten gute Resultate wurden, die von vornherein ein festes Ziel verfolgten. Dein Ausspruch, daß Bismarck durch Regierung des Bundes die europäischen Mächte zu Schiedsrichtern macht, enthält Wahrheit; aber operiert er deshalb falsch? Bei der augenblicklichen Lage der großen Mächte ist es viel leichter, mit ihnen und durch sie die Eroberungen zu machen, als unter Anerkennung der deutschen Bundesstaaten. Das Bedenkliche ist mir nur, daß es Bismarck nicht gelingt, seine Macht zu fundieren. Beim König steht er wohl fest, aber er hat das Land nicht hinter sich. Seine Politik ist gewagt, weil dem Ministerium dieser innere Halt fehlt, nicht an sich. Man sieht aus dem Auftreten der Minister in der Kammer, daß sie gar gern die Stimme des Landes haben möchten, aber die Stellung der Parteien macht es ihnen unmöglich. Ein Beweis für Bismarcks richtiges und auch vorsichtiges Vorgehen ist aber, daß er trotz der Isolierung seiner Politik immer mehr Siege feiert. Man kann jetzt nur gespannt sein, wie sich Oesterreich demnächst stellt.

Heut bin ich zum erstenmal zu Pferd gewesen, es ging ganz gut, und ich bin sehr zufrieden."

*

Magdeburg, 20. 3. 65.

„Aus Samwers Brief werde ich auch nicht klug; ist es ein diplomatischer Kniff, mit vielen Worten nichts zu sagen, so ist es dagegen Sache des Staatsmannes, positiv zu wollen; er hat sich auf ein falsches Pferd gesetzt, zumal da der Herzog, anstatt fest aufzutreten, jedermann als eine sehr schwache Stütze erscheint. Ich fange an zu glauben, daß die Ereignisse über ihn und Samwer hinweggehen werden.

Ich bin sehr mit Arbeit überlastet, die, obgleich rein militärisch, doch auch eine Folge der politischen Verhältnisse ist. Es ist nämlich für uns große Revue angesetzt, um im Herzen Deutschlands den Fürsten Gelegenheit zu geben, sich um den König zu versammeln. Wie weit das richtig ist, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß es sich für mich um die Existenzfrage handelt; ich muß meine Felddienstfähigkeit ganz zweifellos dokumentieren, also auf nach Gastein!

Ich habe mit großem Interesse den Jules César gelesen; nicht an sich, sondern weil das Buch zeigt, wie Napoleon unaufhörlich daran studiert, die Grundlagen seiner Stellung zu verbessern. Das ganze Buch ist nichts als ein Notizzettel, den sich der Herrscher beim Studium der Machtentwicklung des römischen Reiches und des römischen Imperators für den eignen Gebrauch

gemacht hat. Der verbindende Gedanke ist er selber. — Mir kommt dabei eine Frage wieder in die Erinnerung, die wir vor langen Jahren vielfach behandelten; Du revoltiertest Dich gegen meine Behauptung, der Fleiß sei das Fundament aller Leistungsfähigkeit. — Napoleon ist kein Genie, besitzt aber einen gründlichen und verständigen Fleiß, der ihm manche Talente ersetzt. Es wird ihm auch damit nicht gelingen, seine ganz schwankende und zweifelhafte Stellung zu befestigen, aber ohne ihn würde er überhaupt nie genannt worden sein. Wäre ich berechtigt, für die Prinzenerziehung mit zu raten, so würde ich auf die Entwicklung der Arbeitskraft und des Fleißes den allergrößten Wert legen, würde sogar dem Kronprinzen selbst heut noch empfehlen, sich von allen tagespolitischen Velleitäten fern zu halten, dafür aber fleißig und intensiv seine Geschäfte als kommandierender General selbst zu erledigen. Es würde ihm daneben für Repräsentation und Pläsier noch reichliche Zeit bleiben, und der Gewinn durch wirkliche Thätigkeit würde enorm sein.

Schack erzählt mir aus Berlin, der König sei mit den Ministern ganz einverstanden keinenfalls nachzugeben, mit der Königin und dem Kronprinzen aber, daß eine Aenderung der Verfassung ein Eidbruch wäre. Das ist ein schwieriges Dilemma."

*

Magdeburg, 6. 4. 65.

„Nimm meinen warmen Dank für den Brief und das Buch, welches Du meinem Jungen zur Einsegnung spendest. Ich reiche Dir dafür aus weiter Ferne die sich Dir täglich fester verbunden fühlende Hand.

Seit gestern abend arbeite ich an einem Aufsatz über die eventuellen Befestigungen in Schleswig-Holstein. Freytag schreibt mir, der Artikel solle 15 bis 16 Seiten lang werden; das hat mich amüsiert. Er soll nicht vergessen, daß ich Soldat bin und nicht in der Weise Herr meiner Feder wie die Litteraten. Es ist möglich, daß dies noch eine geringe Bildungsstufe verrät, und wie ungefüge und schwerfällig mein Stil ist, weiß ich selbst gut genug; aber wenn ich ein Buch lese, so ist meine einzige Frage: ‚Was will der Mann?', und ich bin beruhigt, wenn ich das habe. Deswegen bin ich auch sehr geduldig gegen schlechten Stil und lege vielleicht zu wenig Wert auf die Form. Ich will mich aber bestreben, mich zu bessern, denn ich thue gern, was mir befohlen wird."

*

Magdeburg, 11. 4. 65.

„Ich muß Dir aus Berlin erzählen. Unser alter Brandt hat eine Broschüre geschrieben gegen die Kammer, die er mir gleich nach dem Erscheinen schicken will. Es ist eine Freude, den alten Herrn in seiner geistigen Regsamkeit zu sehen. Die stete Arbeit hält ihn frisch, und man möchte dasselbe Rezept dem alten Schack verschreiben, der mit Riesenschritten rückwärts geht.

Normann steht im Vertrauen beider Herrschaften, bleibt aber bescheiden und zurückhaltend und versteht es, auch nach außen seine Position zu wahren.

Der 18. soll große militärische Veränderungen bringen; wie mir Moltke sagt, lassen sie mich aber ganz unberührt, und ich kann ruhig hier die Brigade abwarten. Die Einsegnung der Kadetten war in Gegenwart des Königs und sämtlicher Prinzen ein sehr schönes, edel gehaltenes Fest. Ich fürchtete, die Gegenwart des Hofes würde der Predigt eine servile Richtung geben; das war aber nicht der Fall, der Prediger sprach ganz vorzüglich, und die einzige Beziehung war die auf die Bedeutung des Eides, welchen sie beim Eintritt in das Heer zu leisten hätten. Das Herz wurde mir warm bei der Feier, eigentümlich war auch das Wiederfinden vieler Kadettenkameraden unter den Vätern."

*

Magdeburg, 28. 4. 65.

„Ich muß alle meine Kräfte zusammennehmen, um vor Beginn der Badekur mit den Manövervorbereitungen fertig zu werden. War fünf Tage in Merseburg, das Terrain zu rekognoscieren und die Behörden zu sprechen, sah auch Freytag, stecke jetzt in den Arbeiten von 14 Kriegsakademiekandidaten, die beurteilt sein wollen, und das ist ein Mordsvergnügen.

Ich bin zufrieden, daß Schack endlich in Gotha war. Er erzählt mir, daß der Herzog sehr viel preußischen Sinn entwickelte und so liebenswürdig war, daß Schack schon einleitende Schritte gethan hat, um eine Versöhnung herbeizuführen. Mir lagen politische Erwägungen dabei ganz fern, die Hauptsache war, den Herzog durch eine Verbindung mit dem Kommandierenden wieder in ein Verhältnis zum Offiziercorps zu bringen. Die bisherige Situation war falsch."

*

Magdeburg, 14. 5. 65.

„Deine Nachrichten aus Baden haben mich sehr interessiert; Roggenbach war wie ein Meteor unter den Staatsmännern. Es thut mir leid, daß er sein kühn unternommenes Werk aufgegeben hat, ehe es vollendet.

Gestern abend fuhren der König und der Kronprinz hier durch nach dem Rhein. Der Kommandierende und ich waren zur Begrüßung auf dem Bahnhof. Zwanzig Minuten Aufenthalt. Der König war über die Maßen gnädig, und als er mich losgelassen, kam der Kronprinz. Es war die erste Begrüßung in meinem Leben. Der Herr war so herzlich wie zu einem alten Bekannten, aber da ich von Flügeladjutanten umgeben war, fehlte jede nähere Berührung."

*

Gastein, 26. 6. 65.

„Ich komme eben von Tisch, mit Schack und Familie Donner, und melde Dir, daß es mir außerordentlich vorteilhaft geht. Einen Brief von Normann lege ich bei. Was er von seiner und des Herrn Schwarzseherei schreibt, ist dummes Zeug; solche Stimmung verschiebt die Situation und nimmt vor allen Dingen die Lust zum Handeln, zum Klarsehen, zum Klardenken. Der Mensch muß in allen Lagen die eignen Handlungen so regeln, daß er vor sich selbst

bestehen kann und vor Gott. Habe ich dieses Bewußtsein, so lacht mir das Leben immer freundlich. — Unklarheit darf aber an dem jungen Hof nicht groß werden, man muß sich den Wogen entgegenstellen, anstatt sich tragen zu lassen. Ich werde das Normann aussprechen.

Hier wurde mir gestern durch Auerswald ganz ohne weitere Veranlassung erzählt, daß Geffcken einen sehr schlimmen Einfluß auf die Königin ausübe. Details konnte er mir nicht geben. Daß Geffcken einen schlechten Einfluß haben muß, ist mir klar, nur bewundere ich, daß er dort überhaupt einen hat."

*

Magdeburg, 31. 8. 65.

„Vorigen Sonntag trat Normann ganz überraschend bei mir ein, der durch Abwesenheit seiner Gebieter freie Zeit hat. Er erzählte, daß der Kronprinz im Norden durchaus keinen Enthusiasmus gefunden hätte; in Flensburg zum Beispiel sollten eine Reihe von Vereinen eine Abendmusik und Fackelzug bringen, es erschienen sehr spät zu dieser Feierlichkeit im ganzen neun Personen. — Manteuffel soll die große Konvention allein gemacht haben und Bismarck der nachgebende Teil sein. Mir ist nur unerklärlich, wie man Manteuffel jetzt nach Schleswig schicken kann, er wird immer nur vom Könige, nie vom Ministerium Befehle annehmen, aber mein Kommandierender ist froh, daß er hier nicht mehr bedroht ist."

*

Merseburg, 21. 9. 65.

„Schrecklich viel Manöverarbeit trotz des heutigen Ruhetages, aber ich bin glücklich, daß ich sie körperlich leisten kann. König, Kronprinz, Kronprinzessin und eine große Reihe von Fürsten befinden sich hier und beehren mich mit Huld und Gnade, aber warm macht mich nur die kleine Frau. Sie hat mich bisher zweimal nach der Tafel angesprochen und dann zum Entzücken geplaudert. Sie könnte in ihrem menschlichen und edlen Wesen, in ihrer anspruchslosen Liebenswürdigkeit den ältesten Esel bis über die Ohren verliebt machen. Die Menschen erklärten unsre Unterhaltungen immer für auffallend lang, mir waren sie leider zu kurz. Der Kronprinz besprach nur Personen, Generale &c. des Corps.

Dein Herzog war so dankbar für seine Hierherberufung, daß er mir gleich bei seiner Ankunft seine erste Klasse einhändigen ließ; ich habe nur kurze Zeit mit ihm gesprochen und bin erstaunt über die Art von Verlegenheit seines ganzen Auftretens."

*

Magdeburg, 2. 10. 65.

„Mit dem Verlauf der Manöver darf ich sehr zufrieden sein, nachdem der König erklärt hat, er habe noch keinem Corpsmanöver beigewohnt, welches so den Stempel der sicheren Leitung getragen habe wie das unsre. Ich habe auch nach allen Richtungen hin gefühlt, daß man sich rücksichtslos auf mich stützte, und daß man sich gern mir unterordnete. Dabei hatte ich gerade in dem Moment

Pech, in welchem ich auf den höchsten Erfolg gerechnet hatte; das Brillantfeuer, in dem unsre Truppenleitung erscheinen sollte, mißglückte vollständig. Ich habe sehr viel reiten müssen und in allen Gangarten, aber das Bein hat vorgehalten, wenngleich die Wunde etwas größer geworden ist. Jetzt werde ich mich nun deshalb fest hinlegen und dann nach Frankreich gehen, wozu mir Moltke als Belohnung das Geld versprochen hat.

Die jungen Herrschaften habe ich noch mehrfach gesprochen, äußerst liebenswürdig, genau wie früher, und damit halte ich es für ausgeschlossen, daß mich der Kronprinz näher heranzieht; sonst hätte er es doch wohl eingeleitet.

In Merseburg kam der Kronprinz mit Bismarck ins Gespräch, fragte nach den Aussichten in Schleswig-Holstein: ‚Wollen Sie denn annektieren?‘ — ‚Womöglich ja, aber einen europäischen Krieg fange ich deshalb nicht an.‘ — ‚Wenn dieser aber droht?‘ — ‚Nun, dann beschränke ich mich auf die Februarforderungen.‘ — ‚Wenn man diese aber nicht einräumt?‘ — ‚Für diese braucht Preußen keinen Krieg zu fürchten; die Februarforderungen sind unser Ultimatum.‘ — ‚Und wie steht es mit Herzog Friedrich?‘ — ‚Wie gerade die Karten liegen.‘ — Schließlich nahm das Gespräch einen sehr leidenschaftlichen Charakter an.

Mein eignes Urteil über unsre augenblickliche politische Lage ist nicht so ungünstig. Die äußeren Erfolge haben doch auch im Inneren Bedeutendes gewirkt; die Spaltung in der Fortschrittspartei dokumentiert eine entschiedene Verbesserung in der politischen Entwicklung Deutschlands und ebnet die Wege für die Zukunft. Im ganzen stehen wir doch in einer Glanzperiode, trotz aller momentanen Misere. Bismarcks Rücksichtslosigkeit erweckt ihm übrigens Feinde in der Aristokratie und mehrt die Reihen der Opposition.“

*

Magdeburg, 13. 10. 65.

„Normann hat mir gestern eine Frage vorgelegt, in der ich nach Deinem Beistand verlange. Der bisherige Kammerherr soll fort, und man sucht einen Nachfolger, der vornehm, gewandt und unverheiratet ist, Sprachkenntnisse besitzt und unbedingter Feind der Kreuzzeitung ist. Für solchen Posten einen Menschen mit selbständigen Meinungen zu ermitteln ist ein Kunststück, das ich mir nicht allein zutraue, zumal es kein Offizier, sondern ein Studierter sein soll. Die Kreise, in denen man solche Menschen fischt, sind mir vollständig fremd.

Geffcken war richtig vorgestern bei mir und fuhr um sieben weiter. Er hat eine Menge Dinge über Bismarck und den französischen Gesandten erzählt, die mich wohl interessierten und auch richtig zu sein scheinen, aber ich habe immer das unheimliche Gefühl, daß er nur kommt, um zu hören, um mich für andre Leute auszupressen. Samwer spricht nur, um sich selbst glänzen zu lassen, der ist nicht gefährlich; Geffcken aber thut so bescheiden und gemütlich, daß er die Offenheit herauslockt.

Neulich schrieb mir Normann, die Kronprinzessin wünsche, daß ich ihr die hiesigen Wappen sammle. Da ich mich nun mit so etwas nicht befasse, so sagte

ich einem Adjutanten, er möge es für die hohe Frau thun. Dieser, überdiensteifrig, schreibt rund an alle Adjutanten des Armeecorps, Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin wolle alle Wappen der Armee sammeln u. s. w. Einen Zeitungsartikel hat das nun schon gegeben, und ich bin sehr ärgerlich in der Erwartung eines richtigen Skandals.

Schack geht nach Berlin, um nach einer Audienz beim König zu Manteuffel nach Schleswig zu gehen. Den eigentlichen Zweck hat er mir noch nicht gesagt."

*

Magdeburg, 2. 11. 65.

„Ich liege noch immer fest, um meine Wunde zum Schluß zu bringen, denke aber am 20. reisen zu können. Mir sind 400 Thaler angewiesen, mit der Vorschrift, nach Paris, Cherbourg, Toulon, Lyon, Genf, Straßburg, Nancy, Metz, Thionville, Luxemburg zu gehen. Für London wird mir dann kein Geld bleiben.

Vor einigen Tagen kam Hann aus Berlin zurück; ich hatte ihm aufgegeben, an betreffender Stelle zu sagen, daß ich eine Brigade zu haben wünsche, keinenfalls aber länger als nötig Chef bleiben wolle. Er sagte, er habe keine direkte Antwort bekommen, man habe aber so inhaltreiche Fragen über mich an ihn gerichtet, daß er daraus schließen müsse, man wolle mich zum Kronprinzen als Chef versetzen. Das hat mich nun sehr alarmiert, aber ich hoffe, dieser Kelch wird an mir vorübergehen.

Treskow scheint Manteuffel auch politisch ersetzen zu wollen, er tritt gegen Roon scharf auf und soll neben dem Vertrauen des Königs auch das der Königin Elisabeth besitzen."

*

Koblenz, 28. 12. 65.

„In Paris erhielt ich durch Normann die offizielle Frage, ob ich Chef beim Herrn werden wolle; antwortete ja und bat um Nachricht nach Lyon. Dort der Bescheid, daß das Kabinett mich abgelehnt habe. Der Kronprinz sei wütend, wolle mich aber doch in seine Nähe haben, und zwar als persönlichen Adjutanten. Dafür habe ich nun gedankt, an den Hof gehe ich nicht.

Meine Reise hat mir die Einsicht gebracht, daß der französischen Armee, ebenso wie sämtlichen Institutionen, der sittliche Kern fehlt; ich werde Dir mündlich viel darüber erzählen können. Koblenz weckt in mir tausend alte Erinnerungen, am 4. sind wir wieder in Magdeburg, dann ist mein Urlaub zu Ende."

*

Magdeburg, 7. 1. 66.

„Nun habe ich durch Schack, der am 4. von Berlin zurückkehrte, zusammenhängend erfahren, weshalb man mich dem Kronprinzen abgeschlagen hat. Er nahm mich hier sofort ins Gebet; zunächst war aufgefallen, daß ich in Merseburg sehr oft von den Herrschaften angeredet worden sei, und zumal die Kronprinzessin viel mit mir gesprochen habe. Da konnte ich ihm nun sehr wahrheitsgetreu

erzählen, was gesprochen worden war und namentlich, daß die Politik niemals berührt wurde. Darauf gestand er mir denn auch, daß man mich in Berlin a priori politisch verurteilt hat, weil mich der Kronprinz ausgewählt, und daß man dann alle denkbaren Nachrichten über mich gesammelt, aber nichts irgendwie politisch Belastendes erfahren habe. Nun habe man durch unschuldigen Mund die hohe Frau gefragt, warum sie mich wolle, ich sei doch ein Vertrauter des Generals v. Schack und könne unmöglich mit ihr harmonieren; da habe sie geantwortet: ‚Mit Stosch werde ich schon fertig werden.‘ Dadurch war ich unmöglich geworden.

Ich schreibe dies an Normann nicht, um nicht Alarm zu schlagen. Schack aber ist sehr froh, daß er mich behält, und wird gegen Treskow, der ihm jene Eröffnungen gemacht, auch nicht leidenschaftlich für mich eingetreten sein.“

* * *

Gustav Freytag habe ich schon erwähnt. Ich hatte seine Bekanntschaft im Holtzendorffschen Kreise gemacht. Sein Verständnis für rein Militärisches mag sich mit dem meinen für reine Poesie ungefähr die Wage gehalten haben; auf diesen Spezialgebieten würden sich also wohl unsre Wege nie gekreuzt haben, und die politische Thätigkeit des ungebundenen Journalisten konnte den Offizier nicht zur Nachfolge reizen.

Wohl aber übte die geistige Sphäre des bedeutenden und sehr liebenswürdigen Mannes einen großen Zauber auf mich aus, und die Ehrlichkeit seiner Gesinnung konnte nicht verfehlen, mich mächtig anzuziehen. Auf dem Krankenlager hatte ich, um die Zeit auszufüllen, viel gelesen und auch meine ersten schriftstellerischen Versuche gemacht. Eine Arbeit über den Schleswig-Holsteinschen Krieg war nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg aber schrieb ich für den Druck, mit in dem Wunsch, meinen Finanzen etwas aufzuhelfen. Freytag nahm diese Aufsätze für seine „Grenzboten“ an und stutzte sie zurecht, wo meiner ungelenken Feder die Klarheit versagte. Ich wieder war im stande, ihm aus meiner Sphäre manches Interessante zu vermitteln, und so ergab sich aus der beginnenden Korrespondenz ein dauernder Austausch, aus dem ein jeder Nutzen zog, und bei dem auch das Herz nicht leer ausging. Heut noch, nach 25 Jahren, sind die Beziehungen die gleichen, und ein freundliches Geschick hat uns im Alter wieder zu Nachbarn gemacht.

Noch ein andrer alter Freund haust in meiner Nähe am Rhein, der Freiherr v. Roggenbach. Freytag hat uns in der ersten Zeit unsrer Bekanntschaft in Berlin zusammengeführt. Ich gewann großen Genuß an der gedankenreichen Art des klugen Mannes, der in so vielen Verhältnissen und Personenfragen, der Höfe wie der Politik, auf das intimste bewandert war; dessen Ideen den meinen in vielen Punkten entgegenkamen, von dessen vorzüglicher Schulung aber, die politischen Dinge anzufassen und zu beurteilen, ich überall lernen konnte. Auch mit ihm entwickelte sich ein lebhafter schriftlicher Verkehr.

*

Magdeburg, 3. 12. 64.

An Gustav Freytag.

„Daß Sie meiner so freundlich bei der Geburt des jüngsten Kindes Ihres Geistes gedenken, ist mir so erfreulich wie schmeichelhaft. Also, ich schüttle Ihnen dankbarlichst die Hand.

Ihre ‚Verlorene Handschrift‘ kam ganz zur rechten Zeit, denn in der Rekonvalescenz von einem mehrtägigen Krankenlager bin ich just in der Verfassung, statt selbst zu schreiben, die Leistungen andrer zu genießen. Aerger und Erkältung hatten eine höchst widerwärtige Ehe in meinem Körper geschlossen, und dazu trat eine Rose an dem verwundeten Fuß. So war ich glücklich, eine Lektüre zur Hand zu haben, die mich sowohl an sich wie durch den Verfasser fesselte. Aber es ist keine leichte Arbeit, die Sie Ihren Verehrern auferlegen; ja, Sie schreiben so sehr für Gelehrte, daß man es ordentlich hart empfindet, wenn man so ohne weiteres zu den Parias der Geisteswelt geschoben wird. Verfahren Sie ein andres Mal gnädiger mit uns Armen."

*

Magdeburg, 7. 1. 65.

„Ich habe Ihren letzten Teil mit hohem Interesse gelesen und denke daraus mancherlei für Beurteilung des Lebens wie des Dichters gelernt zu haben. Der Mann soll in allen Beziehungen zur Welt sich selbst vergessen, sich aber sofort in den Vordergrund stellen, sobald das innerste Interesse der Familie berührt wird. Die beste Lösung des Konfliktes zwischen der Welt und dem eignen Hause bildet das Kind, auf dem die eigne Glückseligkeit beruht; dieses Band haben Sie dem Ganzen als richtigen Abschluß gegeben.

Erstaunt war ich, daß Sie den feudalen Oberhofmeister als die entschieden edelste Natur des ganzen Buches hingestellt haben, indem Sie ihm allein das klare Urteil und die volle Aufopferungsfähigkeit gaben. Der edle Aristokrat ist auch entschieden das fruchtbarste Geschöpf der Weltgeschichte und bis jetzt für die freie soziale Entwicklung ein unbedingt notwendiges Element. Auch der Gelehrtenstand enthält viel Aristokratisches, nur fehlt vielen seiner Jünger die eigne freie Persönlichkeit.

Wann rechnen Sie auf den letzten Aufsatz über den amerikanischen Krieg? Er muß 1864 bis zum Schluß behandeln, und doch drängen sich dort noch die Ereignisse.

Besitzen Sie etwa ‚Konstantin Rößler, Studien über die preußische Verfassung?‘ Dann erbitte ich es mir für einige Tage, solche Studien sind jetzt notwendig. Interessant war mir, aus Pertz' Gneisenau zu ersehen, wie ungemein künstlich die ersten Entwürfe für eine preußische Konstitution gewesen. Nur einfache Grundsätze sind lebensfähig, das beweist die Geschichte."

*

Magdeburg, 29. 1. 65.

„Anbei der letzte Aufsatz über Amerika. Er muß in die Welt, ehe die Ereignisse ihn unwahr machen; um über die nächste Zukunft einigermaßen

Begründetes sagen zu können, bedarf es einer genaueren Kenntnis der Ereignisse, als sie mir zu Gebote steht.

Treitschkes Aufsätze habe ich mit dem größten Interesse gelesen; sie sind außerordentlich lebenswarm und im Geiste eines gesunden Fortschritts geschrieben.

Das ‚Leben Gneisenaus‘, zu dem mein Vater als sein langjähriger Adjutant bedeutende Beiträge geliefert, habe ich mir gekauft. Das Referat übernehme ich mit Freuden, denn das Buch ist zur Beurteilung der preußischen Militärverhältnisse von großem Wert.“

*

Magdeburg, 13. 2. 65.

„Sie füllen mir eine Lücke in meiner Magdeburger Existenz aus, welche ich lange empfunden habe. Als ich noch am Rhein stand, war es mein Schwiegervater, welcher mich litterarisch auf dem Laufenden erhielt; in Posen nahm sich meiner in dieser Beziehung ein Freund, Graf Schweinitz, an. Hier in Magdeburg duldet der werdende Reichtum und das reine Geldstreben seiner Bewohner noch keine Mußestunden, in denen sie sich selbst leben und höhere Interessen verfolgen möchten. So bin ich Ihnen doppelt dankbar.

Ich sprach neulich General Fransecki, der vor sieben Jahren ein ‚Leben Gneisenaus‘ begonnen hat; er behauptet, daß Pertz Gneisenau gar nicht verstehe und sich in militärischer Beziehung nie an die richtigen Quellen wende; Droysen habe vieles, was Pertz fremd geblieben. Wir wollen sehen, was der nächste Band bringt.

Bernhardi bringt in seiner Kriegsgeschichte außerordentlich Gutes, er beweist klaren Geist und gründliches Studium; obgleich er nicht Soldat ist, hebt er die im Kriege entscheidenden Elemente sehr scharf und bedeutend hervor.“

*

Magdeburg, 19. 10. 65.

„Ich habe lange nichts von Ihnen gehört, habe Sie aber so sehr in mein Denken und Treiben verwoben, daß ich mal wieder anklopfen muß.

Ueber das Buch von Strauß bin ich wenig im stande zu urteilen, da seine Absichten meiner Denkweise sehr fern liegen. Ich freue mich an der Schärfe seiner Untersuchung und an der Art seiner Kritik, nicht aber an dem endlichen Resultat. Denn der Glaube geht dabei verloren, und ich denke, daß wir dessen nicht entbehren können, selbst wenn wir alles Wissen dieser Welt in uns aufgenommen hätten. Baur erhält doch die Religion am Leben, Strauß seziert sie so lange, bis nichts mehr zu zerkleinern ist, und erklärt dann den Rest für lebensfähig.“

* *
*

An v. Holtzendorff.

Magdeburg, 6. 2. 66.

„Vorgestern abend bin ich aus Berlin wieder hier angekommen und will Dir nun Rapport abstatten.

Donnerstag früh begann ich meine Meldungen bei Seiner Majestät, wurde mit alter Gnade empfangen und zum Abend auf den Ball befohlen. Dann steuerte ich zum Kronprinzen. Man empfing mich ungemein liebenswürdig, vermied aber sorgfältig jede politische Bemerkung, und meine französische Reise mußte den Stoff zur Unterhaltung hergeben. Endlich sagte er: ‚Normann hat eine kleine Indiskretion begangen, indem er mir aus Ihren Briefen mehrfach Ihre Ansichten über militärische Fragen mitteilte. Ich erachte die jetzigen Verhältnisse für unhaltbar und will nur wünschen, daß mein Vater nicht noch den Zusammenbruch des ganzen Gebäudes erlebt.‘ — Dann wurde die Kronprinzeß gerufen, die nun die einzelnen militärischen Personen sehr lebhaft vornahm. Das dauerte wohl anderthalb Stunden, ich kam wenig zum Sprechen, mußte aber unausgesetzt stehen, was mir sehr schwer wurde. Es ist nichts verhandelt worden, was ich nicht jeden Tag öffentlich erzählen könnte, und ich habe es Schack auch möglichst genau mitgeteilt. Der Eindruck war wesentlich der des mangelnden Vertrauens; ich bin darob nicht entrüstet, aber auch nicht begeistert.

Dann setzte ich meine Meldungen fort und endigte schließlich bei Jakobis zum Essen. Um halb acht war ich bei Tresckow, der mich am Morgen beim König gesehen und mich aufgefordert hatte, zu ihm zu kommen. Er fing nicht von der Chefstelle beim Kronprinzen an, ich schenkte es ihm aber nicht und sagte ihm rund meine Meinung. Dann kamen wir auf Geschäfte, und um neun fuhr ich mit Normann zum Hofball.

Am Freitag begann ich meine Privatvisiten und saß zuerst drei Stunden bei einem Flügeladjutanten, der namenlos bleiben muß. Er erzählte von dem glücklichen Talent des Königs, jeder Stunde ihre eigne Sorge zu überlassen; er ist sehr ernst und fleißig bei der Arbeit, sobald aber das Geschäft zu Ende, ist es auch mit allem Aerger und etwaigen Folgen vergessen und vollste Genußfähigkeit vorhanden. — Das Verhältnis mit Oesterreich ist ganz gespannt; man will gern den Krieg, aber man kann den König nur dann dazu bewegen, wenn die Oesterreicher ihn positiv auf die Füße treten, und das thun sie eben nicht.

Von dort ging ich nach dem Generalstab, um mich in den dortigen Arbeiten zu orientieren; dabei hörte ich mancherlei Unerquickliches über unsre Leistungen im letzten Krieg und las Berichte von Blumenthal und allerhand Interessantes.

Ich aß dann mit Familie Geffcken und Stockmar bei Normann, wobei wir alle Dich sehr vermißten. Schließlich besuchte ich noch Brandt, der ganz interessant über längst vergangene Zeiten plauderte, was mir am andern Tage sehr zu statten kam.

Am nächsten Morgen kam Geffcken zu mir und erzählte von dem Regierungsprogramm, welches er für den Kronprinzen schreibt. Seine Rezepte gefallen mir nicht, man muß sich hüten, mit Zerstören anzufangen; alles Gute ist zu erhalten,

keinenfalls aber darf man selbst Hand an das Einreißen legen. Dann gingen wir in die Sitzung der Kammer, wo der Kammerbeschluß in betreff des Obertribunals verhandelt wurde. Du kennst den Inhalt aus den Zeitungen und kannst Dir denken, mit welcher Spannung ich den Verhandlungen folgte. Ich konnte nicht bis zum Ende der Sitzung bleiben, da ich meinem Sohn versprochen hatte, ihn zum Essen abzuholen. Abends halb acht wurde ich nochmals zum Kronprinzen befohlen. Diesmal ließ er mich sitzen, und da haben wir denn eine außerordentlich lebhafte Konversation über ganz gleichgültige Dinge geführt, die den Herrn so beschäftigte, daß er um dreiviertel neun daran erinnert werden mußte, sich anzuziehen. Brandt hatte mir kleine Anekdoten aus der Zeit Gneisenaus von 1807 bis 1813 erzählt, die ich bei Besprechung des neuesten Bandes von Pertz anbrachte; damit schoß ich den Vogel ab."

Viertes Kapitel

Der Krieg von 1866

Der Krieg gegen Oesterreich bereitete sich langsam vor; im Grunde glaubte niemand, daß es zu einem Zusammenstoß kommen würde, und man urteilte in der Armee ebenso zurückhaltend wie in den offiziellen Kreisen. Ich schrieb:

An Gustav Freytag.

Magdeburg, 13. 3. 66.

„Unsre kriegerischen Bestrebungen sind gehemmt worden durch Graf Goltz, dessen neueste Mitteilungen aus Paris keine Gewißheit bringen betreff Napoleons. Andrerseits hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß Oesterreich auf das einfache Säbelrasseln nicht nachgiebt. Man ist aber immer nicht sicher, wie weit Bismarcks Neigung, va banque zu spielen, im stande ist, die Friedensliebe des Königs zu überwinden. Im einen wie im andern Fall scheint Bismarck am Ende seiner Laufbahn angelangt zu sein; ob dann der König nicht auch wieder an Abdankung denkt, das ist die große Frage, die schon die Geister beschäftigt.

Sie haben neulich den Zorn des Kronprinzen erregt durch Ihren Aufsatz in den Grenzboten. Ich bin der Meinung, Sie müßten ihn in der auswärtigen Politik noch schärfer anfassen, denn er läßt sich durch die englischen Beziehungen in ein falsches Fahrwasser treiben. Sie haben den Vorzug, gelesen zu werden, und das giebt Ihnen die Pflicht, auch hier zu sorgen; ich erachte den unbedingten Einfluß des nicht preußisch denkenden und mit Samwer eng verbundenen Stockmar für durchaus nicht glücklich.“

An v. Normann.

Magdeburg, 21. 4. 66.

„Zunächst herzlichen Dank für Ihre guten Geburtstagswünsche. Es war aber doch ein Glück, daß ich nicht im Dezember den hohen Ruf erhielt, da ich nur hier die Ruhe gewinnen konnte, die zur Heilung des Beines notwendig war. Jetzt ginge es schon eher; das Gehen macht täglich Fortschritte, einen Stock brauche ich schon seit Wochen nicht mehr, und das Reiten ist von sehr gutem Einfluß.

Geffcken schreibt mir auch und teilt mir den Eingang der neuesten österreichischen Note mit. Ich bin neugierig, ob und wann wir zur Entwaffnung

schreiten werden; vorläufig erwarte ich nur die Entlassung der eingezogenen Infanteriereserven, zum Verkauf der Artilleriepferde wird man so rasch nicht schreiten. Nach den Mitteilungen des Intendanten hat die Kriegsbereitschaft bis jetzt schon über drei Millionen Thaler gekostet; es ist merkwürdig, daß eine konservative Regierung so verschwenderisch ist.

Bismarcks Krankheit muß auf die friedliche Entwicklung wirken. Der alte Schack war beglückt über die Friedensnachrichten."

*

An v. Normann.

Magdeburg, 29. 4. 66.

„Ich bin sehr gespannt, die armierten Festungen Torgau und Wittenberg und die Thätigkeit der Kommandanten zu sehen. Mein alter Kommandierender hat nicht mehr die Kräfte, bis auf den Grund zu sehen.

Jetzt fange ich übrigens an, an den Krieg zu glauben. Nachdem Oesterreich so unfreundliche Töne angeschlagen, kann sich der König dem Einfluß Bismarcks kaum noch entziehen. Mir fehlt nur immer noch die Stellenbesetzung in der Armee, denn Schack hat mir die Namen der projektierten Feldherren nicht mitgeteilt, also thun Sie es: Fr. Karl, Herwarth, Voigts-Rhetz? Der wäre mir von allen der liebste. Welchen Konflikt hat denn Erzherzog Albrecht mit Benedek gehabt?"

An v. Holtzendorff.

Magdeburg, 15. 5. 66.

„Ich habe hart zu arbeiten und keine Minute Zeit übrig. Gestern ist dem alten Schack die Bestimmung zugegangen, vorläufig als Gouverneur der Provinz Sachsen hier zurückzubleiben. Ich bin von einer wahren Pein geplagt, daß man mich hier läßt, a conto meines Beines. Nur eine Eventualität zeigt sich: Normann war gestern im Auftrage seines Herrn hier, um zu fragen, ob ich in seinem Stabe, falls er ein Armeekommando erhielte, die betreffende Stelle einnehmen wollte. Goeben soll erster, ich zweiter Chef werden. Ich habe natürlich zugesagt, aber es ist fraglich, ob es der Kronprinz durchsetzen wird."

* *
*

Der endliche Befehl zur Mobilmachung bestimmte, daß die beiden Divisionen des 4. ebenso wie die des 3. Corps außerhalb ihrer Corpsverbände direkt unter das Armeekommando des Prinzen Friedrich Karl zu treten hätten.

Meine Person entbehrte der gesicherten Verwendung, und die Sorge ergriff mich mächtig, ob man mich nicht ganz zurücklassen würde. Da kam aus dem Kabinett die telegraphische Anfrage an meinen General, ob ich felddienstfähig sei. Schack antwortete ebenso bejahend, und es erfolgte am 18. Mai meine Ernennung zum Oberquartiermeister der zweiten Armee unter dem Befehl des Kronprinzen.

An meine Frau.

Berlin (Hotel de Russie), 19. 5. 66.

„Zunächst also meine Wohnung und die Mitteilung, daß wir den 25. von hier nach Breslau gehen; Pferde und Leute bleiben also bis zum 24. in Magdeburg. Kunze soll für die notwendige Bewegung sorgen und dafür, daß die Wagen stets geschmiert sind. Eine Schmierbüchse fehlt noch.

Als ich gestern halb vier hier ankam, war mein erster Gang zum Kronprinzen. — ‚Bereits nach Potsdam abgereist.‘ — ‚Wann kommt er denn wieder?‘ — ‚Noch ganz unbestimmt.‘

Ich gehe also zu Moltke und sage: ‚Da bin ich!‘ — ‚Das ist sehr schön.‘ — ‚Was habe ich zu thun?‘ — ‚Gar nichts, der Stab ist noch nicht formiert; Ihre Thätigkeit beginnt am 25. in Breslau; Blumenthal muß auch erst da sein, dann wird es sich wohl finden.‘ — Ich sagte darauf: ‚Warum bin ich denn so überstürzt worden?‘ — Moltke: ‚Ja, die Ernennung der Stäbe hat sich so lange hingezogen, daß man den unbestimmten Drang zur Eile fühlt. Jedenfalls will der Kronprinz am 24. noch taufen.‘ — Dann entwickelte mir Moltke seine Pläne, die er dem täglichen Gange der politischen Ereignisse anzupassen hat, was keine kleine Aufgabe ist, erklärte mir meine Pflicht als Oberquartiermeister und sagte, ich habe die ‚genialen Gedanken des ersten Chefs auf die Beine zu bringen‘.

Meine Einwürfe gegen die Auflösung des Corpsverbandes schrieb er sich als beachtenswert auf.

Von Moltke ging ich zum alten Waldersee, wurde sehr freundlich aufgenommen und schwätzte dem alten Herrn zuliebe länger, als ich eigentlich wollte. Roon fand ich nicht, auch nicht Tresckow.

Im Hotel aß ich Mittag mit dem Kommandanten und seinem Sohn, Major im Generalstab, und fuhr dann um acht Uhr zu Geffcken, wo ich bis elf Uhr plauderte.

In Summa kann ich nicht sagen, daß ich hier schon viel klüger geworden wäre; man weiß hier so wenig, was wird, wie in Magdeburg. Die volle Unthätigkeit aber, die mir plötzlich auferlegt wird, verursacht mir eine peinliche Leere in meiner Existenz, und ich denke morgen oder übermorgen wieder zu Dir zu kommen, denn wenn ich mich überall gemeldet, scheint meine Thätigkeit ihr volles Ende erreicht zu haben.

Unsern Sohn Otto habe ich ganz flüchtig gesprochen. Also auf Wiedersehen.“

*

Berlin, 20. 5. 66.

„Gestern Morgen erschien Wedelstädt, der durchaus eine Anstellung haben will, ich habe keinerlei Stelle mehr zu vergeben, hoffe aber, daß er nicht überhaupt schon zu spät kommt.

Um $^3/_4$ 11 ging ich zum König. Da fand ich Graf Monts als stellvertretenden Kommandeur des 6. Armeecorps; v. d. Goltz 1. Armeecorps. Schmidt

hat das 2. Armeecorps erhalten, wo Kamecke zu seinem großen Zorn Chef geblieben ist, und Loewenfeld die 9. Division.

Der König war außerordentlich ernst, und die dicken Thränen standen ihm in den Augen; mir war er sehr gnädig: ‚Der Kronprinz sei noch jung und ohne Erfahrung, in Blumenthal und mir habe er ihm kräftige Stützen geben wollen.‘

Daß Hartmann bei uns die Kavalleriedivision erhalten hat, habe ich Dir wohl schon geschrieben.

Vom König fuhr ich zu Frau v. Normann und dann nach Potsdam, um mich zu melden. So wurde es denn ein Uhr, bis ich nach dem Neuen Palais kam. Außerordentlich freundlicher, fast herzlicher Empfang und lange Unterredung über die Situation. Großer Thatendrang, Freiwilligencorps und allerhand Gutes, aber an Krieg glaubt der Kronprinz auch nicht, und es erscheint ihm nur natürlich, daß der König keinen der alten unbrauchbaren Generale beseitigt. Ich fürchte, der junge Herr ist auch zu gut.

Von dort fuhr ich einen Augenblick zu Petersons, aß ein wenig und verspätete mich zum erstenmal in meinem Leben auf der Bahn; Therese half mir dann die versäumten Stunden totschlagen. Hier stürzte ich aufs Ministerium, sammelte Material, schrieb Dienstbriefe und kam um halb neun zu Frau v. Normann, wo ich aß und bis elf im Tete-a-tete plauderte. Tausend Küsse für Dich und die Kinder.“

*

Berlin, 21. 5. 66.

„Ich sehe nun doch, daß ich nicht mehr von hier fortkomme, zumal da wir zur Taufe befohlen werden. Unter diesen Umständen wäre es hübsch, wenn Du noch einmal hierher kämst. Freilich giebt es wohl keinen Krieg, und ich bleibe nicht lange fort, denn der König hat sich gestern für Annahme des Kongresses erklärt, und das wird wohl der Anfang vom Ende sein.

Ich habe gestern lange mit Blumenthal konferiert und gute Eindrücke gewonnen; dann auf dem Generalstab Nachrichten gesammelt, um drei bei Normann gegessen, Onkel Frech gesprochen, eine Menge geschrieben und heute die Zeit verschlafen.“

An v. Normann.

Berlin, 24. 5. 66.

„Wegen Ihrer politischen Bedenken gegen die Abreise des Herrn sprechen wir uns wohl morgen. Ich bin nicht Ihrer Ansicht, weil die militärische Stellung eine durchaus feste, die politische das Gegenteil ist. Die erstere muß daher voll ausgenutzt werden.“

An meine Frau.

Berlin, 26. 5. 66.

„Von dem großen Kriegsrat willst Du also hören. Zunächst sollst Du wissen, daß der Krieg mir seit gestern ganz unwahrscheinlich geworden ist, denn der König will sich durchaus nur angreifen lassen, so sehr Bismarck vorwärts drängt. Als ein Ausdruck dieser Negation diene Dir, daß er dem Kronprinzen

verboten hat, sein Hauptquartier jetzt schon nach Schlesien zu verlegen; das könne als Demonstration aufgefaßt werden, und die wolle er vermeiden. Wir bleiben also vorläufig hier.

Gestern waren beim König anwesend: die beiden Prinzen nebst ihren Chefs und Quartiermeistern, Roon, Moltke, Alvensleben, Hindersin, Wasserschleben, Treskow und Bismarck.

Zunächst entwickelte der König in einem halbstündigen, sehr klar und fließend vorgetragenen Exposé höchst lichtvoll die ganze politische Situation sowie die Stufenfolge der von ihm getroffenen militärischen Dispositionen und wiederholte immer wieder von neuem seine Bemühungen den Krieg zu vermeiden. Die wesentliche Frage sei nicht: ‚Wie führen wir den Krieg?‘, sondern: ‚Wie erhalten wir den Frieden?‘ Sollte es aber doch zum Kriege kommen, so habe er den Kriegsplan des Generals v. Moltke angenommen, den dieser nun kurz und knapp vortrug und der zur Diskussion gestellt wurde.

Dagegen sprach zunächst Voigts-Rhetz, sehr lang, mehr um seine bekannte Animosität gegen Moltke geltend zu machen, als um eigne Pläne vorzubringen. Die weite Aufstellung und die Teilung der Front durch die Elbe sei zu tadeln, eine Konzentration bei Görlitz vorziehbar; da aber Seine Majestät mit Moltke einverstanden sei, so sei er es auch. Roon deutete Aehnliches an, Alvensleben entwickelte es weiter, und die Diskussion wollte beginnen, da ergriff Bismarck das Wort. Er sprach zunächst aus, daß Sachsen noch gar nicht so entschieden feindlich sei; man könne es wohl noch neutral halten oder zum Feinde treiben, je nachdem das militärische Interesse dies wünschenswert mache. Ihm erschiene Sachsen als Operationsbasis notwendig, auch dürfte es politisch wichtig sein, im Falle des Erfolges an Sachsen einen berechtigten Gegenstand der Eroberung zu haben. Glaube man aber vorteilhafter zu operieren, wenn man Sachsen ganz neutralisiere und nur das Durchmarschsrecht auf der Linie Görlitz-Zittau in Anspruch nehme, so erachte er dies für ganz erreichbar. Dabei gab er Andeutungen, wie der Krieg entschieden die Arrondierung Preußens herbeiführen müsse.

Das veranlaßte den Kronprinzen zu der Frage, ob die Absicht zu Annektierungen vorliege, das habe er nicht erwartet.

Der König antwortete sehr zornig, daß überhaupt noch gar nicht von Krieg die Rede sei, noch viel weniger von Absetzung deutscher Fürsten; er wolle den Frieden.

Friedrich Karl sprach zur Taktik der Kavallerie; Moltke deutete wiederholt darauf hin, daß ein rascher Beginn des Krieges den Erfolg sichere.

Bismarck war entschieden der Klarste und Schärfste. Ich hatte die Ueberzeugung, er habe die ganze Staatsaktion veranlaßt, nur um den König kriegerischer zu stimmen.

Drei Stunden dauerte die Sitzung; als wir herauskamen, sagte der Kronprinz: ‚Man ist gerade so klug wie vorher; der König will nicht, aber Bismarck will.‘

Der Kongreß soll nächste Woche beginnen, ich werde heut noch bei Geffcken

das Neueste hören. Ich habe beschlossen, ein Tagebuch zu führen. Zum großen Teil werden ja die Briefe an Dich diesen Zweck erfüllen, aber es passiert doch außerdem zu vieles, was fixiert sein will.

Diesen Brief wird Dir Mischke bringen."

*

Berlin, 28. 5. 66.

„Ich bin gestern spazieren gefahren und habe mich mit der ganzen Masse der Berliner an der schönen Natur erfreut. Der Tiergarten mit seinem frischen Grün und den wundervoll gehaltenen Anlagen erfrischte Herz und Geist. Sonst fängt die Zeit an mir lang zu werden, ich sehe den Siebenjährigen Krieg durch und würde gern noch mehr arbeiten, hätte ich mehr Komfort im Haus. Der ganze Tisch liegt voller Bücher und Karten, es bleibt kaum Platz für die Schreibmappe; der Sofa ist zu niedrig, der Stuhl zu hoch, und das alles will überwunden werden, ehe man an die Arbeit kommt. Dann aber kommen Besuche.

Eine Beendigung der Mobilmachung unsers Stabes ist noch gar nicht abzusehen, da die Personen für ihn noch nicht einmal ernannt sind. Es sieht eben täglich friedlicher aus. Moltke sagte mir ganz im Vertrauen: ‚Der gute König will ja gar keinen Krieg,' und als bei Friedrich Karl jemand bemerkte: ‚Die Geschichte ist aus!', deklamierte ein andrer: ‚Das Licht erlischt, 's wird wieder nischt.'

Heut kommt Blumenthal mit dem Kronprinzen aus Schlesien zurück; was er von seinen Thaten erzählt, scheint mir mit den Vorgängen und Verabredungen in Widerspruch zu stehen; ich sehe heut noch den Kronprinzen und bin sehr neugierig, was er selbst berichten wird."

*

Berlin, 30. 5. 66.

„Wedelstädt ist Kommandeur eines Landwehrregiments in Neiße geworden. Man wird hier immer friedlicher. Bismarck geht zum Kongreß nach Paris; das sieht man als entscheidend an, denn durch seine Abwesenheit verliert er das Uebergewicht beim König, und seine Gegner, deren Zahl sich jeden Tag mehrt, gewinnen Terrain. Die Königin Elisabeth tritt als leitender Engel hervor; Gerlach verläßt die Kreuzzeitung und gründet ein neues, konservatives Blatt; so gestaltet sich alles zum Einschlafen. Trotzdem hoffe ich immer noch, daß wir demnächst abreisen.

Heute abend werde ich zu Brandt gehen, der mir Anleitungen für meinen neuen Dienst geben muß; ich freue mich, daß ich schon einiges gethan habe, womit er einverstanden sein dürfte.

Nun adieu, küsse mir die Kinder und kaufe ihnen am Sonntag zwei Windbeutel zur Erinnerung an ihren Vater."

An v. Normann.

Berlin, 31. 5. 66.

„Der Herr hat sich gestern zu meiner sehr großen Freude entschlossen, die für seinen Abgang entscheidenden Schritte zu thun. Bevor wir gehen, möchte ich die Freude haben, Sie und Ihre Gattin zu sehen.

Geffcken erzählt mir eben, daß der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin auf unser wiederholtes Ansuchen, mit seinen Truppen Schleswig zu besetzen, erklärt hat, er würde nur den Befehlen des Bundes Folge leisten."

An meine Frau.

Berlin, 1. 6. 66.

„Endlich ist der Befehl zu unserm Abgang erfolgt. Wir werden Montag früh von hier nach Freiburg i. Schl. abreisen. Ich habe für den Kronprinzen einen Brief an den König aufsetzen müssen, in dem er betont, seine Aufgabe, das Gebirge zu verteidigen oder im Angesichte des Feindes zu überschreiten, sei so schwierig, daß er zu einer wirksamen Thätigkeit notwendig das Terrain kennen lernen und mit den Truppen Fühlung gewinnen müsse. Das wirkte endlich, und heut kam die Erlaubnis. Leute und Pferde erwarte ich nun morgen mittag; ich bin sehr zufrieden, daß ich sie gerade so dirigiert und bestellt habe, nun kann das Personal sich erholen und kommt dann in meine Gewalt.

Morgen werde ich nach Potsdam fahren, da die Kronprinzessin befohlen hat, mich vor dem Abgang zu sehen.

Dir aber stelle ich die Frage, ob Du mich nicht mit Luischen und Ulrich nochmals besuchen willst. Ich glaube zwar an Frieden, aber ich weiß nicht, ob ich in jedem Falle recht behalte, und es wäre doch hübsch, wenn wir uns alle nochmal sähen.

Gestern war ich beim alten Brandt, der frisch und geistreich war und Dich herzlich grüßen läßt. Ich habe mich gefreut, ein paar Stunden sehr angeregt mit ihm zu verplaudern."

*

Freiburg-Fürstenstein, 5. 6. 66.

„Da sitze ich nun auf dem wunderbar schön gelegenen und prächtig eingerichteten Fürstenstein. Von meinem Fenster sieht man in ein tiefes, steil eingeschnittenes Thal, dessen Hänge mit dem schönsten Laubholz bestanden sind. Das Schloß ist steil und hoch auf den Fels gesetzt und gewährt einen weiten Blick in die schlesische Ebene. Ich habe ein schönes, großes Zimmer mit sehr gutem Himmelbett, aber das Haus ist so voll, die fürstlichen Herrschaften fordern so viele Rücksichten, Diener und Pferde sind so weit ab disloziert, daß ich mich trotz allem nicht bequem fühle. Man ißt und trinkt brillant, ist aber im ganzen doch nicht so unabhängig, wie es für die Arbeit wünschenswert.

Ich hoffe, Du hast Dich nach unsrer Trennung bald gefaßt und bist mit den schlafenden Kindern glücklich zu Hause angekommen; ich habe bei Jacobis bis um zwölf Uhr soupiert, konnte dann infolge des Weins und der Hitze nicht schlafen und mußte früh wieder heraus, um die Sachen packen zu lassen, die schon um sieben geholt wurden. Nun begann ein langer Tag. Ich saß mit Blumenthal zusammen beim Kronprinzen im Coupé. Die Reise war offiziell, und auf allen Bahnhöfen fand Empfang durch die Behörden statt. In der

Provinz Brandenburg beschränkte man sich auf diese Kundgebungen. In Schlesien freilich sah es anders aus; Schlesien ist die bedrohteste Provinz, der Kronprinz kommandiert die beiden von dort rekrutierten Armeecorps und ist ihr General-Gouverneur geworden; er allein kann sie schützen. Die ganze Bevölkerung war herbeigeströmt. Die Schönheit seiner Erscheinung und die Liebenswürdigkeit seines Auftretens entzückten alle Welt.

Die Ernennung zum Gouverneur habe ich mit betrieben, damit wir auf alle Fälle das Recht haben, über die Gesamtkräfte der Provinz zu disponieren.

In Liegnitz machten wir Mittagsstation, und es hatte sich dort eine Menge bekannter Personen versammelt. Man fragte mich, ob wir die Oesterreicher bis hierher lassen würden; ich erklärte aus vollster Ueberzeugung, daß daran gar nicht zu denken sei. Ich gehe mit dem größten Vertrauen auf unsre Truppen in den Feldzug und zweifle nicht an unserm endlichen Siege.

Wir kamen abends zehn Uhr in Freiburg an; sehr flottes Fuhrwerk nahm uns in Empfang und entführte uns, Diener und Sachen zurücklassend. Hier wurde dann im Reiseschmutz eiligst Toilette gemacht. Thee und Souper mit stolzen Damen in langen Schleppen, in prächtig erleuchteten Räumen. Als wir um halb eins auf unsre Zimmer kamen, waren die Sachen noch nicht da, die Leute hatten sich verirrt und sind die ganze Nacht herumgefahren.

Heut früh um sechs fuhr der Kronprinz mit Blumenthal fort, wird besichtigen, beim Grafen Stolberg dinieren und abends wieder hier sein. Ich bin hier geblieben, um die Geschäfte in Gang zu bringen. Noch geht alles sehr schläfrig, aber ich werde schon Zug hineinbringen.

Es wird nicht zum Kongreß kommen, und Preußen hat binnen 48 Stunden Rücknahme des österreichischen Antrags am Bunde gefordert. Das muß notgedrungen zur Entscheidung führen."

*

Fürstenstein, 7. 6. 66.

„Gestern war Blumenthal unwohl, und ich mußte den Kronprinzen auf seiner Inspizierungsreise zum 6. Corps begleiten. Es war eine achtstündige Fahrt mit einigen Ritten in wunderschöner Gebirgsgegend; überall neue Menschen und eine Menge alter Bekannter. Wo Mutius nicht mit dem Herrn im Wagen saß, war ich neben ihm, und er plauderte einige Stunden sehr vertraulich und liebenswürdig wie immer. Leider ist er heute zum Todestag Friedrich Wilhelms III. wieder in Berlin.

Die Generalstabsoffiziere stehen mir in meiner Arbeit treulich bei, Verdy ist auch seit gestern hier."

*

Fürstenstein, 8. 6. 66.

„Gestern morgen erhielt ich einen Brief von Otto mit der Nachricht, daß er gefragt sei, in welchen Truppenteil er treten wolle; er bäte um Einstellung in das 2. Husarenregiment. Ich habe ihm geantwortet, daß mir Kavallerie aus

vielen Gründen nicht recht ist, daß ich aber aus Rücksicht auf seine noch nicht vollendete Entwicklung darüber hinwegsehen wolle. Nun wird er wohl bald eingestellt werden, vorläufig aber bei der Ersatzschwadron bleiben. Daß Dein Bruder die Ersatzschwadron erhalten würde, hatte ich fast gefürchtet, Deiner Mutter wird's aber recht sein.

Kritter will Mathilde auch nach Potsdam schicken, er bittet mich um Nachricht, wann es für seine Frau Zeit wäre, Glatz zu verlassen. Ich hoffe, ich werde das rechtzeitig können, denn Glatz gehört unbedingt zu den bedrohtesten Punkten der Monarchie.

Mein junger Herr ist seit vorgestern abwesend; es ist sehr schade, denn er fing gerade an, sich in Truppen und Zustände einzuleben. Aber er ging auf Befehl.

Ich bringe meine Zeit auf dem Bureau zu und bin heute nicht einmal ausgeritten. Mit Fürst und Fürstin lebt es sich bei ihrer ausgezeichnet liebenswürdigen Form sehr angenehm. Mit meinem Bein geht es leidlich."

*

Fürstenstein, 10. 6. 66.

„Was aus dem Kriege werden soll, weiß Gott. Wir greifen nicht an, das steht fest; unsre Nachrichten aber lauten dahin, daß auch die Oesterreicher nicht die ersten sein wollen. Schließlich wird der wohl anfangen müssen, dem das Geld zuerst knapp wird, denn der jetzige Zustand ist für beide Teile enorm kostspielig. Wir sind durch ein Armeecorps verstärkt und rücken nunmehr gegen Süden, um einen größeren Teil von Schlesien zu decken.

Wir gehen den 14. des Monats von hier fort und zwar nach Neiße. Wahrscheinlich wird der Kronprinz bei dieser Gelegenheit auch nach Glatz gehen, ob ich aber mitkomme, erscheint noch etwas unwahrscheinlich, da Blumenthal gern und mit Recht alles sehen will.

Geffcken schreibt, er könne den Ausspruch des Fürsten Ligne nicht vergessen, daß eine Herde von Hämmeln, von einem Löwen geführt, mehr ausrichte als eine Herde von Löwen, von einem Hammel geführt. Das ist eine antizipierte Kritik unsrer Verhältnisse, die ich abweise."

*

Fürstenstein, 12. 6. 66.

„Mein Aufenthalt hier wird täglich behaglicher, man lebt sich in Menschen und Verhältnisse ein und genießt die schöne Natur immer beschaulicher. Gestern morgen bin ich wieder mit den Damen geritten und gestern abend mit Heinz, dem Hofmarschall des Prinzen, nach Salzbrunn gefahren, dem berühmtesten Badeort der hiesigen Gegend. Ich kann Dir sagen, daß es gegen Friedrichroda ein erbärmliches Nest ist. Die Vorberge des Riesengebirges entbehren des Romantischen, sie sind weich und unbelebt. Heut bin ich ganz allein durch

die Landschaft geritten, auf schlechten Wegen im Geröll, und da hatte ich Zeit, an Euch zu denken und an den Geburtstag unsers Jungen. Was wird die nächste Zukunft geben?

Der Geheimrat Friedberg, von dem Du wohl schon gehört hast, soll als Zivilkommissar zu uns kommen; als intimer Ratgeber ist er so wenig der richtige Mann wie Geffcken."

An v. Normann.

Fürstenstein, 12. 6. 66.

„Ich will versuchen, Ihnen heut einen ersten Bericht über den Herrn zu senden; ich sage ‚versuchen', weil ich sehr wenig Herr meiner Zeit bin und ewig gestört werde.

Von den Besichtigungen der Corps habe ich eine mitgemacht und dabei bewundert, mit welcher Liebenswürdigkeit und Gewandtheit sich der Kronprinz zu geben verstand. Er sprach mit einer Menge von Leuten und Unteroffizieren und wohl mit allen Offizieren; es gab nur eine Stimme des Entzückens. Ich hoffe, er wird nun auch mal gelegentlich grob und streng werden; das ist die gesundeste Unterlage der Liebenswürdigkeit. Die Furcht des Herrn, sagt schon die Bibel, erzeugt die Liebe. Auch wünschte ich, daß er sich täglich mehr in die Arbeiten hineinlebte, Dislokationen und so weiter. Bleibt er länger hier, so wird sich das wohl machen. Er muß seine Truppen und die des Gegners unausgesetzt als lebendiges Bild im Kopfe haben, um jederzeit frei zu disponieren und jede Meldung richtig zu beurteilen. Ich wünschte, daß der Herr möglichst thätig seine Stelle ausfüllte, in seinem Interesse und in unserm, denn durch ihn steigen auch seine Untergebenen, und unsre Leistungen sind von ihm abhängig.

Spaßhaft ist, daß wir jetzt die große Armee werden und Friedrich Karl hinterherklappt. Das thut auch dem Kronprinzen sehr wohl, und bei solcher Betrachtung wirft er den Blick immer sehr vergnügt in die Runde. Von seinem kranken Kinde spricht er jetzt oft und viel; man fühlt mit ihm, wie ihn das Leiden beschäftigt. — Er hat ein treues, gutes Auge. Ich kann ihn jetzt vielfach beobachten, da ich ihm bei Tisch meist gegenübersitze. Die Kronprinzessin hat mehr Entschiedenheit im Blick als der Gatte.

Was wird nun werden, wenn auch Oesterreich nicht zum Kriege schreiten will? Wird Bismarck es nicht schließlich doch zu einer Dummheit verleiten? Von dem Hin- und Herschieben der Truppen haben wir eigentlich beide genug."

An meine Frau.

Fürstenstein, 13. 6. 66.

„Dies ist der letzte Brief von hier; morgen scheiden wir vom Fürsten Pleß, und ich fürchte, wir werden in Neiße ein ganz Teil weniger Komfort haben.

Die Zeitungsnachrichten von dem Elend bei den Oesterreichern sind nur zum Teil wahr. Die Mannschaften in Böhmen sind durchschnittlich in guter

Verfassung; anders steht es in Galizien und Mähren, wo durch die Konzentration der Truppen alles aufgezehrt ist, und von dort kommen die Familien herüber, um sich Nahrung zu holen. Hier haben wir auch so dicht gelegen, daß faktisch die Orte ausgefressen sind; schon deswegen war der Wechsel geboten."

*

Neiße, 15. 6. 66.

„In Glatz habe ich mich während der Inspizierung durch den Kronprinzen auf $^3/_4$ Stunden gedrückt und bin zu Mathilde geeilt. Sie wohnt in einem verwunschenen Schloß mit ausgeräumten Zimmern, war aber sehr wohl. Wir haben verabredet, daß ich ihr telegraphiere, und dann reist sie nach Potsdam ihren Sachen nach.

Es ist mir kaum möglich gewesen, ein paar Worte mit Kritter zu sprechen, der sich als Kommandant ganz besonders auszeichnet."

*

Neiße, 16. 6. 66.

„Wir wohnen hier in den Gebäuden der Kriegsschule; der Kronprinz im Lehrerkasino, ich mit dem Bureau in dem der Fähnriche. Dadurch habe ich wenigstens kein Ungeziefer, worüber sonst alle klagen.

Wenn man aus der Aisance des fürstlichen Hauses in eine Kaserneneinrichtung kommt, so fühlt man, wie schwer es dem Menschen wird, die Kultur abzustreifen, und wenn sich diese nur in der Größe der Waschschüssel und des Handtuches zeigt. Auch die kronprinzliche Küche, auf die wir hier verwiesen sind, hat noch nicht meinen Beifall. Zunächst bekommt man vor morgens acht Uhr keinen Kaffee, dann um zwölf zweites Frühstück und um fünf Diner. Der Abend ist dann frei, und so hatten wir gestern bis elf eine Partie Whist.

Blumenthal und ich hatten gestern die erste politische Konversation mit dem Kronprinzen, bei welcher dieser einen kritischen, zum Teil gegen die Regierung rein negativen Standpunkt einnahm. Der Grund war, daß man abgeschlagen hatte, Friedberg als Zivilkommissar zu ihm zu kommandieren. Wir aber sind zufrieden, diesen nicht als Genossen ins Hauptquartier zu bekommen.

Heute habe ich zum erstenmal den neuen Fuchs geritten und bin sehr zufrieden; er ist so gängig, daß ich ihn neben dem Kronprinzen reiten kann, mit dessen englischen Gäulen sonst schwer mitzukommen ist.

Aus dem Gebiete der hohen Kriegskunst muß ich Dir erzählen, daß wir einen Sieg erfochten haben, wenn auch vorläufig nur gegen Moltkes Ideen. Wir sollten uns vor den Oesterreichern, die wahrscheinlich von Mähren aus in Oberschlesien einmarschieren wollen, zurückziehen und bis auf Liegnitz ausweichen, wo wir uns mit der I. Armee vereinigen sollten. Dagegen haben wir in mehreren Memoires geltend gemacht, daß eine Occupation von Breslau uns so bedeutenden moralischen wie materiellen Schaden thun würde, wie ihn kein Erfolg wieder gut machen könnte. Wir erreichten damit

1. daß das 1. Armeecorps unter den Befehl des Kronprinzen gestellt wurde,
2. daß die I. und Elb-Armee Marschbefehl auf Görlitz zu erhielten,
3. daß uns der Abmarsch nach Neiße gestattet wurde, um in einer vorwärtigen Stellung die Oesterreicher schon beim Ueberschreiten der Gebirge zu empfangen.

Meine Absicht war, die Armee bis nach Neustadt, südlich Neiße, vorzuschieben, aber ich drang nicht durch, und so stehen wir nun nördlich Neiße, die Festung vor der Front. Nebenbei aber haben wir Fouriere aller Corps bis in den südlichsten Teil Schlesiens entsandt, um den Feind zu täuschen. Hoffentlich wird es wirken.

Wir fangen an, sehr gut orientiert zu sein, und das danken wir wesentlich Verdy, der ein ungemeines Talent entwickelt, richtig zu fragen, richtig zu instruieren, die Menschen richtig zu beurteilen und die Nachrichten richtig zu kombinieren. Es arbeitet sich famos mit ihm. Auch Hahnke macht sich ausgezeichnet, stiller wie Verdy und ohne alle Ostentation; ein sehr begabter und braver Generalstabsoffizier. Burg beglückt mich weniger.

Normann ist hier angekommen, um über die Krankheit des kleinen Prinzen Bericht zu erstatten, ich habe ihn noch nicht recht gesprochen, da der Kronprinz ihn vollständig in Anspruch nimmt. Für den Herrn ist es hart, daß er nicht hingehen kann, noch schlimmer, daß er hier zu viel Zeit hat und sich mit Gedanken quält.

Die Politik stockt, aber die nächsten Tage müssen Entscheidung bringen. Die innere Krise wächst an der äußeren; halte das harte Geld nur krampfhaft fest, das Papier sinkt im Wert."

*

Neiße, 17. 6. 66.

„Unsre Ruhe wird nicht lange mehr dauern, da der Krieg in Sachsen schon begonnen hat, aber vor übermorgen sind wir zu keiner Bewegung bereit, denn unsre Truppen marschieren noch. Den Oesterreichern geht es ähnlich; sie sind vorweg in so enge Positionen gegangen, daß es ihnen schwer wird, sich auseinander zu wickeln, und so werden sie wahrscheinlich zu spät mit hinreichenden Kräften nach Sachsen hineinkommen. Wann wir in Thätigkeit kommen, hängt von höherem Befehl ab; wir leben der Hoffnung, daß wir demnächst in Oesterreich einrücken und damit das eigne Land schonen.

An Kritter habe ich telegraphiert, daß er Mathilde fortschickt. Wir stehen vor der Krisis. Behalte frischen Mut, Gott wird uns helfen, wir vertreten die bessere Sache."

*

Neiße, 18. 6. 66.

„Der Kronprinz ist sehr leidend über die schlechten Nachrichten, die er von seinem Kinde erhält; er ist ein so guter Familienvater, daß seine Gedanken nicht von ihm weichen.

Ich habe heut bei endlich abgekühlter Luft einen Ritt von fünf Meilen gemacht und mich der freundlichen Gegend erfreut. Wir sind längs unsrer Vorpostenaufstellung an der österreichischen Grenze geritten, haben aber keinen Oesterreicher gesehen."

An v. Normann.

Neiße, 18. 6. 66.

„Mein lieber Freund! Der Kronprinz hat sich heut nach der schmerzlichen Todesnachricht sofort zurückgezogen. Er ist ungemein hart getroffen. Die gestrigen guten Nachrichten hatten ihn ein wenig aufgeheitert, auch die Predigt, die sich mit dem Leiden seines Vaterherzens beschäftigte, regte ihn an. Aber die vielen freien Stunden, die Einsamkeit, in der er hier lebt, erschweren ihm den Kummer sehr. Gern möchte er zur Gattin, an deren Seite er gerade jetzt gehört, aber die Pflicht hält ihn fest. Eulenburg sagt mir, daß er wacker kämpft.

Ich habe zwei Jungen verloren und weiß, wie der Gedanke an das hingeschiedene Kind in Kopf und Herz bohrt, in wie furchtbarem Widerspruch das lebendige, freundliche Bild des Kindes, das man doppelt hell und klar im Innern trägt, mit der kalten und kahlen Wirklichkeit steht. — Der schwerste Gang aber ist der zum Grabe. Solange ich die Leiche noch sehen konnte, war der Glaube an den Tod mir noch nicht voll geworden. Wie öde aber war das Haus nach der Heimkehr.

Weit schwerer noch als der Vater muß die Mutter empfinden. An das Leben des Kindes mit allen Fibern gefesselt, hat sie in der anhaltenden Sorge und Pflege von neuem dessen Existenz ganz mit der ihrigen verbunden, und nun ist mit einem Schlage alles vorbei.

Ich wollte Ihnen dies nur aussprechen, da ich weiß, wie voll Sie zum Hause gehören. Hier werde ich nach Kräften für die Beschäftigung des Herrn sorgen und Ihnen bald wieder berichten."

*

An v. Normann.

Neiße, 19. 6. 66.

„Ich übersende Ihnen wieder einen Familienbericht zur eventuellen weiteren Benutzung. Ich denke, solche Nachrichten müssen der hohen Frau gut thun. Gleichzeitig schicke ich Ihnen einen Brief an Geffcken mit der Bitte, ihn weiterzugeben. Ich wollte, er verschonte mich mit seinem ewigen Intriguenspinnen.

Ich hoffe, daß durch kleine Reibereien an den Grenzen endlich die Kriegserklärung herbeigeführt wird, und daß wir dann sofort offensiv vorgehen, um möglichst viele Kräfte vor uns zu fesseln. Könnten wir dabei den ersten Sieg erringen, so wäre das Schicksal nur gerecht gegen den Kronprinzen, der so viel Aerger von den leitenden Elementen erfahren hat. Leider fehlen uns aber von Berlin aus noch die Direktiven, und ganz selbständig können wir doch nicht verfahren.

Seitdem ich mir darüber klar geworden bin, daß irgend etwas an oder in mir Blumenthal reizt, bin ich zum hinterlistigen Diplomaten geworden, um das gute Einvernehmen zu erhalten. Ich durchtränke Verdy und Burg mit meinen Absichten, bis sie sie einsehen, und wenn sie dann ihm en passant die Sache auseinandergesetzt haben, so geht er stillschweigend darauf ein, und jeder Dissens ist vermieden."

An meine Frau.

Neiße, 20. 6. 66.

„Das Avancement ist also da, Frau Generalin!

Meine erste Generalsequipierung ist durch ein paar Ellen roten Tuches, die wir aufgenäht haben, glücklich vollendet und ungemein billig geworden; mit den neuen Sachen wollen wir das Friedensfest feiern. Mit nächster Post erwarten wir Marschordre nach Böhmen, werden aber nicht vor dem 27. auf den Feind stoßen, da wir einen weiten Umweg machen müssen. Ich kenne Deine Diskretion und gebe Dir diese ganz geheimen Details, damit Du die Dinge in Ruhe beurteilst und Dich nicht ängstigst, falls Du mal keine Nachricht bekommst."

*

Eckersdorf, 25. 6. 66.

„Solch ein Campagneleben, wie wir es führen, ist noch zu ertragen, trotz Sturm und Ungewitter, wenn man aus einem Schloß ins andre geht.

Wir schieben uns immer näher an die Grenze, und wenn nicht alles täuscht, so beginnt bald eine Reihe kleiner Gefechte, aber bis es zu der großen Schlacht kommt, an der ich mich persönlich zu beteiligen habe, das kann noch eine Weile dauern."

*

Braunau in Böhmen, 26. 6. 66.

„Da sind wir im feindlichen Lande; ohne Widerstand sind wir eingerückt, nun gebe der liebe Gott, daß wir nur als Sieger wieder herausgehen. Die Feindseligkeiten beschränkten sich auf Scharmützel von Kavalleriepatrouillen; ich habe den Feind nicht gesehen, wie mir das häufig oder meist passieren wird, da mein Platz in der Nähe des Kronprinzen ist. Morgen stehen die Oesterreicher uns wohl in größeren Massen gegenüber, und es dürfte nicht so leicht abgehen. Aber eine größere Schlacht ist erst zu erwarten, wenn wir mit Prinz Friedrich Karl vereint unter dem Befehl des Königs stehen.

Daß Du meine Nachrichten ganz für Dich allein behältst, ist meine erste Voraussetzung; nur unter dieser Bedingung kann ich Dir ja täglich erzählen und mit Dir plaudern. Unsre Sache steht bis jetzt, Gott sei Dank, ganz gut. Wir stehen konzentrierter und bereiter wie die Oesterreicher; sie hetzen sich ab, um uns gegenüber zu kommen.

Daß Otto nicht schreibt, darf dich nicht ängstigen; der Junge wird körperlich angestrengt und verliert dadurch die Schreiblust. Von seinem Kommandeur habe ich aber einen Brief."

*

Hronow, 27. 6. 66.

„Heut nach dem ersten Gefecht, welches ich mitgemacht, muß ich Dir doch noch schreiben, daß es mir gut gegangen ist. Ich habe das Feuer sehr gut vertragen, es pfiff und knallte, aber mich traf nichts.

Daß wir die erste Probe so glücklich bestanden, ist unendlich viel wert; unsre Truppen zeigten von Anfang an eine große Ueberlegenheit, und ich habe mich sehr daran gefreut. Ich für meine Person habe das Glück gehabt, thätig eingreifen zu können, das ist mir besonders viel wert. Sei auch Du dessen froh, küsse die Kinder und hoffe mit mir das Beste für unser ferneres Vorgehen. Es ist schon ein Uhr nachts nach dem Gefecht."

* * *

Mein Tagebuch berichtet über das Gefecht bei Nachod:

„Am 26. nahmen wir in dem Städtchen Braunau Quartier. Der Kronprinz lag im Gasthof, der Abt und Stadtvorstand kamen zum Empfang und waren entzückt durch seine Liebenswürdigkeit. Unsre Leute zeigten noch eine gewisse Schüchternheit, als Herren aufzutreten, es war aber dafür gesorgt, daß der Eroberungsgeist geweckt wurde, und dann war es nicht immer leicht, ihn in den gebührenden Grenzen zu halten. Große Unordnung zeigte sich schon heut im Fuhrwerk.

Am 27. Juni marschierten wir mit der Garde bis Kostelez und dirigierten uns von hier zum 5. Armeecorps, welches wir bei Nachod im Gefecht erwarten mußten. Zu unsrer Ueberraschung empfingen wir die Meldung, daß die Avantgarde des 5. Corps bereits am vorhergehenden Abend nach sehr unbedeutendem Gefecht Nachod besetzt hatte. Das Hauptquartier wurde also nach Hronow verlegt, und wir setzten uns nach Nachod in Bewegung. Wir waren noch nicht lange im Trabe, als wir Kanonendonner von dorther hörten; nun ging es in scharfer Gangart die nächste Meile fort. Von der Chaussee Glatz-Nachod her hörten wir die Hurrarufe der die Grenze überschreitenden Truppen; an der Straße lag der erste österreichische Tote vom Tag vorher. Die Stadt war menschenleer, Thüren und Fenster geschlossen. Wir ritten scharf vorwärts; eine halbe Stunde hinter Nachod teilt sich die Straße nach Neustadt und Skalitz; die erstere war mit Fuhrwerk besetzt, die andre ganz frei. Wir waren kaum 50 Schritt geritten, als wir in lebhaftes Kleingewehrfeuer kamen. Ich ritt neben dem Kronprinzen, der ganz unbekümmert um die Gefahr vorwärts eilte. Sein Adjutant, Graf Eulenburg, kam zu mir und forderte mich auf, den Herrn zurückzuführen. Ich, selbst zum erstenmal im Feuer, konnte mich dazu nicht entschließen. So that es Blumenthal und führte mit rechts um auf die Skalitzer Straße. Ein schreckliches Durcheinander empfing uns dort: Dragoner und Ulanen, Verwundete und Gesunde, kranke und leere Pferde jagten in wüstem Wirbel zurück. Der Kronprinz wurde gefaßt und mit zurückgerissen. Ich bog aus und benutzte die nächste Gelegenheit, um wieder von der Straße zu kommen. Es mußte Halt in

den Rückzug gebracht werden, welcher nun auch auf der Neustadter Straße begann, auf der eine Batterie zurückjagte. Es bedurfte einiger Grobheit, um durchzudringen; die Batterie machte Halt und ging wieder vor, ich sandte Offiziere zurück, um die Straße für Infanterie frei zu machen. Verdy kam dazu und unterstützte mich; endlich erschien auch die Infanterie, die Höhe wurde besetzt, und das Gefecht ging munter vorwärts, um nicht wieder zum Stehen zu kommen.

Ich suchte nun den Kronprinzen wieder auf; er hatte sich auf einer Höhe aufgestellt; um einen eventuellen Rückzug zu decken, hatte Blumenthal rechts und links einige Bataillone herangezogen.

Als wir ankamen, befanden sich gerade die Oesterreicher mit großen Massen im Vordringen gegen die schwache Avantgarde und waren bis an das Débouché gekommen. Gelang es nicht, sie wieder zu werfen, so war die Avantgarde mitsamt dem General v. Steinmetz abgeschnitten. Ich aber konnte diese Sachlage nicht übersehen, sondern verfuhr ganz instinktiv in der Absicht, dem Augenblick entsprechend den Rückzug aufzuhalten, und daß dies gelang, war mir eine große Freude.

Alles, was ich hier und im späteren Verlaufe des Gefechts gesehen, berechtigt zu dem Ausspruch, daß jede Führung von oben fehlte. Nur der Trieb in den Leuten und in den unteren Offizieren brachte den Erfolg. Es war ganz richtig, daß Steinmetz nach vorn ging, aber er mußte seine Fäden nach rückwärts behalten; am Débouché mußte ein höherer Offizier in seinem Namen befehlen.

Der lange Aufenthalt des Kronprinzen auf der abgelegenen Höhe mißfiel mir; es war dort nichts zu holen. Endlich, nach anderthalb Stunden, dirigierten wir uns auf der Straße nach Skalitz vor; bei Wiesokow fanden wir die Brigade Wnuk, 8. Dragoner und 1. Ulanen, stark angeschnitten, aber glorios von den eben errungenen Erfolgen, im Dorf ruhende und zufriedene Bataillone.

Da mehrte sich das Feuer, der Ort fing an zu brennen, die Kugeln drangen zu uns, die Oesterreicher griffen von neuem an. Wir mußten wieder zurück und gingen über die Höhen auf dem rechten Flügel vor. Wir sahen noch eine Kavallerieattacke; der Feind wurde geworfen, und der Kronprinz kam endlich ganz nach vorn, von der Höhe den abziehenden Feind beobachtend.

Es war ein herzerhebendes Bild. Der Kronprinz umarmte und küßte den alten Steinmetz, und wir beritten das Schlachtfeld; ein grausiger Anblick, aber stolz für uns. Man sah, der Feind war brav in Kolonnen vorgegangen, aber unser mörderisches Feuer hatte ihn niedergeworfen. Unsre Verluste waren verschwindend klein; es war klar, daß der Feldzug für uns siegreich sein mußte.

Aus der Verfolgung wurde nicht viel; Steinmetz erklärte seine Truppen für müde, die Brigade Wnuk kam nicht weit, dann sammelte sich das Corps. Wir hatten den ganzen Tag über erwartet, ein Teil der Garde würde noch herankommen; der Prinz von Württemberg wurde aber durch Kavalleriegefechte etwa eine Meile von uns festgehalten.

Das österreichische Corps Ramming erhielt bei Skalitz Verstärkung durch

das des Erzherzogs Leopold und machte Halt. Die Meldung davon traf mich auf dem Ritt nach Nachod, wohin ich vorauseilte, da der Kronprinz immer noch zu danken, zu grüßen, zu trösten fand. Ich schickte einen Offizier zur Brigade Hoffmann des 6. Corps, sofort anzutreten und zum 5. Corps zu rücken, die übrigen Teile des 6. Corps würden folgen. Der Kronprinz war später damit einverstanden, denn unsre Sorge war vorläufig darauf gerichtet, Steinmetz angriffsfähig zu erhalten.

Der Weg nach Nachod war mit Fuhrwerken übersät, die Stadt selbst wimmelte von Gefangenen und Verwundeten. Die Gefangenen ließen sich wie eine Herde Hämmel einzählen, sie machten den Eindruck etwa von Erntearbeitern, die die Sense fortlegen und Feierabend machen. Eine moralische Wirkung der Niederlage und der Gefangenschaft war nicht zu spüren. Noch schlimmer war es, daß die unverwundeten gefangenen Offiziere ihre Schmach gar nicht zu empfinden schienen; sie kneipten und lachten mit unsern Offizieren, von denen sie bewirtet wurden. Ich schnitt diesen Verkehr mit der Bemerkung ab, ein unverwundeter gefangener Offizier sei bis zu vollendeter Untersuchung ein Hundsfott. Im übrigen war alles in schönster und gehobenster Stimmung.

Wir fuhren nun im Triumph nach Hronow zurück; das Diner, zu dem sich am Abend um zehn Uhr das Hauptquartier versammelte, war das schönste Freudenmahl meines Lebens.

Inzwischen hatten Burg und Mischke recht bedenkliche Nachrichten über ein Gefecht des 1. Corps bei Trautenau gebracht; der Ort war aufgegeben, Näheres nicht bekannt. Das erforderte neue Dispositionen, und wir hatten die Nacht hindurch zu arbeiten. Verdy war ganz bei der Sache, Hude schlief, aber die Thätigkeit des französischen Kriegskorrespondenten, den wir bei uns hatten, erregte meine volle Bewunderung. Er schrieb die ganze Nacht hindurch.

Der 28. Juni war der schwerste Tag des ganzen Feldzuges; die Sorge um Bonin und um die Verbindung mit Prinz Friedrich Karl drückte uns, die Garde und der linke Flügel mußten überall ins Gefecht kommen. Wir hatten gestern abend schon gesehen, daß Steinmetz am bedrohtesten stand, so blieben wir in dessen Nähe, zwischen der Garde und dem 5. Corps. Um neun Uhr waren wir in Kosteletz und hörten bald das Gefecht bei beiden Corps sich entwickeln. Bald kam vom General v. Steinmetz ein Offizier mit der Bitte um Verstärkung, er habe sehr bedeutende Kräfte vor sich. Später ergab sich, daß er mit fünf Brigaden gegen sieben feindliche focht, von denen allerdings nur drei frisch waren. — Wir hatten nur die schwere Kavalleriebrigade Prinz Albrecht Sohn und die ganze Garde-Reserveartillerie zur Hand, für welche der Befehl fehlte.

Ich will hier gleich bemerken, daß wir den Krieg begannen, ohne daß unsre Generale eigentlich wußten, wie sie die Artillerie gebrauchen sollten. Wir fanden aber eine Instruktion der Oesterreicher, die Artillerie immer in großen Massen in die erste Linie zu bringen, und nahmen daraus Veranlassung, unsre Generale ebenso zu instruieren. Auch forderten wir dazu auf, der Infanterie bekannt zu

machen, daß sie nicht nötig habe, gegen Kavallerie Karree zu formieren, sondern sich auf ihr Zündnadelfeuer verlassen solle. Es war Verdys Verdienst, diese beiden Befehle anzuregen.

Die Brigade Prinz Albrecht wurde in die linke Flanke der gegen Steinmetz fechtenden Oesterreicher dirigiert und hat durch ihr Erscheinen gut eingewirkt. Aber nur ihre Batterie hat in das Gefecht eingegriffen. Wir sahen von der Höhe das Geschützfeuer auf der langen Linie vor uns und brachten sehr unruhige Stunden zu, bis uns gute Nachrichten wurden. Der kriegserfahrene englische Oberst Walker belehrte uns, wie man aus der Höhe der platzenden Schrapnells die Entfernungen ungefähr taxieren kann. Auch von der Garde kam die Nachricht, daß sie unaufhaltsam vorgehe.

Der Kronprinz ritt nun nach dem Ort hinein, während ich mit dem größten Teil des Stabes mich nach Eypel dirigierte, wohin wir unser Quartier bestimmt hatten. Die Straße war wieder voller Fuhrwerke, und allerorts trafen wir requirierende Soldaten. Wir marschierten in die Garde hinein, und je weiter wir vordrangen, je mehr überzeugten wir uns, wie zerstreut und ohne Zusammenhalt das Gefecht war, welches stattgefunden hatte. Die Führung von oben hatte fast überall versagt, aber die Truppen waren auf eigne Faust mit höchster Bravour und unausgesetzter Entschiedenheit vorgegangen und immer siegreich gewesen, selbst gegen große Uebermacht. Am Abend war von der Division Hiller kaum ein Regiment zusammen.

Als wir mit Dunkelwerden nach Eypel kamen, kam uns die erste direkte Nachricht von dem unglücklichen Gefecht und der Deroute des 1. Corps bei Trautenau. Es war Leutnant v. Rosenberg vom 10. Ulanenregiment, der sich auf weitem Umwege, zur Eröffnung der Verbindungen, hierher begeben hatte. Schon der Leutnant fällte das Urteil, daß nur der General die Schlacht verloren habe.

Der Kronprinz erteilte an v. Rosenberg den Befehl, sofort wieder vorzugehen und in verstärkten Märschen das Versäumte einzuholen. Als wir dann am Abend bei Tisch saßen, kam der Rittmeister Graf Blumenthal, der am 27. mit Major v. d. Burg zu General v. Bonin geschickt und dort verblieben war, und berichtete die ganze Rat- und Thatlosigkeit und den traurigen Rückzug Bonins. — Das wurde in den nächsten Tagen umständlich an den König gemeldet, aber ohne Resultat.

Die Hauptsache war, daß wir Trautenau wieder hatten und so keine strategischen Störungen eintraten; das Debouchieren der Armeen nach Böhmen hinein war somit gelungen.

Blumenthal hielt unser Hauptquartier in Eypel wegen der vielen versprengten Oesterreicher für nicht hinreichend sicher und dirigierte deshalb den Kronprinzen noch in der Nacht nach Trautenau. Ich gewann dadurch das einzige Bett für mich, aber es war ein platonisches Vergnügen, denn die ganze Nacht hindurch liefen Meldungen ein, und mit Tagesanbruch fing Gewehrfeuer dicht am Hause an. Ein versprengtes Jägerbataillon hatte sich aus dem Busch hervorgewagt und wurde gefangen.

Fürst Pleß, der über Tag bei Skalitz gewesen, kam auch zurück und berichtete von der elenden Verfassung aller Lazaretthilfe, namentlich für die Oesterreicher. Aber deren Verwundete waren zu massenhaft, wir konnten nicht helfen. Aus den Leichtverwundeten wurden nachher Marodeure und Vagabunden, die in unserm Rücken wirkten; mancher Postwagen und Verpflegungsbeamter ist vor ihnen flüchtig geworden."

* * *

An meine Frau.

Eypel, 28. 6. 66.

„Heut haben wir wieder glänzende Gefechte gehabt, ohne daß ich dabei beteiligt war. Wir haben zwischen beiden Gefechtsgruppen gehalten, um die Kräfte zu disponieren, und haben manche Sorge um die Truppen ausgehalten. Es ist ein merkwürdiges Ding, wenn man so von weitem alle Aengste mitmacht ohne eigne Beteiligung.

Erinnerst Du Dich noch, wie bei Deiner Abreise auf der Potsdamer Bahn der junge Witzleben, der Kadett, sich gar nicht von seinem Vater losreißen konnte? Der ist heut geblieben und mit ihm manch alter Bekannter. Mit unendlicher Aufopferung gehen die Offiziere voran, und vor jedem gemeinen Soldaten bekommt man einen Respekt, daß man stolz ist, Preuße zu sein, so wie er. Die Oesterreicher sind auch brav im Feuer, verlieren eine Unmasse Leute, ergeben sich dann aber mit merkwürdigem Stumpfsinn.

Leider hat das 1. Corps gestern nicht ganz seine Pflicht gethan, doch ist die Sache heute schon wieder gut gemacht. — Man sieht und lebt mit einer Masse von Menschen und lernt sie aus andern Maßstäben heraus achten, und das ist eine große Freude.

Mein Verhältnis zum Herrn wird von Tag zu Tag besser, auch söhne ich mich mit Blumenthal aus, dessen hervorragende Eigenschaften immer mehr zur Geltung kommen. Wenn wir so weiterarbeiten, werden wir mit Oesterreich bald fertig sein."

* * *

„Am 29. ritten wir durch Eypel und über die Schlachtfelder vom 27. und 28. nach Trautenau. Oesterreichische Tote, Verwundete, Gewehre, Uniformstücke und Wagen aller Art bedeckten auf zwei Meilen die Gegend; alle Greuel der Verwüstung, Mord und Brand, — und doch jubelte das Herz bei diesem Anblick. In Trautenau fanden wir den Kronprinzen."

* * *

An meine Frau.

Praußnitz, 29. 6. 66.

„Alle Tage ein andrer Ort, und einer immer schlimmer wie der andre; die Gegend ist unendlich freundlich, die Ortschaften aber schlecht, arm und ganz

verlassen. Es ist traurig, in solche Stadt einzurücken und keine Menschenseele zu sehen. Wenn der Krieg erst eine Weile gewährt hat, so wird man sich schon überzeugen, daß wir nicht so schlimm sind; jetzt gelten wir für Ungeheuer.

Heute haben wir nun die Resultate unsrer letzten Siege gewonnen, nämlich die Vereinigung der Armee. Morgen werden wir wohl ruhen und dann mit ganzer Kraft über die Elbe gehen, um die Vereinigung mit Friedrich Karl zu suchen. Schenkt uns Gott dazu noch seinen Segen, so kommen wir in kurzer Zeit zu großen Erfolgen. Vorgestern haben wir eine kleine Schlappe erlitten; es konnte ein sehr bedeutendes Mißgeschick daraus werden, wir kamen aber glücklich heraus, weil die furchtbare Hitze auch die Oesterreicher zu jeder Bewegung unfähig machte. Den Fehler hat die Garde dann wieder gut gemacht."

An v. Normann.

Praußnitz, 30. 6. 66.

„In den Tagen der Gefechte, über die Sie informiert sind, wurden die Kräfte unsrer Truppen außerordentlich in Anspruch genommen, und auch wir hatten viel Arbeit und wenig Schlaf. Der Kronprinz verträgt solche Strapazen mit übergroßer Kraft, ich habe noch keine Ermüdung an ihm bemerkt, und er ist immer zur Erfüllung seiner Pflichten bereit. So verdient er wirklich alle Bewunderung.

Am 27. ritten wir dem Kanonendonner nach und kamen nach einem Marsch von drei Meilen direkt ins Feuer. Der Herr war und blieb heiter, beschloß aber etwas zurückzugehen, als ihm vorgestellt wurde, daß er sich zu sehr exponiere. Auch behielt er seine volle Ruhe, als er in unbequemster Weise in eine zurückgehende Kavallerieattacke mit verwickelt wurde. Dann hielt er an fünf Stunden auf einer Höhe, die eine gute Uebersicht bot, und als wir dann beim Rückzug der Oesterreicher das eigentliche Gefechtsfeld betraten, behielt der Herr auch hier die vollste Fassung, und ich habe mich gefreut, wie er es verstand, die Leute anzuregen, den Verwundeten Mut zuzusprechen, u. s. w.

Gestern sah der Kronprinz das 1. Corps, das durch kopflose Führung den schlimmen Echec erlitten; er ließ den guten Bonin sehr hart an. Schärfe thut not, wenn wir vorwärts wollen."

An meine Frau.

Praußnitz, 30. 6. 66.

„Du siehst, daß wir heute glücklich in Ruhe geblieben sind; Tier und Menschen müssen wieder zu Kräften kommen. Es ist schlimm, daß die Ernährung so ungenügend ist, noch schlimmer, daß ein wahres Räuberleben zu herrschen anfängt, weil die Einwohner weggegangen sind, und wir notwendig alles durchsuchen müssen, um nur einige Speisevorräte zu erhalten. Der Hunger ist ein schlimmer Gast.

Ich bin neugierig auf die ersten Zeitungsnachrichten über unsre Thaten; die Welt hat so lange mit Verachtung auf uns gesehen, jetzt wird sie sich wundern."

*

Praußnitz, 1. 7. 66.

„Die Hitze der letzten Tage gebietet unsern Operationen Halt, und wir sind noch immer hier. Gestern habe ich mich bei den einzelnen Corps ein wenig umgesehen.

Morgen werden wir wohl Prinz Friedrich Karl, mit dem wir seit gestern Fühlung haben, Ruhe gönnen müssen; dann aber kommt die letzte Entscheidung. Seit vier Tagen hört man unausgesetzt Kanonendonner, und stündlich kommen neue Nachrichten von der Auflösung der österreichischen Armee. Die Ungarn fangen an, in ganzen Compagnien überzugehen; das alte Reich kracht in allen seinen Fugen, und es bedarf nur noch eines Stoßes, um der Welt seinen Untergang zu zeigen."

Königinhof, 2. 7. 66.

„Da ich Dich verwöhnt habe, will ich Dir rasch noch schreiben, daß es mir hier an der oberen Elbe gut geht, daß ich Deine beiden letzten Briefe erhalten habe, daß Du meine Verdienste bei Nachod viel, viel zu hoch anschlägst, und daß ich Dir und den Kindern tausend Küsse sende."

* * *

Am 2. Juli verlegten wir unser Hauptquartier nach Königinhof, mitten in die Armee; bei den Vorposten der Garde auf den Höhen jenseits der Elbe sahen wir Josefstadt vor uns liegen. Die Festung hatte keine Vorposten ausgestellt, die Besatzung schien schwach und verzagt zu sein.

Blumenthal war zum Großen Hauptquartier nach Gitschin gefahren, um bei Moltke persönlich die Ansicht unsers Hauptquartiers zu vertreten, daß man mit der ganzen Armee das rechte Elbufer zu gewinnen habe, entgegen dem Befehl, auf dem linken Ufer im Süden und Osten zu demonstrieren. In diesem Sinne schlug ich nun vor, das 6. Armeecorps, das noch nicht am Feind gewesen war, am andern Morgen durch das 5. Corps hindurch über die Elbe gegen Josefstadt zu poussieren. Der Kronprinz war einverstanden, und der Befehl wurde an General v. Steinmetz, dem das 6. Corps unterstellt war, übermittelt. Der zurückkehrende Adjutant meldete, das 5. Armeecorps sei beschäftigt gewesen, im Regiment zu exerzieren.

Gegen Abend kam Major Graf Groeben aus dem Großen Hauptquartier zu uns, um Nachrichten einzuziehen und den Rekognoscierungen des nächsten Tages beizuwohnen, die wir nach Moltkes ursprünglichem Befehl auf dem linken Elbufer und östlich von Josefstadt vornehmen sollten. Wir hatten aber mit dem 1. Corps und der Kavalleriedivision ganz und mit der Avantgarde des 5. und Gardecorps bereits die Elbe überschritten und fühlten den Feind vor uns. In der Nacht um eins kam Blumenthal zurück; Moltke hatte sich unsern Ideen angeschlossen und befahl den Vormarsch des 1. Corps zur Beobachtung von Josefstadt und Rekognoscierungen gegen die Aupa und Metau. Um zwei kam

Leutnant v. Normann mit der Aufforderung des Prinzen Friedrich Karl, ihn mit einem Corps oder mehr zu unterstützen. Es ist bekannt, wie der Kronprinz in impulsivem Drange antwortete: „Ich werde mit der ganzen Armee kommen"; ebenso, daß diese Antwort eine Stunde später, auf Grund von Blumenthals Vortrag, als den Dispositionen des Großen Hauptquartiers entgegenlaufend zurückgenommen werden mußte.

Um vier kam der Flügeladjutant Graf Finckenstein mit dem Befehl des Königs, daß die ganze Armee gegen Sadowa vorgehen solle.

So waren wir endlich auf dem entscheidenden Punkte angekommen. Die Befehle wurden für sämtliche Corps ausgefertigt, und um halb sechs ritten die Adjutanten. Das 6. Corps war infolge des ihm gewordenen Auftrages bereits gegen Josefstadt unterwegs, was bei seiner Richtung ganz hinter die rechte Flanke des Feindes von großem Vorteil war. Das 5. Corps blieb dahinter in Reserve, in der Mitte die Garde, und das 1. Corps auf dem rechten Flügel.

Die Garde, die ganz um Königinhof lag, kam merkwürdigerweise erst um halb acht in Bewegung. Das 1. Corps aber, das schon in der Nacht vom Grafen Finckenstein avertiert war und um dreiviertel sieben den Befehl zum Vormarsch erhielt, trat sogar erst nach neun Uhr an und marschierte dann mit soviel Bedenken, daß es erst nach fünf Stunden in das Gefecht eingreifen konnte.

Freilich hat man bei den Marschleistungen der Armee an diesem wichtigen Tage wesentlich in Betracht zu ziehen, daß es seit dem vorigen Abend ununterbrochen regnete. Die Wege selbst waren kaum passierbar; daneben auf dem tiefen Boden vorwärtszukommen, oft ganz unmöglich. Ich habe selbst gesehen, wie Artilleriepferde vor Ueberanstrengung im Geschirr tot umfielen; die Kavalleriedivision v. Hartmann hatte ganz vergebliche Versuche gemacht, sich an die Spitze des 1. Corps zu setzen; sie war an dessen Kolonnen nicht vorbeigekommen. Der gleichmäßige, ruhige Eifer der Mannschaften im Vorwärtsstreben wird mir immer unvergeßlich sein. Unser Herr entwickelte die ganze Kunst seiner Liebenswürdigkeit, um überall die Stimmung zu erhalten und wo möglich zu steigern. Denn wenn wir auch von Anfang an nicht glaubten, daß wir einer großen Schlacht entgegengingen, nachdem vier österreichische Corps von uns und zwei vom Prinzen Friedrich Karl in den vergangenen Tagen übel zugerichtet waren, so erwies sich doch bald, daß diese Ansicht irrig war. Als wir auf die Höhe kamen, hörten wir den Kanonendonner einer großen Schlacht und sahen diese endlich von der Höhe bei Choteborek aus zu unsrer Rechten in vollster Entwicklung. Ich hatte die Reservelazarette vorläufig zurückgelassen, weil ich nicht meinte, daß wir sie brauchen würden; jetzt ließ ich sie holen, und sie kamen auch noch rechtzeitig.

Wir hatten den Corps aus den Erfahrungen der letzten Gefechte den Befehl erteilt, ihre Reserveartillerie mehr zur Hand zu halten, und so war diese bei der Garde der Avantgarde unmittelbar gefolgt. Sie erhielt jetzt den Befehl, möglichst rasch vorzugehen und zu feuern, um dem Prinzen Friedrich Karl, von dem wiederholt besorgniserregende Meldungen eingegangen waren, unsre Ankunft zu

signalisieren und seinen schwerbedrängten linken Flügel zu ermutigen. Prinz Hohenlohe, der Kommandeur der Garde-Reserveartillerie, that dies wacker und kühn.

Auf der Höhe von Horenowes standen, weithin sichtbar, zwei Bäume; was hinter der Höhe war, wußten wir nicht, unser vorläufiges Ziel aber war, sie zu gewinnen. Der Kronprinz wies mit glücklicher Eingebung den Truppen diese Bäume als Marschziel; das reizte gewissermaßen die Phantasie. Die Garde war ganz auseinandergeraten; die einzelnen Divisionen kamen einzeln und aus verschiedenen Richtungen heran. Das entschiedene Vorgehen des 6. Corps machte aber dem Feinde eine geordnete Entwicklung gegen die Garde glücklicherweise ganz unmöglich. General v. Mutius ließ von seinen drei Brigaden nur eine Compagnie gegen das mit 9000 Mann besetzte Josefstadt stehen und ging dem Kanonendonner nach, dem Feinde fast im Rücken erscheinend.

Als wir sahen, daß die Garde in der Flanke des Gegners die Höhe erstiegen und sich hier mit dem 6. Corps vereinigt hatte, ritten auch wir auf die bewußten Bäume zu. Wir erreichten die Höhe bei Maslowed und hatten vor uns den Kampf um Chlum. Unser Hauptquartier mußte wohl einen stattlichen Eindruck machen, denn die österreichischen Batterien nahmen uns bald zum Ziel, und ich mußte den Stab vom Kronprinzen wegführen. Da begegnete mir der Generalstabsoffizier der Avantgarde des 1. Corps, und ich dirigierte ihn nach Chlum. Nach und nach entwickelte sich dann das 1. Corps, und unsre ganze Linie rückte in Kolonnen über die Höhe vor.

Um diese Zeit kam General v. Boyen, vom König gesandt, mit der Nachricht, es ginge schlecht. Unsre Gelehrten im Stabe hatten schon unser Eingreifen auf dem linken Flügel mit dem von Blücher bei Belle-Alliance verglichen; so sicher war man des Sieges. Ich selbst habe von ein Uhr ab, wo wir in den Trubel der Schlacht gerieten und einen Einblick in die Lage der Dinge gewannen, nur das Gefühl des Sieges gehabt. Um so erstaunter waren wir, von Boyen die Stimmung im Großen Hauptquartier zu erfahren; der König hatte wiederholt von der Aehnlichkeit der Lage mit der Schlacht von Auerstädt gesprochen und die Möglichkeit eines Rückzuges schon ins Auge gefaßt. Gott sei Dank war jetzt davon keine Rede mehr, denn der Abzug des Feindes wurde schon zur Thatsache. Als wir über Chlum hinaus kamen und unsre Kavallerie entwickelten, waren wir nicht im stande, sie gegen die den Rückzug deckenden feindlichen Batterien vorzubringen; sie kam zum erstenmal ins Feuer und entbehrte der siegessicheren Führer. Wir waren alle für den großen Sieg noch nicht kriegsgewohnt genug und ritten, anstatt die Verfolgung à tout prix zu sichern, siegestrunken auf dem Schlachtfeld herum. Bald trafen wir auch den Prinzen Friedrich Karl; er zeigte sich damals noch sehr dankbar für unsre Hilfe.

Es wurde schon dunkel, als wir dem König mit Moltke und Bismarck begegneten. Wir erhielten den Befehl, dem General v. Herwarth die Verfolgung zu überlassen, selbst aber stehen zu bleiben. Der König erhielt erst von uns die Mitteilung vom Siege; er erwiderte auf die erste Gratulation: „Das war gar kein rechter Sieg; der Feind zog ja in voller Ordnung und mit allen Batterien

ab.“ Wir waren zu gut instruiert, um uns so abweisen zu lassen, fanden aber ein sehr unwilliges Ohr für unsre Berichte. Wir hätten mit voller Entschiedenheit fordern müssen, daß wir mit der Verfolgung beauftragt würden. Wir ließen los, trotzdem wir wußten, daß wir die nächsten am Feinde waren. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht persönlich die Verfolgung übernahm; meine brennende Beinwunde machte mich müde. So ist der Mensch abhängig vom Körper.

So vollzogen die Oesterreicher ihren Rückzug ohne große Bedrängnis.

Der Gang des Gefechtes hatte unsre Corps an die Tete der ganzen Armee gebracht, aber zwischen uns und unsre Kolonnen hatte sich jetzt die Armee des Prinzen Friedrich Karl geschoben. So waren wir ohne alle Bagage, und da zum Ueberfluß unser Quartier in Horenowes vollständig ausgeplündert war, mußte der Herr in Kleidern auf der Erde schlafen, und ein Brot, das wir für schweres Geld vom Marketender erstanden, bildete auch seine einzige Nahrung.

Am andern Morgen wurde in einem verlassenen Laden ein Kaffeerest gefunden, der uns äußerst erquickte; dann kam auch die Bagage und damit etwas Fleisch, das, eilig bereitet, eine harte Mahlzeit gab. Während dieser lukullischen Genüsse kam Leutnant v. Wrangel von den Garde-Husaren, der von seinem erfolgreichen Ritt nach Königgrätz hinein berichtete; das bewies uns, daß wir Königgrätz ohne weiteres bekommen hätten, wenn wir am vorigen Abend dem Feinde gefolgt wären. Auch am heutigen Morgen hätte der Kommandant die Festung übergeben, wenn nur dreist verfahren worden wäre.

Dann kam die Meldung, daß der Feldmarschalleutnant Gablenz bei den Vorposten mit dem Antrag auf einen Waffenstillstand angekommen sei und zum König wolle. Da wir vom gestrigen Abend die unentschlossene Stimmung des Großen Hauptquartiers kannten, nach den gewonnenen Resultaten aber einen Waffenstillstand für unzulässig hielten, so beschloß der Kronprinz, nach dem Großen Hauptquartier zu reiten; ich begleitete ihn. Wir kamen gegen zwei Uhr in Horsitz an, fanden aber den König nicht, der zum Begräbnis des Generals v. Hiller gefahren war. Es war unter uns verabredet worden, ein dreitägiger Waffenstillstand sei nur unter der Bedingung anzunehmen, daß die Oesterreicher die drei Festungen Josefstadt, Königgrätz und Theresienstadt räumten; dann wollten wir die Elbe als Demarkationslinie gelten lassen. — Der Kronprinz ging zu Bismarck, der Roon und Moltke rufen ließ, und nun eröffnete der Kronprinz den Grund seines Kommens. Moltke sagte sofort, einen kurzen Waffenstillstand könnten wir sehr gut gebrauchen, unser Sieg sei nicht bedeutend, und die Truppen seien auf das äußerste erschöpft. Nun zählte der Kronprinz auf, daß wir bis jetzt über 100 Geschütze und an 20000 gesunde Gefangene hätten, daß also eine möglichst rasche Verfolgung geboten und ein Waffenstillstand unzulässig sei. Endlich einigte man sich auf die oben erwähnten Bedingungen, und der Kronprinz übernahm es, den König in dieser Richtung zu bestimmen.

Darauf wandte sich der Kronprinz mit der Frage an Bismarck, welche Resultate er nunmehr vom Kriege fordere. Bismarck entwickelte darauf wundervoll klar und anregend die Forderungen, die einem Frieden zu Grunde zu legen

wären: Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland; Einigung des wesentlich protestantischen Norddeutschlands als Etappe zur großen Einheit; außer dem König von Sachsen sollte kein Souverän gestrichen werden, Hessen und Hannover nur so weit verkleinert, wie zur geschlossenen Verbindung unsrer Ost- und Westprovinzen notwendig. Seine Art, den Verdiensten meines Herrn keine äußere, aber volle innere Anerkennung zu zollen, fand bei diesem freundliche Aufnahme. Er sprach das auch aus und bemerkte nur, daß zunächst die Schlichtung des inneren Konfliktes in Preußen notwendig sei. Bismarck stimmte bei und versprach damals schon, in der Eröffnungsrede der Kammern diesen entgegenzukommen. Dieses und daß er zur Durchführung seiner Pläne die Kraft des Kronprinzen forderte, führte sie einander näher, und es fand zwischen ihnen eine Art Aussöhnung statt. So wurden die Resultate gesichert, die die militärischen Erfolge des Krieges forderten; der König hatte die Vergangenheit noch nicht überwunden.

Die nächste Konsequenz dieses Vorganges war aber, daß der Kronprinz eine Einladung Bismarcks zum Diner annahm. Langjährige Differenzen wurden hier ausgeglichen.

Es war das erste Mal, daß ich Bismarck im persönlichen Verkehr sah, und ich bekenne gern, daß der Eindruck, den ich von ihm empfing, mich geradezu überwältigte. Die Klarheit und Größe seiner Anschauungen boten mir den höchsten Genuß; er war sicher und frisch in jeder Richtung, bei jedem Gedanken eine ganze Welt umfassend. Daß wir außerdem ganz vortrefflich aßen und tranken, beeinträchtigte die glückliche Wirkung von Bismarcks Zauberkräften nicht.

Gegen Abend kam der König heim, und der Kronprinz sprach ihn allein. Er brachte die Zustimmung des alten Herrn zu den vorangegangenen Verhandlungen.

Ich traf in der Zwischenzeit einen Adjutanten, der eine Reklamation Blumenthals gegen die letzte, in unsrer Abwesenheit eingegangene Disposition Moltkes brachte. Moltke wollte uns auf Wien, den Prinzen Friedrich Karl gegen Olmütz dirigieren; d. h. es sollte eine Kreuzung der Operationslinien der beiden Armeen eintreten. Dagegen remonstrierte Blumenthal mit Recht und beantragte, dem Prinzen das Zentrum zu lassen und uns unsern linken Flügel. Ich trug die Sache Moltke vor, und er änderte die Rollen. Später sagte er mir, er habe das mit schwerem Herzen gethan, da er uns die größere Entschiedenheit der Verfolgung zutraute. Wir wären wohl auch rascher vorwärts gekommen, aber gerade die Kühnheit unsrer von Blumenthal diktierten Unternehmungen gegen Olmütz führte zur endlichen Entscheidung, wie ich zeigen werde.

Gablenz war angekommen, während wir bei Tisch saßen. Er war dem König begegnet, der ihm die Binde von den Augen genommen, ihn geküßt und ihm alles mögliche Schöne gesagt, ihn mit seinen Anträgen aber an Moltke verwiesen hatte. Dieser stellte ihm nun die oben angeführten Bedingungen eines Waffenstillstandes, auf die einzugehen Gablenz sich aber nicht ermächtigt erklärte. So wurde er denn abgewiesen. Der Vorteil der Sendung war, daß Moltke nunmehr einen vollen Begriff von der Auflösung der Oesterreicher erhielt. Nicht daß Gablenz eine Schilderung davon gemacht hätte, aber seine eigne geistige

Verfassung und Ausbrüche einer Art von Verzweiflung gaben treue Bilder dessen, was er erlebt. Er ging in der Nacht durch Königgrätz zurück, und hier schadete seine Sendung, denn er brachte den Kommandanten von dem Gedanken der Uebergabe ab, mit dem dieser sich bereits vertraut gemacht hatte.

Der Kronprinz war noch spät beim König; ich sah mich in dem Feldlager um, traf eine Menge Bekannter, stand den Abend stundenlang mit dem Gefolge großer Herren auf der Treppe beim König und ging dann gegen 12 Uhr nachts mit dem Kronprinzen zu dem Herzog von Koburg, wo wir Thee tranken und endlich auf Sofas kümmerliche Nachtruhe fanden. Ich kam die zweite Nacht nicht aus den Kleidern, und meine Wunde brannte furchtbar. Am folgenden Morgen sah das Bein so aus, daß ich noch schleunigst den Generalarzt Wilms konsultierte; er wollte mich festlegen, nach Hause schicken, amputieren und was dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr sind.

In der Nacht war der Wagen des Herrn angekommen, während wir die Pferde zurückgeschickt hatten, und so fuhren wir am 5. morgens 6 Uhr nach Horenowes zurück, um dort zu Pferde zu steigen und unsern Kolonnen zu folgen, die gegen Pardubitz marschierten. Der Kronprinz ritt über Chlum, während ich mit dem Stabe, über das Gefechtsfeld des 6. Corps weg, bei Königgrätz vorbei nach Opatowitz ritt. Wir kamen dabei bis an die Thore der Festung, ohne irgendwie inkommodiert zu werden. Der ganze Weg zeigte die Auflösung, in der die Oesterreicher geflohen waren; Straßen, Felder, Wiesen und Gräben waren mit Armeefuhrwerk und allerhand Material angefüllt. Um so leerer fanden wir die Häuser in Opatowitz, die uns als Quartier dienen sollten. Sie enthielten positiv nichts als Ungeziefer, dieses allerdings in solchen Massen, daß wir uns auf der Straße etablierten. Eine Nacht in schmutziger Pferdedecke folgte.

* * *

An meine Frau.

Horenowes, 4. 7. 66.

„Der gestrige Tag ist der schönste und größte in der preußischen Geschichte. Die ganze Nacht hindurch kamen Befehle, endlich früh 6 Uhr wurde alles in Bewegung gesetzt. Die andre Armee war mit Tagesanbruch vorgegangen und hatte den sehr starken Gegner in bedeutender Position angegriffen. Es entstand ein furchtbar harter Kampf, in dem die Magdeburger Regimenter sehr gelitten haben. Krenski erzählte mit Thränen, wie Schweres die 7. Division durchgemacht.

Als wir dann mittags anrückten, begann der Sieg. Das Feuer ist gnädig an mir vorübergegangen, und im übrigen geht alles gut."

*

An meine Frau.

Horenowes, 5. 7. 66.

„Ein sehr fatiguanter Tag und sehr kurze Nacht auf einem Sofa beim Herzog von Koburg; alle Fenster entzwei, kein Tisch, kein Stuhl; ich schreibe

auf einer Tonne, und die ist leer. Ich habe Sehnsucht unter anderm nach einem Handtuch und bitte dich, mir dergleichen zu schicken.

Unser großer Sieg von vorgestern fördert überall Zufriedenheit und patriotische Stimmung, aber auch einige Ermattung macht sich geltend. Die Schlacht ist eben die schließliche Spitze aller Anstrengungen, und jetzt stellt sich das Bedürfnis des Schlafs ein, aber man hat weder Zeit noch Platz dazu.

Oesterreich fängt an zu verhandeln; gestern wohnte ich wieder einer Ministerkonferenz bei und aß nachher mit dem Kronprinzen bei Bismarck, der mich ganz ausgesöhnt hat.

Es wäre doch ein Jammer, ihn aufzuhängen."

*

Opatowitz, 6. 7. 66.

„Immer vorwärts geht es, und heute nachmittag hoffe ich zum erstenmal auf ein anständiges Quartier in Pardubitz. Bis jetzt habe ich nur mit Spelunken in Böhmen zu thun gehabt. Ich werde von Ungeziefer geplagt, und es ist ein Kunststück, sich ordentlich zu waschen.

Giebt der Himmel weiter seinen Segen, so kann der Krieg keine Dauer mehr haben; die Oesterreicher befinden sich bereits jetzt in vollster Auflösung und werden der Zündnadel kaum noch einmal standhalten.

Mein Bein macht mir tageweise schwere Schmerzen, und wenn wir noch ein bißchen Sommer behalten, möchte ich gern ein Bad besuchen."

An v. Normann.

Opatowitz, 6. 7. 66.

„Heute wird mir die erste Gelegenheit, Ihnen einen Bericht abzustatten, nicht von den Ereignissen selbst, über die Sie aus den Zeitungen hinreichend informiert sind, nur von unserm Heerführer, der sich rasch von den Strapazen der letzten Tage erholt hat. Seine Züge erhielten ein wenig den Ausdruck der Ermattung; die sorgenlose Ruhe nach dem Siege gab ihm aber rasch die volle Frische wieder.

Wir, bei der II. Armee, hatten in der Schlacht von Anfang an den großen Vorteil, daß wir am Erfolge nicht zweifeln konnten. Prinz Friedrich Karl hatte weit schwerere Arbeit; daß wir kamen, entschied aber schon den Sieg. Der Herr leitete seine Corps ganz ruhig auf die entscheidendsten Punkte; wir unternahmen es, dem Feind fast in den Rücken zu gehen und die beiden Festungen ganz unbeobachtet zu lassen. Das gab die Entscheidung, und während die I. Armee fast schon am Siege verzweifelte, trieben wir die Oesterreicher wie die Hämmel vor uns her.

Daher war die Stimmung des Königs auch derartig, daß man im Großen Hauptquartier den Waffenstillstand, den Gablenz am folgenden Tage schon erbat, wohl bewilligt haben würde, hätte sich nicht der Kronprinz entschlossen, dahin zu eilen und persönlich einzugreifen. Seine Ruhe und stete Bereitschaft zu

handeln hat stets die beste Wirkung, und so war die Folge dieses Tages eine politische Aussöhnung mit Bismarck, die die günstigsten Ergebnisse haben wird.

Wir sind infolge unsers Besuches in Horsitz denn auch wieder an die Spitze der Armee gekommen und werden den Prinzen Friedrich Karl wieder nachreißen; es war schon anders befohlen."

An meine Frau.

Chroustowitz, 8. 7. 66.

„Gestern in Pardubitz bin ich nicht zum Schreiben gekommen, weil wir mit dem königlichen Hauptquartier vereint waren; ich wurde von so vielen Menschen mit Fragen und Ansprüchen umdrängt, daß mir schließlich ganz wirr im Kopf wurde. Glücklich, wer nicht alle Tage mit dieser Unmasse von Menschen zu leben hat, von denen nur so wenige Positives leisten können oder wollen. Uebrigens leben diese vielen Herren gar nicht einmal gut, und wer nicht den Tisch beim König hat, hat sogar Schwierigkeiten mit der Verpflegung.

Der Kriegsminister kam zu mir und bat um eine Ordonnanz, weil er nicht über einen Mann disponieren könne; Moltke geht es ähnlich. Dabei ist es ganz unmöglich, die ganze Armee vom Großen Hauptquartier aus zu führen; es läßt sich nur durch Direktiven auf die Armeekommandos einwirken, und Moltke hat oft seine liebe Not, den Prinzen Friedrich Karl überhaupt vorwärts zu bringen. Ohne seine weise Ruhe wäre auch die Fiktion der Zentralleitung nicht zu erhalten.

Heute sitzen wir hier allein auf dem schönen Schloß des Fürsten Thurn und Taxis, und da die Oesterreicher im beständigen Laufen bleiben, so treten Stunden der Ruhe ein, wie wir sie lange nicht erlebt. In der Nacht kam Gablenz wieder an, mit ganz abgehetzten Pferden, geistig und körperlich vollständig herunter; er wollte wieder Waffenstillstand und bot die sehr verklausulierte Uebergabe der Festungen mit Fortnahme allen Materials an. Wir haben ihn weiter befördert, und der Kronprinz ist dann mit Blumenthal hinterher gefahren, um jedes Einlenken zu hintertreiben.

Aber der König soll schon sehr mißtrauisch sein wegen der Uebergabe von Venetien an Napoleon."

*

Hohenmauth, 9. 7. 66.

„Deinen Brief mit der Anzeige vom Verlust der Reisetasche mit Wäsche habe ich erhalten und traure ihr nach.

Gablenz ist wieder abgewiesen, und der Kronprinz brachte den Herzog von Koburg mit: ‚Onkel Ernst‘, der von jetzt ab in unserm Hauptquartier bleibt."

*

Leitomischl, 10. 7. 66.

„Es geht uns immerfort gut, das heißt soweit dies bei einer so niederträchtigen Existenz möglich ist. Der Eindruck von der Größe unsers Sieges

wird immer bedeutender; wir haben nur zu thun, die Gefangenen zu sammeln; ein Widerstand wird nicht geleistet, so geeignet das Terrain für Arrieregardengefechte ist, durch Einschnitte, Wälder und so weiter.

Hätten wir nur besseres Wetter; es scheint, als ob sich eine Art Ruhr bei uns einnistet; man kämpft täglich selbst mit Magenverstimmungen und Unbehagen."

*

Mährisch-Trübau, 11. 7. 66.

„Wir haben ein niederträchtiges Marschwetter gehabt; es regnete unausgesetzt, aber ein günstiges Geschick führte mich in den Wagen. Der Kronprinz meinte nämlich, Blumenthal und ich müßten uns schonen. Ich widerstrebte erst, gab aber endlich nach und blieb trocken. — Hier sind wir ganz leidlich untergebracht, aber leider wohne ich in einem andern Hause als der Prinz, und jeder zwei Treppen hoch; das kostet wieder Steigemühen. Auch Max liegt hier; ich habe aber nicht viel von ihm.

Für uns kann jetzt eine ruhigere Zeit beginnen, da wir vor Olmütz stehen bleiben sollen, während die andern nach Wien marschieren. Das ist hart für uns, aber man muß sich in sein Geschick fügen. Man sagt, daß Benedek und Mensdorff abgesetzt seien; das wäre das Beste, was man dort für uns thun könnte, denn sie sind entschieden die Tüchtigsten.

Seit drei Tagen sind wir ohne Postverbindung und Nachrichten aus dem Vaterlande. Wir haben ein paar Festungen liegen lassen ohne hinreichende Zernierung, da kann es sehr gut passieren, daß wir in unsern Verbindungen gestört werden. Das müssen wir aber ruhig in den Kauf nehmen, nur kann ich Dir Details über unsre Pläne nicht schreiben, da sie zu leicht in Feindeshand geraten. Auch wir haben schon längst die Instruktion erlassen, sofort beim Einrücken in eine Ortschaft die Post mit Beschlag zu belegen, und erhalten auf diesem Wege die merkwürdigsten Nachrichten, zum Beispiel die, daß nur ein kleiner Teil der Oesterreicher auf Brünn abgezogen ist, während Benedek mit der Hauptmasse bei Olmütz steht. Das war uns unendlich wichtig."

*

Mährisch-Trübau, 12. 7. 66.

„Heute schreibe ich Dir nach und an einem Ruhetage, also mit ausgeruhtem Körper; aber ich habe gestern wieder auf eine unverantwortliche Weise schmieren müssen. Das einzige Angenehme bei diesem Geschäft ist, daß der Kronprinz in seiner Liebenswürdigkeit stets volle Anerkennung zeigt und ordentlich Dank ausspricht. Ich weiß auch, daß er dem König und andern wiederholt ausgesprochen hat, er danke seine Erfolge Blumenthal und mir. Wenn er aber fordert, ich solle das in einen Zeitungsartikel mit aufnehmen lassen, so ist das doch beinahe zu viel. Könnte er nur gelegentlich ein festes Donnerwetter loslassen, so würde er noch viel mehr leisten.

Hier hat er sich mal wieder über den Zustand, in dem das 1. Corps einrückte, sehr schwer geärgert; die Leute sahen schlecht aus, marschierten unordentlich, mit einer Unmasse von Wagen, was streng verboten ist; der Herr selbst wurde von den Mannschaften nicht erkannt, was ihm stets sehr empfindlich ist; es fehlt ihm aber der wirkliche, durchschlagende Zorn. Diesen besitzt der alte Steinmetz vollständig, und darin liegt seine Kraft. Er hat neulich unsern Hartmann, der bis dahin mit seiner Kavalleriedivision absolut nichts leistete, derartig geschüttelt, daß er Blut weinte und nicht einmal die Kraft behielt, wieder grob zu werden. Für mich ist leider der Glaube an Hartmanns Leistungsfähigkeit vollständig dahin."

*

Mährisch-Trübau, 13. 7. 66.

„Alle Welt drängt nach dem Frieden; wir sind hier in schlimmer Lage und müssen am meisten auf der Hut sein; denn in einigen Tagen werden die Oesterreicher wieder so weit erholt sein, daß sie fechten können. Trotzdem sorgen wir schon um ein Schloß, damit wir beim Waffenstillstand gutes Quartier haben.

Mathilde hätte ganz ruhig in Glatz bleiben können; aber wer konnte auch denken, daß die Oesterreicher so dumm operieren würden!"

* * *

Benedek stand mit der Hauptmasse bei Olmütz. Wir hatten von Moltke den Befehl erhalten, uns ihm gegenüber in eine Stellung nordwestlich von Olmütz zu begeben. Blumenthal aber fand diesen geeigneten Punkt südwestlich von Olmütz bei Proßnitz, mit dem Rücken gegen Wien, und verfocht seine Idee mit größter Zähigkeit. Mir erschien eine Aufstellung, die unsre schon gefährdete Rückzugslinie völlig preisgab und die Verpflegung der Armee ganz ins Ungewisse brachte, gefährlich und zweckwidrig. Moltke muß ähnlich argumentiert haben, denn er ging entschieden nur ungern auf Blumenthals Absicht ein.

Und dennoch hatte dieser recht, denn gerade dadurch, daß wir bei Proßnitz quer über der Linie Olmütz-Wien standen, wurde Benedek gezwungen, zur Wiederherstellung seiner Verbindung mit Wien sofort den Abmarsch dorthin anzutreten. Als ihn aber unser Angriff bei Tobitschau darin störte, da verlegte er seinen Rückzug nach Ungarn, gab Wien für mindestens zehn Tage dem Angriff der I. Armee preis und ermöglichte dadurch das Gefecht bei Blumenau.

Der lange Marsch durch die ungarischen Gebirge demoralisierte die österreichischen Corps noch mehr und beschleunigte den Frieden.

So zog Blumenthals kühne Strategie die größten Erfolge nach sich, und ihm gebührt der Ruf eines genialen Feldherrn und hoher Ruhm für den Erfolg dieses Feldzuges. Im Vollbewußtsein dieser Leistung schrieb er von Mährisch-Trübau aus jenen vielbesprochenen Brief an seine Frau.

Am 15. trafen unsre Spitzen auf den Feind und berichteten seinen Abmarsch nach Wien. Der Angriff auf Tobitschau, in die Marschlinie hinein, wurde beschlossen.

Wenn Bonin, der an der Tete war, eine Spur von Thatendurst gehabt hätte, wäre es ihm leicht gewesen, große Erfolge zu erreichen. Er schickte nur eine Brigade vor, aber auch die genügte schon, den Feind zum Kehrtmachen zu bewegen. Steinmetz kam zu spät und fand Bonin bereits auf dem Heimweg; das Armeekommando aber war gar nicht zur Stelle, um den Angriff zu leiten. Wenn wir richtig manövrierten und richtige Kriegsleute waren, so mußte am 16. der Kronprinz mit der ganzen Armee schlagen. Ich glaube, wir konnten Olmütz an diesem Tage nehmen; allerdings stelle ich diese Behauptung erst hinterher auf, nachdem ich die damalige Verfassung der Oesterreicher ganz kenne.

Die Kavallerie-Division v. Hartmann hatte, von Steinmetz getrieben, einzelne hübsche Gefechte und nahm 18 Geschütze.

Blumenthal dirigierte nun die noch zurückbefindlichen beiden Corps, Garde und 6. Corps, gegen Brünn, während Steinmetz längs der March vorgehen und Bonin vor Olmütz stehen bleiben sollte.

* * *

An meine Frau.

Konitz, 15. 7. 66.

„Ich freue mich, aus Deinen Zeilen vom 11. zu ersehen, daß keiner von unsern nächsten Bekannten aus Magdeburg bei den Verlusten ist. Auch spreche ich Dir meine Anerkennung aus, daß Du Dich so thätig bei der Sorge um die Verwundeten beteiligst; denn hier gilt, was der Herr in der Bibel sagt: ‚Was du einem der Meinen thust, das thust du mir.‘ Der Kronprinz wird eine Stiftung unter dem Namen ‚Viktoria‘ ins Leben rufen, dahin will ich 50 Thaler geben. Du wirst gut thun, 25 Thaler nach Magdeburg zu schicken; es ist die Division, die im ganzen Feldzuge die meisten Verluste erlitten hat.

Deine Frage nach unsern ferneren Operationen will ich dahin beantworten, daß wir nach Wien gehen. Der Feind zieht jetzt mit Macht von Olmütz südlich; wir attackieren ihn heut mit unsern Truppen und folgen ihm wohl weiter.“

*

Pröblitz, 17. 7. 66.

„Gestern war ich den ganzen Tag unterwegs und bin nicht dazu gekommen, Dir zu schreiben. Wir gerieten nämlich mit dem Großen Hauptquartier in Konflikt, und ich wurde delegiert, den Frieden herbeizuführen. Da fuhr ich denn abends sieben Uhr mit Graf Groeben, der uns Moltkes Befehl überbracht hatte, von Konitz nach Brünn, kam dort um fünf Uhr morgens an, und dann begannen bald die Verhandlungen mit dem König, Moltke, Tresckow, Roon und Bismarck. Du ermißt, wie interessant solche Dinge sind, die so tief eingreifen in den Gang der Weltereignisse; leider kann ich keinen Bericht darüber der Post anvertrauen.

Ganz zufällig traf ich dort auch einen Teil der Sechsundzwanziger und erfuhr, daß Gilsa bereits tot ist und daß die arme Frau verzweifelt in den

Lazaretten herumirrt, um die Leiche zu finden. Plötz war sehr zufrieden mit seinen bisherigen Erlebnissen. Um 1 Uhr fuhr ich wieder von Brünn fort und traf um 1/2 7 hier ein.

Da sich Moltke rasch mit dem neuen Ziel des Kronprinzen einverstanden erklärte und nur meinte, daß der Kronprinz nun auch die Tete der Armee übernehmen müsse, damit es flott ginge, war man bei uns mit dem Erfolge meiner Sendung sehr zufrieden, und die nächsten Märsche sind demgemäß festgesetzt worden. — Gestern und vorgestern haben wir ein wenig geschlagen und 18 Kanonen genommen. Sie stehen nicht mehr im Feuer, und die geringste Berührung mit ihnen bringt uns Gefangene. Unsre Kavallerie fängt endlich an, die nötige Kühnheit zu gewinnen und Jagdstückchen zu liefern."

An v. Normann.

Pröblitz, 17. 7. 66.

„Schon lange bin ich im Begriff, Ihnen zu schreiben, aber die Umstände lassen mich nicht dazu kommen. Heut will ich versuchen, einige Ausführlichkeit zu gewinnen. Was nun Ihre verschiedenen Fragen betrifft, so hatte ich das gewünschte Rendezvous schon lange, oder vielmehr immer im Auge, aber noch war es nicht möglich. Sollte es demnächst zu einem Waffenstillstand kommen, wie man allseitig erwartet, so telegraphiere ich Ihnen umgehend die Eisenbahnstation, die sich dazu eignet.

In Ihrer politischen Strafpredigt gehen Sie von einem ganz falschen Vordersatz aus. Sie nehmen an, wir könnten überhaupt mit Oesterreich direkt verhandeln. Dazu ist aber noch nirgends die Hand geboten; sie behandeln uns noch immer — nach Bismarcks Worten von gestern — als dumme Jungen, wie in Frankfurt, und strafen uns bis jetzt nur mit Verachtung. Selbst die Waffenstillstandsanträge strotzen von Hochmut, nach Form und Inhalt.

Da ich einmal Bismarck citiert habe, will ich Ihnen sagen, daß ich gestern auf Befehl des Kronprinzen in Brünn eine lange politische Unterhaltung mit ihm hatte, um für den Herrn Auskunft über die Gestaltung der Lage zu erhalten. Da keine dienstlichen Geheimnisse berührt wurden und dieser Brief durch den Feldjäger geht, will ich Ihnen noch weiter darüber berichten.

Ich kam zwischen elf und zwölf vormittags zu ihm. Man sagte mir, er schliefe noch, er habe die Nacht hindurch bis zum Morgen gearbeitet. Die Herren des Auswärtigen Amts sprachen von ihrem Chef mit einem heiligen Respekt, wie der Gläubige vom Propheten; es klang mir ganz merkwürdig.

Nach einer Stunde wurde ich empfangen; er war im Schlafrock, aber unendlich höflich und liebenswürdig, als er hörte, für wen ich kam. Zuerst erging er sich weitläufig darüber, daß es Oesterreich gegenüber nur auf dessen Austritt aus dem Bunde ankäme, eine weitere Schädigung, durch Gebietsabtretung und so weiter, dürfe nicht stattfinden, da wir später Oesterreichs Kraft für uns selbst brauchten. Direkte Verhandlungen fänden, wie gesagt, nicht statt; bis jetzt habe

nur Napoleon von Oesterreich den Frieden gefordert. Dieser aber zeige Respekt vor unsern militärischen Qualitäten und werde sich hüten, ohne Zwang aus dem eignen Lager Krieg mit uns zu beginnen. Ohne unglücklichen Krieg aber werde er, Bismarck, an Napoleon sicher keine Konzessionen machen. Bis gestern haben unsre diplomatischen Angelegenheiten sehr gut gestanden, und er könne mir versichern, wie wunderbar er empfände, daß glänzende militärische Erfolge die beste Unterlage seien für diplomatische Künste. Es ginge alles wie geschmiert.

Von unserm Herrn sprach er mit vieler Achtung und kam mehrfach darauf zurück, wie ihm alles daran läge, dessen Einverständnis zu gewinnen. Im preußisch-konservativen Fahrwasser sein Ziel zu erreichen, hält Bismarck bei dem antideutschen Partikularismus dieser Partei für unmöglich; im liberaleren Kurs aber glaubt er nicht ohne den Kronprinzen steuern zu können. Da giebt es nun in den höchsten Kreisen die allerwunderbarsten Kollisionen, und ich bin wirklich auf die Lösung gespannt.

Uebrigens sagte Bismarck, sei der Waffenstillstand nahe, und obgleich Oesterreich noch lange nicht genug gedemütigt sei, scheine es doch die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es überhaupt keine Waffe mehr gegen uns hat; es sei bereit, seine Verbündeten zu opfern, und mache nur noch Sachsens wegen Schwierigkeit.

Vom Herrn kann ich Ihnen erzählen, daß er sehr wohlauf ist. Ihre Zeitungspolemik habe ich wohl beachtet."

An meine Frau.

Brünn, 19. 7. 66.

„Ich will doch mal sehen, ob ich heute zu längerer Mitteilung an Dich komme. Die große Stadt verführt die Mehrzahl, auszufliegen, da sind denn weniger Störungen zu erwarten.

Was Deine Geldfragen anbetrifft, so halte ich es für gerechtfertigt, daß wir den Staat, der mich zurzeit so gut bezahlt, mit dem Ueberschuß unterstützen, daß Du Dich also bei der bevorstehenden Anleihe beteiligst, deren Einzahlungen wohl ratenweis erfolgen. Ich kann Dir, solange ich in meiner jetzigen Stellung bin, monatlich 150 Thaler schicken. Wird es Frieden, so muß ich durch die bedeutende Ausdehnung unsers Heeres infolge der Militärkonventionen, die eine Grundbedingung des Friedens sein werden, in solcher Stellung bleiben, daß wir gut erübrigen können. Danach mache also Deinen Kalkül.

Auch wir sind jetzt glücklich auf die Wiener Straße gekommen, solange wir aber nicht an der Tete sind, geht es nicht richtig vorwärts.

In politischer Beziehung will ich Dir sagen, daß Oesterreich vollständig isoliert dasteht und also entweder einen Verzweiflungskampf kämpfen oder sehr rasch Frieden machen muß. In 14 Tagen wird sich die Sache entscheiden.

Gehen denn die Kinder in die Schule? Wenn Otto nicht schreibt, mußt Du ihm kein Geld schicken; das ist der beste Zwang."

* * *

In Brünn hatte der Kronprinz den Bürgermeister Giskra zu Tisch eingeladen; er machte den Eindruck eines sehr intelligenten, tüchtigen und wohlgesinnten Mannes und hat seiner Stadt damals durch die Entschiedenheit seines Auftretens sowie durch Anstand und Schlauheit ungemein genutzt. Er räumte das volle Daniederliegen Oesterreichs ein und besprach die eventuellen Friedensbedingungen. Als ihm Oesterreichs Ausscheiden aus dem Deutschen Bunde als eine solche angedeutet wurde, sagte er ganz erschüttert: „Das kann Oesterreich nicht zugeben, ohne sein eignes Todesurteil zu unterschreiben; Oesterreich besteht nur durch Deutschland.“ Vier Tage später wurde jene Friedensbasis angenommen.

Der Kutscher, der mich nach Pröblitz gefahren, hatte mir die Bemerkung gemacht, wie es ihm auffalle, daß der König mit jedem Soldaten spreche, und daß jeder Soldat antworte. Ich erzählte dies bei Tisch, und Giskra meinte, er müsse diese Bemerkung teilen, denn ein Band der Kameradschaft, wie es unsern König mit der ganzen Armee verbinde, gäbe es bei ihnen nicht. Er müsse unumwunden aussprechen, daß unser Heer ihm und allen Gebildeten von innen heraus imponiere.

An meine Frau.

Groß-Seelowitz, 20. 7. 66.

„Wir sind bei schrecklichem Unwetter gestern hierher gekommen und warten der Dinge, die da kommen sollen. — Die größten Schwierigkeiten für den Abschluß der Verhandlungen liegen wohl an unserm König. Der alte Herr kann sich durchaus nicht entschließen, einen der deutschen Fürsten zu entthronen, will aber große Landabtretungen von Oesterreich haben. Es ist ihm eine bittre Demütigung, hier nachgeben zu sollen, weil die Franzosen ihre Macht für Oesterreich einsetzen. Der Kronprinz geht ganz mit Bismarck.

Da ich Zeit habe, muß ich Dir noch einen Scherz nachholen, der neulich in Opatowitz passierte. Wir lagen im Schloß; Herzog Ernst beim Pfarrer. Der Herzog, der im übrigen sehr liebenswürdig auftritt, hat das Pech, überall Unrat zu wittern und Geister zu sehen. Er hätte auch unsern jungen Herrn damit angesteckt, hätten wir nicht so scharf aufgepaßt. In dieser Nacht nun kam er mit der aufgeregten Meldung, der Kaplan seines Pfarrers sei seit dem Nachmittag verschwunden; sicher sei der Mann ein Spion, den man unschädlich machen müsse. Wir stellten alle Nachforschungen an und fanden den Delinquenten endlich nach Mitternacht, und zwar auf der Kegelbahn, wo er seit sieben Stunden leidenschaftlich spielte und trank.

Kurz darauf brachte der Herzog noch einen Spion; diesmal war es der flüchtige Regierungspräsident, der sich hier ein Asyl gesucht hatte. Er nahm es sehr übel, daß man ihn arretierte, und der Kutscher wurde grob; so ließen wir den Herrn weiterziehen und behielten nur den Kutscher gebunden auf der Wache.

Der Kronprinz fährt wieder in das königliche Hauptquartier, heute mit Blumenthal, um Politik zu treiben und um unsre Operationen zu verteidigen. Der gute Herr hat den Fehler, daß er in erregten Zeiten nachts schlecht schläft.“

*

Eisgrub, 21. 7. 66.

„Morgen den 22. erwartet alle Welt die Waffenruhe und bald darauf den Frieden. Wir haben uns, um den Verhandlungen nahe zu sein, den schönsten Landsitz Oesterreichs ausgesucht; eine Besitzung des Fürsten Liechtenstein, vor zehn Jahren im englischen Geschmack prächtig aufgebaut, mit schönen Räumen, in wunderherrlicher Umgebung. Der Park ist mindestens eine halbe Quadratmeile groß, in einer Niederung gelegen, reich an Wasser, Wiesen und schönem Holz. Unsre Fürsten (wir haben drei preußische Prinzen im Hauptquartier, den Erbprinzen von Hohenzollern, Herzog von Koburg, Fürst Wied und Fürst Pleß), die so etwas verstehen, sind in einem Enthusiasmus über die Vollkommenheiten des Parkes und seiner Anlagen.

Wir bleiben wohl acht Tage hier im Schloß, umgeben von allem Luxus des reichen Mannes, und ich denke mich und meine Toilette wieder friedensmäßig zu säubern und auszuputzen. Heut habe ich die Zeit der Ruhe begonnen mit einem Spazierritt durch den Park und sah im Wildgarten Hunderte von Hirschen. Ich habe dabei recht an die Kinder gedacht."

*

Eisgrub, 23. 7. 66.

„Ich fange an, die Zeit der Ruhe zu benutzen, um mein Tagebuch zu vervollständigen, ich komme aber auch nicht recht dazu. Heute morgen fuhr ich mit dem Kronprinzen nach Nikolsburg zu den Friedensverhandlungen."

*

Eisgrub, 24. 7. 66.

„Wir haben zwar Waffenruhe, aber für mich ist die nächste Folge wieder, daß alle Federn aufs neue in Thätigkeit geraten, und ich habe wieder gräßlich zu schmieren.

Gestern war ich mit dem Kronprinzen in Nikolsburg. Bei den Beratungen selbst habe ich natürlich nichts zu thun, aber der Kronprinz spricht alles mit mir durch, und so bin ich über den Stand der Sache gut informiert. Noch kämpft der König, hat aber schon in einzelnen Punkten nachgegeben. Es fällt auch dem Kronprinzen sehr schwer, die Herrscher von Hannover, Nassau und Kurhessen aus ihrem Besitz zu vertreiben. Als wir nach Haus ritten, sprach er davon und meinte, man müßte sie mit kleinem Besitz mediatisieren. Ich bemerkte etwas unvorsichtig: ‚Dann haben sie keine Macht, und ein Fürst ohne Macht ist eine komische Figur.' — Kaum war mir dies Wort entfahren, da gab der Herr seinem Gaul plötzlich die Sporen und galoppierte fort, mich absichtlich zurücklassend. Ich hielt mich auf Entfernung, da machte er Halt, ließ mich herankommen und sagte: ‚Wiederholen Sie mir das nochmal und begründen Sie es.' Dann wurde ich wieder zu Gnaden aufgenommen.

Später meinte er, man müsse den zukünftigen deutschen Reichstag nach Frankfurt einberufen. Ich sagte ihm, der historische Kaiser und das historische Reich haben heute kein Recht; jetzt gälte es, über alle Rücksichten fort Preußen

zu fundamentieren, und dazu gehöre, daß Berlin zur Hauptstadt Deutschlands werde. Hierüber gab es lange Erörterungen, ich fürchte aber, ich habe ihn noch nicht überzeugt.

Wenn wir genötigt sind, noch lange hier zu stehen, so wollen wir uns in Prag treffen, wenn Dir das konveniert; richte Dich so ein, daß Du eventuell telegraphisch dazu berufen wirst. Die Kronprinzessin wird wohl hierher kommen. Vielleicht läßt es sich einrichten, daß Du mit demselben Zuge führest. Wir wollen sehen."

*

Eisgrub, 25. 7. 66.

„Heute früh ging mir einer der inhaltreichen Briefe unsers Sohnes zu, mit der Meldung, daß er zum Regiment abgeht. Mich freut es, daß er wenigstens noch in Feindesland kommt, wenn er auch zu seinem Schaden den Krieg nicht mehr kennen lernt. Heute kam ein kleiner Kadett, der mit Otto herausgekommen war, zur Infanterie weither gelaufen. Er that mir in der Seele leid, ich konnte ihm aber beim besten Willen nichts anbieten, da wir zwar wunderschön logiert sind, aber nicht über eine Kruste Brot disponieren können. Trotz aller Ehren der kronprinzlichen Tafel plagt mich auch oft der Hunger.

Der König hat einen Ruhranfall gehabt, der ihn schwächte und nachdenklich stimmte. Er ist jetzt geneigt, dem Willen des Kronprinzen nachzugeben, und so soll nun abgeschlossen werden.

Ich muß noch einen Aufsatz zu Ende bringen für die Grenzboten und dann L'hombre spielen."

*

Eisgrub, 27. 7. 66.

„Gestern habe ich lachen müssen; Verdy fand die Grenzboten bei mir und ließ sich des längsten über die militärischen Korrespondenzen darin aus, die ganz ausgezeichnet seien und aus einer hervorragenden Feder stammten. Ich that ganz unbekannt mit den Aufsätzen. Ob ihm wohl der Verfasser ebenso unbekannt war?

Unser Leben ist jetzt ganz geregelt, Frühstück um 12, Diner um 6, dazwischen aber kommen jetzt unendliche Besuche. Gestern war Karl hier; ich soll dafür sorgen, daß er von Posen fort kommt. Die Welt fängt an, an meine Macht zu glauben, und vergißt ganz, daß der junge Herr selbst noch keine hat, wenn ihn auch der Krieg auf die Höhe seiner Stellung gebracht hat.

Inzwischen waren nun der König und Moltke hier zum Frühstück, auch Max, sehr mißvergnügt. Nach unsern Aussichten für die Zukunft habe ich Moltke gefragt, mit dem ich eine Stunde spazieren fuhr; er meint, wir würden wohl, wenn auch die Truppen noch hier bleiben, nach Hause gehen. In 14 Tagen etwa würden wir frei sein. Das haben wir also abzuwarten."

*

Eisgrub, 29. 7. 66.

„Gestern habe ich nicht weniger wie drei Stunden beim Kronprinzen Vortrag gehabt wegen Ordensanträgen, was ein schreckliches Geschäft ist. Dann mußte die durch den Waffenstillstand bedingte weitläufige Aufstellung unsrer Truppen bearbeitet werden.

Der Kronprinz kam sehr ärgerlich aus dem Hauptquartier zurück; sein einziger Verbündeter ist jetzt Bismarck gegen alle bösen Einflüsse, die schon jetzt anfangen, die Vorteile des Sieges zu vermindern. Darüber läßt sich noch sehr viel sprechen, aber nicht schreiben, wie Blumenthal erfahren hat. Seinen Brief habe ich wohl gelesen, finde aber nur das schlimm, was er von sich schreibt. Er hat sehr große Verdienste um den Gang des Krieges, das kann niemand so gut beurteilen wie ich, aber solch Eigenlob klingt unschön, selbst in einem Brief an die eigne Frau, so wie hier. Blumenthal ist ein genialer, aber leichtsinniger Soldat; er macht superbe Kombinationen, aber es kommt ihm nicht darauf an, wie sie basiert sind. Er ist entschieden viel besserer General wie Chef des Generalstabes, denn er braucht thatsächlich immer jemand, seine Pläne ‚auf die Beine zu bringen‘, wie mir Moltke damals sagte. Des Kronprinzen großes Verdienst war, rasch und sicher auf Blumenthals Pläne einzugehen. Politik ist Blumenthals Fall nicht.

Am 3. August geht der Kronprinz zur Kammereröffnung nach Berlin; es ist ihm zu danken, wenn Bismarck in der Eröffnungsrede die Indemnität fordert.“

*

Eisgrub, 30. 7. 66.

„Heute ist die Zeit durch Photographieren und Bilderstellen vertrödelt worden; der Kronprinz läßt das ganze Hauptquartier malen.

Ich freue mich, wie Dich die Zeiten in das Politisieren gebracht haben. Wenn man so mitten in den Ereignissen steht, wie ich hier, so hat man an Zeitungen weniger Interesse, als wenn man seine ganze Wissenschaft daraus zieht. Ich lese meist gar keine.

In den nächsten Tagen denke ich Otto zu sehen.“

*

Brünn, 31. 7. 66.

„Heute früh haben wir vom schönen Eisgrub Abschied genommen und sind der Heimat schon ein ganzes Stück näher. Gestern hielt der Kronprinz uns seine Abschiedsrede, weil er uns ferner nicht mehr im ganzen Kreise versammelt sehen werde. Da er Deines Mannes besonders gedachte, so will ich dies hier auch besonders erwähnen. Ich meine, der Hauptgrund seiner ganz außerordentlichen Gnade gegen mich liegt in meiner Beziehung zur Kronprinzessin, die sich aus meiner Korrespondenz mit Normann entwickelt hat, denn der Herr ist vor allen Dingen Mann seiner Frau. Sie bestimmt seinen Gedankenkreis auf die weiteste Entfernung, und es ist rührend, wie er ihr anhängt.

Er hat täglich mehrere Bogen an sie geschrieben und daraus ein Tagebuch gemacht; ich hätte das auch gern gethan, aber mir war die Zeit zu knapp zugemessen, und außerdem hätte ich es der Unsicherheit der Korrespondenz wegen nie gewagt. — Blumenthals Brief war ebenfalls an seine Frau, englisch geschrieben. Bismarck hat dem österreichischen Gesandten gesagt, er begriffe nicht die Gemeinheit der Veröffentlichung solcher Privatkorrespondenz durch die Regierung; wir hätten Privatschilderungen hoher österreichischer Offiziere aufgegriffen, die ganz andre Dinge und Stimmungen zu unsrer Kenntnis gebracht; wir fühlten aber zu anständig, um sie in die Zeitungen zu setzen.

Die politischen Verhältnisse Deutschlands scheinen nach gestrigen Mitteilungen Bismarcks eine viel großartigere Entwicklung unsrer Machtverhältnisse zur Folge zu haben, als wir es selbst zuerst angestrebt hatten."

*

Brünn, 1. 8. 66.

„Heute mittag wurde ich gestört, als ich gerade die Feder ansetzte, um Dir zu schreiben, und denke Dir durch wen? Otto trat plötzlich als großer Husar in die Thür. Er ist glücklich vor Thoresschluß hier angekommen, liegt eine Meile von hier im Quartier und war von seinem Leutnant zu mir beurlaubt. Er ist sehr heiter und zufrieden. Ich habe ihm nun seine Zulage gegeben und ihn ordentlich essen lassen, und als wir nach Hause kamen, erhielt er eine Einladung, beim Kronprinzen mit mir zu speisen. Der Herr gab ihm die Hand und war die Güte selbst; auch bei Tisch wurde er zu mir gesetzt und nicht an die Nebentafel, wohin ich ihn dirigiert hatte.

Nach dem Essen mußte er nach Hause reiten, während ich zum König ging, der ankam. In Posen scheint die Cholera viel stärker zu sein wie hier.

Morgen hält der König große Parade über das 5. Corps ab, um 4 Uhr ist Diner, und übermorgen fahren die Herrschaften ab."

*

Brünn, 3. 8. 66.

„Heute früh hat der Kronprinz von uns auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen. Er sagte mir nochmals die schönsten Dinge, unter anderm, das Band zwischen uns sei für ewige Zeiten geknüpft. Ich kann Dir aber sagen, daß ich von dem bißchen Hofluft, die ich genossen, für alle späteren Zeiten vollständig genug habe. Es wäre ein großes Opfer, wenn ich mich je wieder in gleiche Beziehungen zum Herrn versetzte. Trescków meint, ich solle eine Brigade haben; das würde mir das liebste sein.

Die Cholera ist glücklich im Abnehmen; von Offizieren hat sie bis jetzt nur beim 1. Armeecorps Opfer gefordert, u. a. auch den General v. Clausewitz, bei dem Max attachiert war. Letzterer sagte mir schon vor mehreren Tagen, sein General sei in solcher nervösen Aufregung, daß er in schwere Krankheit fallen

oder verrückt werden müsse. Auch in dieser Beziehung fordert der Krieg manches Opfer, so kurz er war.

Nun adieu, der Maler ruft mich, um mein Konterfei zu beenden, von dem Otto sagt, ich sähe aus wie ein Bräutigam, während der Kronprinz behauptet es würde nur ein Studienkopf daraus."

An v. Normann.

Brünn, 3. 8. 66.

„Endlich, mein lieber Freund, gewinne ich Muße und Zeit, Ihnen zu schreiben und auf alle Ihre leidenschaftlichen Ausfälle zu antworten. Ich weiß nicht, weswegen Sie sich so montieren. Was war denn der Inhalt meiner Ansprüche und Forderungen?

Zunächst die persönlichen Angelegenheiten Ihrer hohen Herrin betreffend, so bemerke ich, daß mir der Gedanke ganz fern gelegen hat, sie zum Besuch eines Lazaretts zu veranlassen. Wer das eigne Haus zu besorgen und zu verantworten hat, der darf sich nicht der Ansteckung und dem Degout aussetzen; ja, was noch mehr ist, ich halte den Besuch der Lazarette für die Kronprinzeß nicht einmal für richtig. Ferner ist es mir nie in den Sinn gekommen, an dem Umfang der Wohlthätigkeit zu zweifeln oder an der Richtigkeit der Verteilung ihrer Gaben. Die Tiefe des Urteils Ihrer Herrin, die Klarheit, mit der sie die Verhältnisse der Menschen übersieht, und die Sicherheit, mit der sie eingreift, wo sie es für geeignet hält, sind bekannt und bewährt. Sie haben mich vollständig mißverstanden, wenn Sie geglaubt haben, daß ich in dieser Hinsicht irgend eine Bemerkung gemacht hätte.

Wohl aber habe ich gesagt, daß die Kronprinzeß als englische, nicht als deutsche Frau in der Angelegenheit der Verwundeten handelt. Ihre Grundanschauung über diese Thätigkeit differiert vollständig mit der Wirksamkeit, die unsre Frauen entwickeln. Sagen Sie was Sie wollen gegen die Frauenvereine, die in vielem so anfechtbar sind und zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit ausgenutzt werden, — sie führen auch sehr erhöhte Leistungen herbei. Daß die Kronprinzeß sich nicht daran beteiligt hat, kann nicht durch den luminösesten Gedanken und nicht durch die brillantesten Geldspenden ersetzt werden. Die hohe Frau steht neben der Bewegung, entbehrt der so leichten Popularität und ist außer stande, selbst so viel zu schenken, wie sie nur durch ihre Anwesenheit aus andern Taschen herausziehen würde.

Wenn Sie mir nun dagegen sagen, daß die Kronprinzeß eben nicht diese äußere Thätigkeit liebt, sondern Geldspenden vorzieht, oder daß die Trauer sie isoliere, so würde beides den gemachten Vorwurf gerade enthalten. Wer einmal in der Welt eine hohe Stellung einnimmt, muß in großen Zeiten das persönliche Belieben und die persönlichen Gefühle ganz auf die Seite stellen; nur so partizipiert man, jeder nach seinen Kräften, an der allgemeinen Größe.

Was nun die großen politischen Fragen unsers Staates anbetrifft, so wollen wir über geschehene Dinge nicht rechten, aber nach Kräften für die Zukunft

sorgen. Der König ist mit großer Mühe für eine große Politik gewonnen worden; kleine Geister aber mit großem Einfluß, die ich Ihnen nicht zu nennen brauche, suchen die kleinen partikularistischen und dynastischen Interessen zu retten. Bismarck stemmt sich dem entgegen. Ich halte es für dringend notwendig, daß der Kronprinz den König nicht verläßt; darum aber ist es auch nötig, daß Sie den Herrn nicht verlassen, um immer zur Arbeit und zur Verbindung mit der realen Welt bereit zu sein. Es hängt die ganze Zukunft Preußens davon ab. Der Kronprinz hat endlich durch seine Arbeit mit Bismarck eine ganze Stellung beim König gewonnen; er kann diese nicht besser ausnutzen als im Interesse Deutschlands.

Mir geht es ganz gut; der kurze Feldzug ist meinem Bein ganz gut bekommen, und ich gehe besser als vor kurzem in Berlin; so habe ich denn die Hoffnung, daß das Leiden schließlich ganz überwunden wird.

Mein Verhältnis zum Herrn blieb gut, wenigstens fehlte es heute beim Abschied nicht an anerkennenden und herzlichen Worten. Gestern hat er mir noch die große Freude gemacht, meinen Jungen, den Fähnrich, von dem er hörte, daß er hier sei, zu Tisch zu befehlen. Dabei will ich Ihnen gleich ein großes Anliegen des Regiments Ihrer Herrin zur dringendsten Befürwortung vortragen. Die Husaren möchten gern aus Posen fort, in eine der neuen Provinzen. Dem Kronprinzen habe ich es schon gesagt.

Meine besondere Anerkennung habe ich mir dadurch verdient, daß ich die Einheit mit Blumenthal während des ganzen Feldzuges unausgesetzt aufrechterhalten habe; er machte mir das ziemlich schwer, bis er einsah, daß ich fern davon war, meine Person in den Vordergrund zu drängen. Dann aber ging alles glatt.

Nun adieu, brummen Sie mich nicht wieder an und lassen Sie mich bald wieder hören von sich und dem Gang der hohen Politik."

An meine Frau.

Brünn, 5. 8. 66.

„Hierbei erhältst Du die ersten Bogen meiner Arbeit für die Grenzboten; das bisher Geschriebene hat mich interessiert, ob es so weitergehen wird, wollen wir erst sehen.

Wir sind eine Stunde Eisenbahn gefahren, um den Prinzen Friedrich Karl zu begrüßen, um elf Sitzung beim Photographen, um zwölf Vortrag, dann Quälerei durch den Maler, Diner um drei Uhr, Spazierfahrt, dann Theater, wo wir Herren des Oberkommandos die kaiserliche Loge zur Disposition haben. Es gab ‚Wallensteins Lager' und eine kleine Operette. Um halb zehn kam ich nach Hause und trank eine Tasse Thee im gemeinschaftlichen Saal.

Wir bewohnen hier das erzherzogliche Palais, und ich bin in die Zimmer gezogen, welche der Kronprinz inne hatte; der Salon jedoch ist der Allgemeinheit vorbehalten. Seit der Kronprinz weg ist, leben wir auf Rechnung des Erzherzogs, da nach den Waffenstillstandsbestimmungen die Quartierwirte Frühstück und Diner geben müssen. Das Diner bekommen wir im ersten Hotel.

In den ersten Tagen habe ich zu meinen Ausflügen immer Droschken benutzt; jetzt spanne ich zwei meiner Pferde vor einen erzherzoglichen Wagen und fahre, so weit ich will. Ich bin sogar schon mehrere Male vierelang gefahren und habe die Welt in Aufruhr gesetzt, à la Daumont mit Trainsoldaten im Sattel und Offizieren auf dem Bock. Dann etabliert sich an der Hemmmaschine der Fürst von Wied, ein außerordentlich höflicher, aber anscheinend sehr schwächlicher junger Herr; die andern Fürsten haben uns schon verlassen.

Wie lange unser Aufenthalt hier dauern wird, ist noch gar nicht zu übersehen, da Blumenthal auch die Geschäfte des Generalgouvernements übernommen hat. Nach Privatnachrichten soll aber der Friede in den allernächsten Tagen erwartet werden, da die Oesterreicher schon die Kriegskosten zusammen haben und jeder Tag früher ihnen zweimalhunderttausend Thaler einbringt. Das ist schon eine treibende Kraft.

Blumenthal hat mit Tresckow über meine Zukunft gesprochen; er meint, der Kronprinz wolle mich bei sich behalten; nun, wir müssen es abwarten."

*

Brünn, 7. 8. 66.

„Mein Tag ist sehr besetzt, verläuft aber entsetzlich einfach, so ist wenig zu melden.

Daß Mutius inzwischen an Entkräftung gestorben ist, hast du wohl in der Zeitung gelesen. Er war durch den Feldzug bei einem an sich siechen Körper so heruntergekommen, daß er einen einfachen Katarrh nicht überwand. Wir hatten schon einige 50 Todesfälle täglich an der Cholera, sind aber jetzt auf 13 herunter gekommen.

Alle Welt wendet sich an mich, um in die neuen Lande versetzt zu werden; auch der lange Gericke wünscht bei seiner Ernennung zum Regimentskommandeur nach dem Westen zu kommen; es ist nicht unmöglich, daß wir schließlich in Wiesbaden oder Kassel stranden."

*

Brünn, 9. 8. 66.

„Ich höre jetzt so wenig von der Außenwelt, daß es mir schwer wird, Dir zu berichten; ich schwätze täglich mit einer Menge alter Bekannter, aber ohne Reingewinn. Mit dem alten Zastrow plaudert es sich noch am besten. Blumenthal spricht nur von seinen intimsten Dingen, er selbst, seine Frau, seine Kinder; er hat nie ein andres Thema. Da nun auch die Arbeit inhaltloser wird, fängt auch mein Posten an, mir wieder fürchterlich zu werden. Die Unselbständigkeit, wo es sich um lauter Kleinigkeiten handelt, ist gräßlich.

Heute habe ich noch wieder Ordensvorschläge für den Stab zu machen; ich hatte gehofft, darum zu kommen; aber zu so etwas hat Blumenthal auch keine Lust."

*

Brünn, 11. 8. 66.

„Nach Treskows Bemerkungen scheint es wirklich, daß der alte Schack Aussicht hat, wieder Kommandierender in Magdeburg zu werden; das wäre ein Skandal, da er wegen Altersschwäche zu Haus bleiben mußte; da hat es Mutius besser gemacht, während des Feldzuges einfach zu sterben.

Mit Normann bin ich etwas in Kampf geraten; er findet alles schön, was seine Herrin thut, und ich hatte getadelt. Seit Abgang des Kronprinzen von hier habe ich nun noch keine Antwort. Er interessiert sich entschieden für mein Verbleiben, und ich glaube, die Kronprinzeß noch mehr. Aber das Hofleben ist die undankbarste Existenz, die ich kennen gelernt habe. — Von Kotze und Gersdorff habe ich im ganzen Kriege nichts gehört, der letztere wird wütend sein, daß er keine Gelegenheit gehabt hat, sich hervorzuthun. Bin ich recht unterrichtet, so hatte er nur die Aufgabe, im Granatfeuer still zu stehen."

*

Brünn, 13. 8. 66.

„Die hiesigen Verhältnisse haben sich schließlich für unsre Finanzen sehr günstig gestaltet. Denke Dir, daß ich hier außer meiner Feldzulage von fünf Thalern täglich noch zwanzig Thaler Diäten seit Beginn des Waffenstillstandes habe. Das ist sehr vorteilhaft, und ich werde davon meine Generalsequipierung bezahlen. Wir fürchten aber, daß der Minister uns die hohen Diäten streichen wird, obgleich Oesterreich sie bezahlt.

Wir wollen nun nach Pardubitz, um von dort das Schlachtfeld von Königgrätz noch einmal zu besuchen. Du erfährst bald Näheres. Mit Deinen Vorschlägen, Ulrich und Luischen etwas mitzubringen, bin ich ganz einverstanden; was Du für letztere kaufst, laß aber dann für das Leben wertvoll sein; also echt, schwer und einfach. Ich stelle Dir 30 Thaler zur Verfügung."

*

Prag, 17. 8. 66.

„Heute schreibe ich Dir aus dem schönen Prag und könnte Dir von allen Kirchen und Palästen berichten, wenn ich nicht wüßte, daß es Dich weit mehr interessiert, daß Otto hier bei mir ist. Wir hatten uns am 14. hierher in Bewegung gesetzt, und ich hatte seinen Kommandeur gebeten, ihn nach Wildenschwerdt zu schicken.

Der Aufenthalt auf den Schlachtfeldern war sehr interessant, wenngleich ich ihn mit einer Ruhrattacke zu büßen hatte, die wohl dem Ekel vor den pestilenzialischen Gerüchen entstammte. Hier angekommen, fand ich Otto schon vor; Hann sitzt bei mir und grüßt schön."

*

Prag, 18. 8. 66.

„Ich wohne hier im Hause der Fürstin Colloredo; Du erinnerst Dich vielleicht des epheuumrankten Palais in Teplitz, das damals für verwundete Offiziere

eingerichtet war. Das ist hier ebenso; für mich und das Bureau ist nur ein Entresol mit eignem Eingang frei, in dem ich ganz angenehm, aber durchaus nicht großartig wohne. Ich reite jetzt die Schönheiten der Gegend ab, denn mit Gehen ist es schlecht, und die hier im Hause vorhandenen Wagen haben keine rechten Hemmvorrichtungen, und da meine Trainsoldaten keine besonderen Kutscher und sogar die Straßen stellenweise sehr steil sind, riskiere ich nicht, in die Berge zu fahren. Ich bin heute zu Tafel bei Prinz Friedrich Karl befohlen; gestern abend waren wir in der „Zauberflöte", in der Loge meiner Fürstin. Die Oper ist vorzüglich."

*

Prag, 19. 8. 66.

„Hiermit übersende ich Dir die Einladung, mich hier zu besuchen. Heinrich wird in der Ordonnanzstube untergebracht, und so wird ein Zimmer für Dich frei. Du wirst am 23. abends mit Frau v. Verdy zusammen abfahren und am nächsten Morgen hier sein. Otto kommt dann wieder, und Du wirst teils mit ihm, teils mit Verdys die Schönheiten Prags genießen. Stadt, Gegend und Oper werden Dich sehr befriedigen, wenn ich auch nicht alle Genüsse mit Dir teilen kann.

Nun halte den Kindern eine erhebende Rede, damit sie artig sind, und setze Dich mit Frau v. Verdy in Verbindung."

An v. Holtzendorff.

Prag, 20. 8. 66.

„... Was nun unsre Generale betrifft, so hat es sich gezeigt, daß wir mit wenigen Ausnahmen sehr gute Brigadekommandeure der Infanterie haben, daß die der Kavallerie fast durchgängig abgelebte Männer waren und den Anforderungen nicht entsprachen; den Artilleristen aber fehlt mit ganz einzelnen Ausnahmen die erste kriegerische Tugend, die Initiative, und das liegt an der Erziehung.

Bei den Divisionären zeigte sich schon mehr das Leiden unsrer Armee, das Alter und die Unlust, Verantwortung zu übernehmen, und dieses erhöhte sich bei den kommandierenden Generalen, von denen nur zwei, und allerdings die ältesten, mit jugendlicher Energie an ihre Aufgabe gingen, nämlich Steinmetz und Falckenstein.

Der Generalstab war frisch, thätig und, was das Beste war, er klebte nicht an Formen, sondern strebte nach der Sache. General v. Moltke ist einer der talentvollsten und scharfdenkendsten Generale und hat durchaus die Neigung nach großartigen Operationen. Er war ganz auf seinem Posten; soll man ihm einen Vorwurf machen, so ist es der, daß er keinen Wert auf die gründliche Durcharbeitung seiner Pläne durch seine Untergebenen und koordinierten Gehilfen legt. Man erzählt von Moltke, daß er dem König in den schweren Stunden bei Königgrätz auf die Frage, was er wegen des Rückzuges beschlossen habe

antwortete: „Hier handelt es sich um die ganze Zukunft Preußens, hier wird nicht zurückgegangen.‘

Der General Voigts-Rhetz, Chef bei Friedrich Karl, hat sich durch Thätigkeit und richtiges Erkennen ausgezeichnet; seine Wirksamkeit wurde aber häufig durch seinen General brachgelegt, der, so gelehrt er über die Dinge spricht, so wenig geeignet ist, mit Entschluß und Initiative zu handeln. Er war überall nur schwer vorwärts zu bringen und sah überall Schwierigkeiten.

Was unsre Armee betrifft, so hatten wir das Glück, den Krieg zu entscheiden. Blumenthals Charakter zeigt sich ganz genau aus seinem vielbesprochenen Brief, und ich habe es zuerst sehr schwer mit ihm gehabt. Uebrigens hat er eine entschiedene und kühne Anschauungsweise, welche vorzügliche Früchte getragen hat, die ihn berechtigen, einen großen Teil unsrer Erfolge auf seine Rechnung zu schreiben; der Kronprinz aber hat das große Verdienst gehabt, vor keiner Verantwortung zurückzuschrecken; er hat nie geschwankt, außer einem Mal bei Einflüsterungen Deines Herzogs Ernst. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß der junge Herr feststehen wird, solange seine Ratgeber miteinander harmonieren, und deswegen habe ich mich stets vor einer Differenz mit Blumenthal gehütet und denke, ich habe damit zum Guten geholfen. Es scheint auch, als ob der Kronprinz dieses mein Streben erkannt hat, denn er hat nie die Verdienste von Blumenthal herausgestrichen, ohne mich in ganz gleichem Maße zu nennen.

Steinmetz entwickelte nach dem Tage von Nachod gegen Skalitz seine Truppen wie auf dem Exerzierplatz und ging mit fliegenden Fahnen, schlagenden Tambours und voller Musik zum Angriff vor. Ein österreichischer General, dessen Adjutant später gefangen wurde, äußerte bei diesem Anblick: ‚Nun kommen die Schweinehunde noch gar im Parademarsch auf uns zu.‘

Bei Königgrätz lag unser Anmarsch scharf gegen den rechten Flügel des Feindes, und zwar in der Art, daß unsre Front senkrecht gegen die Front von Friedrich Karl stand. Da die Oesterreicher schon in einer fünfstündigen Schlacht ihre besten Kräfte verwendet hatten, so war die Schlacht entschieden, sobald wir angriffen. General Walker, der englische Militärbevollmächtigte, ein sehr erfahrener Soldat, sagte, als wir herankamen und einen Blick in die Stellung gewannen, zum Kronprinzen: ‚Gott hat Ihnen Ihre Feinde in die Hand gegeben.‘ Das Gefühl hatten wir alle, und nicht einen Augenblick hat unser Vorgehen gestockt. Freilich haben auch unsre Truppen da, wo sie auf den feindlichen Flügel stießen, einen schweren Stand gehabt, weil der Gegner sofort die ganze Bedeutung dieses Angriffs erkannte und seine disponibeln Kräfte dagegen warf, aber in seinem Rücken drangen wir so unaufhaltsam vor, daß er es aufgeben mußte.

Nun kommt der einzige dunkle Punkt des Feldzuges, daß wir die Verfolgung nicht gleich und energisch aufnahmen; eigentlich kam sie erst vom 5. ab in Gang und wurde dank den in Hohenmauth aufgefundenen österreichischen Papieren auch ziemlich richtig disponiert. Wie sie endigte, weißt Du. Es folgten

die Friedensverhandlungen mit dem viertägigen schweren Kampf zwischen dem König und Bismarck wegen der Forderungen. Der Kampf war ungemein lebhaft; da nahm sich Bismarck den Kronprinzen zu Hilfe, und nach drei Tagen war die Sache geordnet. Interessant war es, den Prinzen Karl zu beobachten, der für die kleinen Fürsten gegen Oesterreich kämpfte. Leider hat man auch Rußland in Hessen berücksichtigt; daran ist Manteuffel schuld."

An v. Normann.

Prag, 28. 8. 66.

„Mein lieber schweigsamer Freund! Meine Frau meint, Sie müßten uns für den Tag des Einzuges ein Fenster im Palais überweisen können; andre sind sogar der Ansicht, daß alle Damen des Oberkommandos in dieser Hinsicht berücksichtigt werden. Ich habe nun noch Schwester, Schwiegermutter und Kinder und würde für mich ein ganzes Fenster wünschen. Das wäre also meine allerunterthänigste Bitte.

Nun könnte ich noch klagen, daß Sie und, was noch viel schlimmer ist, unser Oberkommandierender uns so vollständig schneiden, will aber diesmal schweigen und Ihnen nur erzählen, daß wir bis zum 31. noch hier bleiben, dann nach Dresden und Berlin gehen. Wenn ich eine sichere Auskunft darüber bekommen könnte, wann der Kronprinz wieder nach Berlin kommt, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein.

Wir fahren jetzt zu fünfen bei dem prächtigen Wetter viel im Lande herum. Blumenthal hat in der Erwartung, demnächst Divisionskommandeur zu werden, hier einen sehr schönen Wagen gekauft, der als Mobilmachungsstück steuerfrei die Grenze passieren soll und deswegen gebraucht werden muß.

Prag ist der Sammelpunkt für alle Offiziere der preußischen Armee, alle Tage sieht man neue, alte, ganz alte Bekannte, aber man erfährt nichts Gescheites; alles lebt dem Vergnügen, und man ist erstaunt, wie wenig man sich zu sagen hat.

Geffcken ist wohl verschollen."

An meine Frau.

Erdmannsdorf, 11. 9. 66.

„Ich sitze hier fest, da der Kronprinz meint, ich solle bleiben bis zu seiner Reise nach Berlin Ende dieser Woche; wann — das hängt von der Festsetzung des Konseils ab, in dem über die Zukunft der eroberten Länder beraten werden soll.

Es ist hier wunderschön, ich wohne im Kavalierhaus, Salon und Schlafzimmer parterre, mit direktem Ausgang nach dem Garten. Das Schloß liegt 500 Schritt davon.

Wir kamen um $7^1/_2$ Uhr an, frühstückten mit dem Gefolge und lernten die Damen kennen. Dann kam der Kronprinz herunter, im grauen Zivil, Hosen bis an die Kniee, dicken wollenen Strümpfen und Schuhen. So blieb er bis zum

Abend. Er war sehr heiter und zeigte uns ein neues Bild, das der Maler Begas hier von ihm macht; er will es dem Fürsten Pleß schenken.

Um $^1/_2$12 erschien die Kronprinzessin in großer Liebenswürdigkeit, und wir bestiegen die Wagen, um eine Landpartie zu machen. Der Herr mit Gattin im Fond, das Kindermädchen mit dem Säugling Viktoria und ich rückwärts. So kutschierten wir in behaglichem Geplauder durch eine ganz prächtige Gebirgslandschaft nach Petersdorf, aßen dort höchst mangelhaft zu Mittag und wanderten dann nach dem Zackelfall und wieder zurück. Den größten Teil der anderthalbstündigen Promenade machte ich an der Seite der Kronprinzessin.

Sie sprach viel von dem Tode ihres Kindes, von der Erziehung des Prinzen Wilhelm und kam schließlich auf Hannover zu sprechen. Es wird ihr sehr schwer, dorthin zu gehen, aber sie hat sich schon darein gefunden. Von mir ist dabei gar nicht die Rede, und das ist mir recht.

Um 6 kamen wir heim, und um $7^1/_2$ erschien alles im Festgewande zum Thee.

Später ging ich mit Normann auf sein Zimmer, rauchte eine Zigarre und ließ die Welt an mir vorübergleiten. Nach brillanter Nacht warte ich jetzt der Dinge, die da kommen sollen."

An v. Holtzendorff.

Potsdam, 17. 9. 66.

„Die brennendste Frage, die in Erdmannsdorf ventiliert wurde, ist die, ob die Herrschaften nach Hannover gehen. Daran wollen sie eine Menge von Bedingungen knüpfen, fordern Instruktionen, um sie zu diskutieren und so weiter. Da habe ich mich denn ganz bestimmt geäußert und erklärt — wie ich glaube mit Erfolg —: ‚Die Stelle sei bedingungslos anzunehmen; der Herr solle sich nur den wichtigen Posten verschaffen, die Grenzen seiner Wirksamkeit würden dann ganz durch seine Leistungen bestimmt werden; vor allen Dingen müsse man sich hüten, in der reinen Negation eine Handlung zu sehen; wer sich in einer Zeit wie der jetzigen damit begnüge, in Erdmannsdorf Kinder zu wiegen, könne nicht erwarten, daß man ihn für einen großen Mann halte.' Das alles wurde gut aufgenommen. — Auch die radikale Richtung, in der sich die Prinzessin so gern bewegt, habe ich zu bekämpfen gesucht, und sie war sehr erstaunt, als ich ihr einmal sagte, sie sei eben noch sehr jung und deswegen in ihren Reformbestrebungen stürmisch. Lebensfähiges erzeuge man nur langsam, doppelt langsam, wenn man dabei nicht Leben zerstören wolle. Das wurde dann lange ausgesponnen und sie stiller, ruhiger und endlich nachgiebig. Es ist ein Charme, mit ihr zu plaudern, sie vereint Geist und Gemüt und besitzt beides in hohem Grade."

An meine Frau.

Berlin, 18. 9. 66.

„Heute habe ich die Kabinettsordre erhalten, daß ich unter Entbindung von der Stelle als Chef des Generalstabs des 4. Armeecorps mit den Kompetenzen eines Brigadekommandeurs zu den Offizieren von der Armee

versetzt bin und mir meinen Aufenthaltsort wählen kann. Dann folgen gnädige Worte und endlich die Verleihung des Ordens Pour le mérite. Die Neuformationen sind noch nicht fertig, und bis dahin können wir auf Staatskosten im Lande herumbummeln. Blumenthal ist in genau derselben Lage wie ich.

Ich wäre gern gleich hinübergekommen, um mit Dir das Weitere zu besprechen, heute nachmittag aber kommt die Kronprinzeß, und wir müssen zum Empfang auf den Bahnhof, ebenso morgen früh für den Kronprinzen.

Es sind ganz unbestimmte Aussichten, und vielleicht bleiben wir den ganzen Winter in Potsdam."

Abend. Er war sehr heiter und zeigte uns ein neues Bild, das d
Begas hier von ihm macht; er will es dem Fürsten Pleß schenken.

Um $^1/_2$12 erschien die Kronprinzessin in großer Liebenswürdigkeit,
bestiegen die Wagen, um eine Landpartie zu machen. Der Herr mit d
Fond, das Kindermädchen mit dem Säugling Viktoria und ich rückwä
kutschierten wir in behaglichem Geplauder durch eine ganz prächtige
landschaft nach Petersdorf, aßen dort höchst mangelhaft zu Mittag und w
dann nach dem Zackelfall und wieder zurück. Den größten Teil der an
stündigen Promenade machte ich an der Seite der Kronprinzessin.

Sie sprach viel von dem Tode ihres Kindes, von der Erziehung des
Wilhelm und kam schließlich auf Hannover zu sprechen. Es wird ihr seh
dorthin zu gehen, aber sie hat sich schon darein gefunden. Von mir
gar nicht die Rede, und das ist mir recht.

Um 6 kamen wir heim, und um $7^1/_2$ erschien alles im Festgewande zu
Später ging ich mit Normann auf sein Zimmer, rauchte eine Zig
ließ die Welt an mir vorübergleiten. Nach brillanter Nacht warte ich
Dinge, die da kommen sollen."

An v. Holtzendorff.

Potsdam, 17.

„Die brennendste Frage, die in Erdmannsdorf ventiliert wurde, ist
die Herrschaften nach Hannover gehen. Daran wollen sie eine Menge V
dingungen knüpfen, fordern Instruktionen, um sie zu diskutieren und so
Da habe ich mich denn ganz bestimmt geäußert und erklärt — wie ich
mit Erfolg —: ‚Die Stelle sei bedingungslos anzunehmen; der Herr s
nur den wichtigen Posten verschaffen, die Grenzen seiner Wirksamkeit
dann ganz durch seine Leistungen bestimmt werden; vor allen Dingen mü
sich hüten, in der reinen Negation eine Handlung zu sehen; wer sich i
Zeit wie der jetzigen damit begnüge, in Erdmannsdorf Kinder zu wiegen,
nicht erwarten, daß man ihn für einen großen Mann halte.' Das alles
gut aufgenommen. — Auch die radikale Richtung, in der sich die Prinz
gern bewegt, habe ich zu bekämpfen gesucht, und sie war sehr erstaunt,
ihr einmal sagte, sie sei eb[illegible] sehr jung und [illegible]wegen in ihren R
bestrebungen stürmisch. Lebe[illegible]s erzeuge man [illegible]sam, doppelt la
wenn man dabei nicht Le[illegible]ören wolle[illegible]urde dann lang
gesponnen und sie stiller, [illegible] und endli[illegible]ig. Es ist ein G
mit ihr zu plaudern, sie [illegible]eist un[illegible]nd besitzt beides in
Grade."

An [illegible]

Berlin, 18.

„Heute [illegible]u, daß ich unter
von der S[illegible] des 4. Arm
Kompetenzen [illegible] den Offi

denn
amit
llen

ließ
cher

ver=
am=
iem
ine
ung
ten
egt
ich

on
66
ter
cht

71
en
ich
en.

nit
r=
h;
die
den

erte
mir

chen
. Ihr
. nicht

ersuchte
sen, ich
von den

Fünftes Kapitel

Im Kriegsministerium

Meine Unthätigkeit à la suite der Armee währte nicht lange; ich erhielt bald ausreichend zu thun, wenn auch nicht vor der Front.

Es hatte sich während des Feldzuges herausgestellt, daß das Militärökonomiedepartement im Kriegsministerium gänzlich ungenügend funktionierte. Mir wurde der Auftrag, vorläufig in Vertretung des beurlaubten Direktors diese Behörde in Ordnung zu bringen und den Ansprüchen moderner Kriegführung anzupassen. Der Wunsch des Kronprinzen, mich in der Nähe zu haben, einerseits, andrerseits meine Abneigung, in seinen persönlichen Dienst zu treten, hatten wohl dieses Kompromiß herbeigeführt. Wenn man mir aber die Fähigkeit zutraute, auf diesem schwierigen Gebiet reorganisierend und befruchtend zu wirken, so war auch ich nur entschlossen, die Erfahrungen des Krieges der Armee völlig nutzbar zu machen.

Die erste größere Aufgabe, die mir zu teil wurde, war die, eine neue Instruktion für das Etappenwesen im Kriege auszuarbeiten. Der Umstand, daß die zweite Armee ihre Operationslinien von hinten her durch schlesische Besatzungstruppen gedeckt und so den fechtenden Truppenkörper ungeschwächt erhalten hatte, hatte Aufsehen erregt, und man wünschte dies zum Grundsatz für die Armee zu machen.

Ich hatte nun von Napoleon I. gelernt, der seine Ersatztruppen auf den ganzen Etappenstraßen verteilte. Außerdem wurde die Einrichtung der österreichischen Armee in Erwägung gezogen, wonach das sogenannte schreibende Hauptquartier, das dem eigentlichen Hauptquartier immer auf einen Tagemarsch rückwärts folgt, die ganze rückwärtige Verbindung bearbeitet.

Mein Entwurf wurde angenommen, und die Instruktion bewährte sich 1870/71 recht gut.

Das ganze Feldlazarettwesen, Post, Eisenbahn und Telegraphie erhielten ihre Kriegsreglements im Anschluß an diese Etappenordnung. Ich muß aber bekennen, daß namentlich die Eisenbahnordnung später viel zu wünschen übrig ließ, wesentlich dadurch, daß sie nicht militärisch genug organisiert war.

Die größten Schwierigkeiten hatte ich mit der Verpflegung. Ich hatte das betreffende Reglement vollständig ausgearbeitet, aber es stockte und kam bei den

andern Ressorts nicht vom Fleck. Es war das ein sehr natürlicher Haken, denn ich nahm den Corpsintendanten die freie Beschaffung und verwies sie damit auf die Etappenintendanten, und das wollte sich natürlich niemand gefallen lassen.

Als aber 1870 der Krieg begann, ehe diese Frage erledigt war, da ließ ich mein Reglement als Vorschrift des Generalintendanten drucken, und solcher Gewalt war nicht mehr zu widerstreben.

Ich habe damals schon immer den Eindruck gehabt, daß Roon ein verbrauchter Mann war, dessen starkes Ruhebedürfnis nur künstlich durch Strammheit und Energie des Willens verdeckt wurde. Er war Neuerungen in seinem Ressort sehr schwer zugänglich, fast noch mehr wie der König. Um meine Thätigkeit kümmerte er sich kaum. Ich habe in den vier Jahren meiner Stellung nur zwei eigentlich dienstliche Gespräche mit ihm gehabt und traf sehr selten mal seine Korrektur in meinen Konzepten, die ihm zur Vollziehung vorgelegt wurden. So war meine Stellung im Kriegsministerium eine außerordentlich unabhängige.

Ich habe mehrfach versucht, ihn z. B. für Neuformation und Instruktion der Feld- und namentlich der Festungsartillerie nach den Erfahrungen von 1866 zu interessieren. Damals war weder vom Generalstab noch vom Kriegsminister richtige Vorsorge getroffen, und die paar kleinen Festungen hätten uns leicht ernstlich genieren können.

Roon gab mir überall recht, aber es geschah nichts. Wir hätten 1870/71 ganz anders, namentlich für den Festungskrieg gerüstet sein müssen, und hätten dann Unendliches erspart an Menschenleben und Kriegsmaterial, und namentlich die schrecklichen Reibereien und Treibereien in Versailles, die alles lahm legten. Genug davon.

Meine Thätigkeit war nicht angenehm, und viel Schreiberei war damit verbunden. Ich habe in der ersten Zeit Tage gehabt, wo ich bis zu 700 Unterschriften zu leisten hatte. Dieses mit Gewissenhaftigkeit zu thun, ist unmöglich; ich konnte erst anfangen zu verantworten, was ich unterschrieb, nachdem ich die Zahl unter 200 gebracht. Es wird in Preußen überall zu viel regiert und den unteren Instanzen nicht genug Verantwortung gelassen.

Immerhin hatte ich viele Gelegenheit zu schaffen, und darum interessierte mich mein Posten außerordentlich. Es war aber unvermeidlich, daß ich mir dabei eine Menge Zorn von unten her zuzog.

Eine Anekdote will ich erzählen:

Eine der Erfahrungen des Krieges hatte die Notwendigkeit von Untersachen für die Truppen ergeben. Roon sagte mir gelegentlich: „Das schlägt in Ihr Ressort; versuchen Sie, dem König Unterhosen abzudrücken, ich darf ihm nicht wieder damit kommen; er hat sich's ein für allemal verbeten."

Bei Gelegenheit einer Vorstellung von Leuten mit neuem Gepäck versuchte ich mein Heil. Der König erwies sich als lebhafter Gegner der Unterhosen, ich verteidigte meine Sache vergeblich. Dann trat der König an die zwölf von den

Garde-Infanterieregimentern gestellten Leute heran und besichtigte genau das Gepäck und den Sitz der Kleider. Nun fragte er den ersten: „Hast du Unterhosen an?“ — „Zu Befehl, Euer Majestät.“ — „Woher hast du sie?“ — „Die habe ich mir gekauft.“ — Der zweite trug sie und hatte sie von der Compagnie geschenkt bekommen, der dritte ebenso, und so ging es weiter. Alle zwölf trugen welche.

Da sagte der König mit Fassung: „Ich habe mein Leben lang Unterhosen für überflüssig gehalten. Ich sehe wohl, daß das jetzt anders ist. Ich habe nichts mehr gegen die Einführung.“

Gleich im Beginn meiner kriegsministeriellen Thätigkeit wurde ich aus dieser heraus in die rein politische Sphäre gezogen, und zwar zum Zweck des Abschlusses der Militärkonvention mit Sachsen für den Uebergang der sächsischen Truppen in den Verband des Norddeutschen Bundes. Ein erster Entwurf, den General v. Podbielski mit dem sächsischen Kriegsminister v. Fabrice vereinbart hatte, war von Bismarck verworfen worden. Ich bekam den Auftrag, von neuem zu verhandeln.

Der Kanzler war krank; das Auswärtige Amt verweigerte mir die Vorgänge, die ich zu meiner Instruktion erbat, und als ich meinen Minister um leitende Gesichtspunkte bat, lachte dieser mich aus: „Glauben Sie denn, daß der Kanzler mich informiert? Ich weiß nicht, was Podbielski verfehlt hat, und weiß nicht, was geändert werden soll, ich kann Ihnen nicht helfen.“

Mir blieb nichts übrig, als selbständig mit Fabrice in die Verhandlungen einzutreten, und wir beide gaben uns redliche Mühe, unsern An- und Absichten gegenseitig Geltung zu verschaffen. Schließlich kam ein Vertrag zu stande, den ich für ganz zweckentsprechend hielt, der jedenfalls aber die absolute Grenze der Konzessionen bedeutete, auf die sich Sachsen einließ.

Ich übergab das Schriftstück an Savigny, Bismarcks Vertreter, der mir zu dem guten Resultat gratulierte und mir versprach, mich baldigst wissen zu lassen, was sein Chef darüber dächte.

Nach einigen Tagen ließ mich Bismarck kommen. Er hatte bisher in mir einen Mann gesehen, der offen seinem hohen Geiste und seiner rastlosen Energie huldigte; und solange ich für ihn, in seinem Streben nach Einverständnis mit dem Kronprinzen, eine gewisse Bedeutung besaß, hatte ich mich seiner größten Höflichkeit stets zu rühmen. Jetzt war ich für ihn nur ein beliebiger Hilfsarbeiter, und das mußte ich spüren.

Er ließ mich sitzen und nahm mit mir meine Arbeit durch, wie der Schullehrer das Opus eines dummen und widerspenstigen Zöglings. Es blieb kein gutes Haar daran. Er überschüttete mich mit der ganzen Fülle seines Zornes, mit den spitzesten Pfeilen seines Spottes, von den unnahbaren Höhen seiner Ueberlegenheit, und demonstrierte, daß ich König und Vaterland und das zukünftige Reich und den Kaiser schwer geschädigt habe.

Jeder Einwand wurde kurz abgeschnitten; mir blieb nichts übrig, als zu schweigen und abzugehen.

Kurze Zeit darauf wurde mir derselbe Vertrag — nur stilistisch an einigen Stellen abgeändert — aus dem Auswärtigen Amt durch Savigny wieder zugestellt, mit dem Ersuchen, die beiderseitige Vollziehung zu veranlassen.

Für mich ergab sich daraus die Frage, welchen Zweck die geschilderte Scene gehabt habe; aber auch die Lehre, daß mir Aehnliches nie wieder passieren dürfe. Und danach habe ich fortan gehandelt.

Auch Bismarck hat die Sache nie vergessen. Er liebte es stets, seinen Mitarbeitern Beweise seiner Gewalt zu geben. Ihre Verdienste waren immer die seinigen; passierte aber ein Malheur, so war der Untergebene der allein Schuldige, selbst wenn er nur auf bestimmten Befehl gehandelt hatte. Als später der sächsische Vertrag in der Oeffentlichkeit vielfach angegriffen wurde, sagte er, dieser Vertrag sei ihm erst nach der Vollziehung bekannt geworden.

In seinem Werke: „Unser Reichskanzler“ schreibt M. Busch, von seinem Helden inspiriert, Bismarck habe den Unterhändlern kategorisch erklärt, die Kriegsherrlichkeit des Königs von Sachsen müsse völlig aufhören; die sächsischen Truppen sollten dem König von Preußen den Fahneneid leisten; Sachsen müsse unschädlich gemacht werden, um nicht im Falle eines Krieges Preußen Schwierigkeiten zu bereiten. Busch fährt fort:

„Dabei scheint er geblieben zu sein; denn als Savigny und Stosch mit Sachsen einen Friedensvertrag abgeschlossen hatten, in welchem von Einverleibung der sächsischen Truppen in die preußische Armee nicht die Rede war, mißbilligte der Graf Bismarck, der inzwischen in Putbus schwer krank gelegen hatte und von den Unterhandlungen nicht unterrichtet worden war, damals dieses Resultat derselben, mit dem er sich erst nach der Wiederherstellung des Reiches und der militärischen Beziehungen zu den süddeutschen Staaten ausgesöhnt hat.“

Ich gebe einige Korrespondenzen aus dieser Periode.

An Gustav Freytag.

Potsdam, 6. 9. 66.

„Ich ersehe aus den Grenzboten, daß Sie wieder ein Lasttier Ihres Berufes, Redakteur geworden sind. Jeder Beruf hat seine schweren Seiten, ich denke aber, der ernste Kampf, in den Sie wieder getreten, kann nur wohlthuend auf Ihren Geist einwirken, und die späteren Mußearbeiten werden den Stempel dieser Zeiten nicht verkennen lassen.

Als ich mir klar machte, daß Sie momentan wieder als Journalist eine Art Tageslitteratur treiben, überfiel mich eine gewisse Angst, ob ich Ihnen weiter so offenherzig schreiben dürfe. Aber ich vertraue Ihrer Diskretion vollkommen und denke, daß meine Mitteilungen dazu beitragen werden, Ihre Erkenntnis der Zeitfragen zu vertiefen, und so ganz indirekt einwirken werden.

Wie die sächsischen Verhandlungen abgeschlossen werden, bin ich sehr gespannt. Ich war selbst einige Tage in Dresden, habe dort mit dem Generalgouvernement verhandelt und die Befestigungen gesehen. Der alte Schack ist zu alt und zu devot für seinen Posten; er will vermitteln und sucht Stützen in den

dortigen Hofkreisen, anstatt scharf anzupacken. Er war sehr erstaunt, als ich ihm aussprach, daß das falsch sei. — Der Zivilkommissar v. Wurmb zeigte sich entschieden viel brauchbarer, doch auch er fordert Instruktionen, statt mit eignen Gedanken ein treibendes Rad zu werden.

Der junge Herr kommt morgen früh aus Erdmannsdorf in Berlin an. Er hat sich wieder, wohl auf Einfluß der Gattin, in das Lager der Mißvergnügten und von der Politik zurückgezogen. Ich halte solche Negation für einen kapitalen Fehler und werde mal sehen, welche Kombination dahinter steckt."

*

Berlin, Schöneberger Ufer 12, 4. 10. 66.

„Ich bin also ins Ministerium berufen und habe die genannte Wohnung bezogen.

In betreff Ihrer Wünsche für Sachsen habe ich geeigneten Ortes das mögliche gethan und, ich denke, erreicht. Der Frieden hat, trotz aller gegenteiligen Gerüchte, noch sehr gute Wege, und in den Bestimmungen der Militärkonvention wird Fabrice nicht erreichen, was er hofft und denkt; mehr kann ich nicht sagen.

Ich komme endlich wieder in eine geordnete Häuslichkeit."

*

Berlin, 29. 10. 66.

„Anbei übersende ich Ihnen die Fortsetzung der begonnenen Arbeit; die Sache wird länger als ich dachte, aber da Sie die Aufsätze brauchbar finden (ich bedanke mich schön für das gnädige Urteil), so hoffe ich, Sie lassen sich die Fortsetzung gefallen. Jetzt kommt noch ‚Der Feldzug des Königs', dann ‚Die Mainarmee' und ein Schlußartikel über unsre militärische Zukunft.

Nun aber sorgen Sie für einen Redakteur, Ihre Zeit ist zu kostbar, um sich an solch ein Geschäft zu fesseln.

Der Frieden mit Sachsen, dessen loddrige Abfassung mir geschäftlich schon viel Sorge macht, muß Sie ärgern, das gebe ich zu. Vergessen Sie nicht, daß er einen sehr schwierigen Kompromiß bedeutet. Die Königin Augusta ist sächsische Prinzessin und will sich nicht deklassieren lassen; sie und die Königin-Witwe haben sich bemüht, Bismarcks Forderungen überall die Spitze abzubrechen. Da der König nicht direkt nachgeben wollte, hat man die Entscheidung mindestens vorbehalten.

Wenn der Kronprinz aus Petersburg zurückkommt, werde ich ihm Ihre Ansicht mitteilen; er muß in dem kleinen Krieg, der sich innerhalb der königlichen Familie abspielt, Partei ergreifen.

Ich wäre sehr gern mit nach Petersburg gegangen, konnte es aber nicht erreichen, zumal ich in meiner neuen Stellung zu sehr in Anspruch genommen bin. Es tauchen immer neue Dinge vor mir auf, die mein Interesse an-

spornen, darunter selbst große Organisationen; aber ich kann nur langsam darauf rechnen, Neues zu schaffen. Das Alte hat zu viel Widerstandskraft."

*

Berlin, 18. 11. 66.

„Ich muß machen, daß ich mit den Privatarbeiten fertig werde, meine beruflichen fangen an, mich sehr in Anspruch zu nehmen.

Neues giebt es hier so lange nicht, als Bismarck abwesend bleibt. Er ist ganz zufrieden mit sich, aber Rotspon und Zigarren schmecken ihm noch nicht hinreichend, um sich wirklich wohl zu fühlen.

Die Budgetverhandlungen, fürchte ich, werden sehr bunt werden; die Anträge des Kriegsministeriums bieten so viel schwache Seiten, daß es mich reizen würde, sie zu Fall zu bringen.

Der König von Sachsen hat sich angesagt, aber man will sein Kommen gern verzögern, bis die militärischen Arrangements in Sachsen erledigt sind und Bismarck hier ist."

*

Berlin, 24. 11. 66.

„Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihre Sendung; ich war noch nicht im stande, Ihr Buch zu lesen, aber schon die Widmung machte es uns unendlich wertvoll.

Was nun Ihren Wunsch für den jungen Königer betrifft, so sehe ich dessen Erfüllung nicht ab. Vor allem sage ich Ihnen das eine: daß wir im Kriege durch den Tod infolge von Wunden und Cholera mindestens 800 verheiratete Offiziere verloren haben, die zum allergrößten Teil ihre Familien in beschränkten Vermögensverhältnissen hinterlassen; ihnen gilt unsre vornehmste Sorge, und Sie können nicht erwarten, daß der Fremde besser behandelt werden soll wie der Sohn des Landes.

Gegen die sächsischen Minengänge habe ich vor einigen Tagen durch Extrahierung einer sehr entschiedenen Allerhöchsten Willensmeinung eine bedeutende Contremine veranlaßt, und ich denke, sie muß sich nächstens in Dresden geltend machen. Der Kronprinz wirkt auch hier sehr vorteilhaft. Ich habe dem Herrn die Abschrift Ihres letzten Briefes durch Normann in die Hand geben lassen. Er erklärte Ihren Standpunkt für durchaus richtig; er lobt den Kronprinzen von Sachsen ganz außerordentlich und sagt, daß er erstaunt gewesen sei, mit welcher Klarheit und Sicherheit dieser über die heutige Situation, zumal über die Lage Oesterreichs gesprochen habe."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 25. 12. 66.

„Je länger ich in meinem neuen Amte bin, desto größer werden die Anforderungen, die es an mich stellt. Mit meinem Minister wird es anscheinend gut gehen, vorläufig ist er aber noch so leidend, daß er sich nicht viel um die Geschäfte kümmert; er fürchtet, keinen Winter im Norden verleben zu können

Meine Geheimräte arbeiten ganz munter, und ich hoffe, man fühlt überall, daß eine treibende Kraft dahinter steht; ich denke, mit Konsequenz, wenn auch nur langsam, das gesteckte Ziel zu erreichen. Gersdorff sagte mir neulich, mein ganzer Ehrgeiz sei ‚Macht‘. Das kann wahr sein, aber dann kann ich versichern, daß mein Ehrgeiz hier noch nicht befriedigt ist, die Zukunft muß weiter lehren.

Mit dem Kronprinzen kam ich häufiger in Berührung, da er Präses einer Kommission ist, der auch ich angehörte. Er ist immer der liebenswürdige Herr, und mich amüsiert ordentlich, mit welchem Nachdruck man meinen Verkehr mit ihm überwacht. Aber daß auch die Kronprinzessin immer voller Gnade für mich ist, das wird mir ganz übel gedeutet, und die Folge davon ist, daß ich von der königlichen Tafel vollständig ausgeschlossen bin. Der König selbst ist mir ungemein gnädig wie stets, aber der Hof will mir zeigen, was er von mir denkt. Demnächst werde ich auch mit der Königin in Berührung kommen, da sie Protektorin des gesamten Lazarettwesens wurde. Ich bin sehr gespannt auf die hohe Frau, über die man so verschiedene Urteile hört.

Normann ist, seit er Kammerherr wurde, mit Arbeiten außerordentlich überlastet, übrigens aber das Faktotum des ganzen Hauses. Neben ihm steht Friedberg entschieden am höchsten in der Gunst des Herrn; er scheint das Vorzimmer kaum zu verlassen. Stockmar habe ich vor einigen Tagen besucht; die Konversation hat sich mit Mühe eine halbe Stunde hingeschleppt, Du kennst ihn ja."

An Gustav Freytag.

Berlin, 26. 12. 66.

„Die Kronprinzessin hat mit großer Genugthuung von den Artikeln der Grenzboten und von dem Weihrauch, den diese dem Gatten streuen, gesprochen. Sie wünscht sich nun, daß diese Artikel mit einem kürzlich erschienenen Buche von v. Winterfeld durcheinandergearbeitet und ins Englische übersetzt werden. Ich soll das besorgen; ahnt sie denn, daß ich jene Aufsätze schrieb?

Die Verhandlungen in betreff des Norddeutschen Bundes sind noch im Anfangsstadium. Gehen die Fürsten nicht auf diese ihnen lästigen Militärbestimmungen ein, so wird der König böse und den radikaleren Ansichten zugänglich. Sind die Herren willfährig, so ordnen sich die äußeren Machtverhältnisse rasch, aber die kleinmachende Kleinstaaterei gewinnt wieder neue Basis.

Bei der Anwesenheit des Königs von Sachsen hat man sich gemeinsam ganz auf den Standpunkt des freundschaftlichen Verkehrs gestellt.

Nun melde ich Ihnen noch, daß Ihr „Großer Unbekannter" mit vielem Dank die übersandte Honorarsumme erhalten und sofort zu einem Weihnachtsgeschenk für seine fleißige Gattin verwandt hat.

Nun aber adieu; wir wünschen Ihnen und Ihrem Hause ein gutes Fest und glückliches neues Jahr; möge das letztere uns wieder Gelegenheit geben, Ihnen neue Lorbeerkränze zu winden."

An Frau von Rosenstiel.

Berlin, 2. 2. 67.

„Leider bin ich jetzt derart in Anspruch genommen, daß meine Gedanken unaufhaltsam in den Geschäften leben; selbst in den Träumen verlassen sie mich nicht. Der Schlaf ist dabei natürlich nicht viel wert. — Ich habe eine Thätigkeit kennen gelernt, die, für meinen Kopf wenigstens, die anstrengendste der Welt ist: ich habe diplomatische Kämpfe zu führen. Den Sachsen soll ihre neue militärische Existenz mit der positiven Unterordnung unter unsern König aufgeredet werden. Stundenlang streite ich mit ihnen herum, jedes hin und her gesprochene Wort abwägend, bewertend, zu neuen Schlüssen fruchtbar machend. Habe ich solche Sitzung am Abend, so brummt mir der ganze Kopf. Alles in und an mir ist müde, aber ebenso aufgeregt, und mit dem Schlaf ist's vorbei. Ich habe noch nie so voll gelebt wie jetzt, außer im Kriege, die Gegenwart nimmt mich ganz in Anspruch, und ich bin dauernd im Geschirr."

An Gustav Freytag.

Berlin, 18. 2 67.

„Ehe ich Sie nun hier an Ort und Stelle begrüße, will ich Ihnen noch sagen, daß ich Ihnen gern Wohnung besorgen würde, wenn ich so recht wüßte, was Sie bedürfen und wünschen. Ich bin sonst der Ansicht, daß in solchen Dingen der Mensch sich leichter nach der Decke streckt, wenn er sie sich selbst geschaffen, im entgegengesetzten Falle aber räsonniert; für Sie aber hätte ich es versucht. Sie werden hier in meiner Nähe alles finden. Ein so berühmter Mann muß schon ein paar Thaler mehr geben, kann es aber auch.

Ich bin sehr gespannt auf das Parlament. Welch wunderbare Resultate hat doch das allgemeine Stimmrecht hervorgezaubert. Im Ministerium war man ebenso unsicher über die Wahlen, wie man im liberalen Publikum sicher zu sein glaubte. Auch die hier versammelten Minister der andern Potentaten waren auf eine demokratische Versammlung gefaßt, und deshalb wurde man so bald über die Annahme des Verfassungsentwurfs schlüssig. Man einigte sich, um in geschlossener Phalanx Front machen zu können, zum Schutz der durch die Demokratie bedrohten Souveränität.

Mein kurzer Verkehr mit den Diplomaten und Ministern war sehr lehrreich. Gern hätte ich noch ein bißchen länger mit ihnen gewirtschaftet, aber es ging nicht, denn in meinem Ministerium entstanden hierüber Ressortkonflikte, und es schlug nicht in mein Departement. Den Minister hatte ich auf meiner Seite, aber es nahm mir zu viel Zeit und Kräfte weg, und das darf man sich nicht zumuten lassen, solange man noch den Ehrgeiz hat, mal selbständig aufzutreten.

Daß Freund Holtzendorff durchgefallen ist, hat mich ungemein schmerzlich berührt; er hatte gewiß alle seine Gedanken mit dieser Zukunft in reges Leben versetzt.

Meine Konvention mit Sachsen beurteilen Sie gnädig. Die vielen Eidesformulare sind sehr gegen meinen Geschmack. Gern auch hätte ich bessere Verbindungen zwischen den beiden Offiziercorps hineingebracht, aber da fand ich

den größten Widerstand und auf meiner Seite die geringste Unterstützung. Durch die vielen Neuformationen in unsrer Armee wird unser Offiziercorps schon so verlängert, und wird es noch mehr durch die Assimilierung mit den ganz kleinen Kontingenten, so daß man sich scheuen mußte, noch ein ganzes Armeecorps zu verschlucken. Das Offiziercorps ist die Stütze für den Bestand der Armee, und wenn Sie auch politisch auf unsre Junker und den armen Adel schimpfen, so liefert dieser doch die bravsten Jungen und brillante Offiziere."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 22. 4. 67.

„Herzlichen Dank für Deine Glückwünsche. Ich kann sie gebrauchen, denn das Jahr läßt sich mindestens ebenso verhängnisvoll an wie das vergangene, und der bevorstehende Krieg dürfte schwerer werden als der letzte. Die Franzosen sind Thoren genug, den Krieg zu wollen, und der Kaiser spielt großes Spiel, weil er sieht, daß er nicht anders kann. Bald genug wird man dort von den Absichten auf Handlungen kommen, und dann ist eine gewaltsame Abkühlung nötig.

Meine Geschäfte werden durch die Kriegsaussichten zugespitzt und gestalten sich oft äußerst pikant. Heut abend bin ich bei Prinz Friedrich Karl und werde wohl Pläne mit anhören und beraten.

Neulich war ich zum Diner bei den jungen Herrschaften mit Freytag zusammen. Auch Roggenbach war da, aber sonst noch eine Unmasse von Menschen, die nur zersplitternd wirken. Dieses Denken für den Moment, das den Fürsten zur gesellschaftlichen Pflicht wird, kräftigt den Geist nicht und hindert jede schärfere Konzentration des Gedankenganges."

An Gustav Freytag.

Berlin, 24. 4. 67.

„Sie wünschen sich einen Artikel über die möglichen kriegerischen Operationen, mit besonderem Hinweis darauf, wie die französische Flotte wirken kann. Ich will mir die Sache überlegen. Keinenfalls darf ich den meiner Ansicht nach besten Kriegsplan darlegen, denn ich bin den leitenden Kreisen zu nah, um nicht zu wissen, was wirklich eintritt, und darüber habe ich zu schweigen. Ich würde also einen Plan fingieren und nur den Hauptzweck im Auge behalten, nämlich die Beruhigung vor der Gefährdung unsrer Küsten. Solche Beruhigung ist erwünscht, denn sie mehrt unsre Kraft und die Ueberzeugung, daß wir den Krieg bald brauchen. Es scheint stark, daß wir langsam hineintreiben. Die Franzosen sind schon so weit, daß sie gern zurück möchten; das läßt ihre Eitelkeit aber nicht zu, wenn wir nicht Luxemburg räumen, und das können wir nicht, ohne unsre Stellung zu opfern.

Der junge Herr will mir wieder den früheren zweiten Posten unter Blumenthal anweisen, aber dazu habe ich keine Lust. Ich trenne mich freilich sehr ungern vom Kronprinzen und bin beinah der Ansicht, daß auch er sich schadet, wenn er sich von mir trennt.

Wie schade, daß die Zeit Ihrer parlamentarischen Thätigkeit hier vorüber ist; ich hoffe, Sie kommen wieder. Mag die Zeit Krieg oder Frieden bringen, jedenfalls bringt sie Aufgaben, des edlen Mannes würdig, also stellen Sie sich wieder auf die Mensur."

*

Berlin, 6. 5. 67.

„Zunächst muß ich Ihnen unser innigstes Beileid bezeugen zu dem harten Schicksal, das Sie in Ihrer Familie betrifft. Trost kann ich Ihnen dafür nicht spenden, den Verlust, den der Tod unsern Seelen auferlegt, kann der Mensch nur in sich und nur durch die Zeit verarbeiten. Grübeln hilft da nichts, man hat nur still zu halten.

Aber gerade dieses ohnmächtige Ertragenmüssen ist die härteste Aufgabe, die das Leben stellt.

Anbei übersende ich Ihnen einen Trost bei der Gefahr unsrer Küsten in einem Kriege mit Frankreich. Es ist etwas kurz ausgefallen, weil ich durch meine dienstlichen Verhältnisse zu vertraut mit den Dingen bin, um Spezielles geben zu können. Deswegen spreche ich auch gar nicht von den eventuellen Operationen der Landarmee. Ich arbeite viel zu viel darin, um fingieren zu können, und das Richtige darf ich nicht sagen.

Für meine persönliche Stellung im Falle eines Krieges ist noch eine neue Möglichkeit dazu gekommen, man will mich zum Armee-Intendanten machen. Man sagt mir, daß bei der großartigen Truppenansammlung es eines kräftigen und gewandten Generals für diesen Posten bedarf. Da ich nun jetzt in der Stufe stehe und gerade dieses Ressort bearbeite, so ist es nicht zu verwundern, wenn man mich darin belassen will, aber mir ist der Gedanke gräßlich. Nur der Kronprinz könnte mich davor retten, wenn er mich energisch für die erste Stelle forderte; in die zweite gehe ich nicht, und zu Friedrich Karl auch nicht.

Uebrigens wollen die Franzosen nur Zeit gewinnen, das ist der Grund des Kongresses; diese Frist ist für Napoleon mehr wert wie für uns, aber auch wir müssen sie gehörig nutzen. Keinenfalls dürfen wir jetzt den Krieg beginnen, wir brauchen für unsre inneren Verhältnisse augenblicklich die öffentliche Meinung voll.

Von Bismarcks Kriegslust zu sprechen ist falsch. Er wird den Krieg fest fassen, wenn er unvermeidlich, aber er wird ihn gern vermeiden, wenn es unsre Machtstellung irgend zuläßt. Der König der Belgier war neulich zwei Stunden bei ihm und sagte gleich nachher zum Kronprinzen: ‚Ich habe nicht herausbekommen können, was er will.' — Andern Tags war er ebenso lange beim König und schrieb an den Kronprinzen: ‚Hallelujah, der Friede ist gesichert!' — Was denken Sie von diesen Aeußerungen?"

*

Berlin, 19. 5. 67.

„Bei Ihrer Frage wegen der militärischen Verhältnisse der Hansestädte komme ich darauf, daß der einzige, den ich darüber konsultieren könnte, Geffcken

ist, der große Diplomat mit dem kleinen Gesichtskreis. Ich kann mich aber nicht entschließen, wieder mit ihm anzuknüpfen; was soll man mit einem Menschen machen, der nicht mal einen gesunden Schlaf hat! — Mein guter Normann fängt zwar auch an sehr schlecht zu schlafen, aber wenigstens ist sein Kopf gesund.

Morgen gehen die Herrschaften nun richtig alle beide nach Paris, trotz aller Gegenreden. Sie werden im preußischen Gesandtschaftshotel wohnen und förmlich Hof halten. Das ist anständig und gewährt den Vorteil, daß es sehr teuer ist und darum kurz sein muß. Normann redete mir zu, nachher mit ihm hinzugehen, es ist mir aber zu teuer; ich muß meinen Jungen equipieren und beritten machen, da brauche ich immenses Geld.

In der Luxemburger Sache bin ich ganz zufrieden, daß die Krisis aufgeschoben ist, denn jetzt wäre mir nach Lage der Akten der Intendant sicher. Bis zum Herbst werde ich die militärische Verwendung sicher zu stellen suchen. — Heut esse ich bei Prinz Friedrich Karl im ganz kleinen Kreise; der Kronprinz lädt trotz aller Freundschaft nur zu Routs ein. Doch das macht mich noch nicht abtrünnig.

* * *

Berlin fing seit 1866 an, eine neue Stadt zu werden, von höherem Inhalt und weiterem Ehrgeiz, als in den Zeiten unsrer jungen Ehe; auch meine Stellung war eine andre geworden, und so gestaltete sich unser häusliches Leben weit freier und umfassender wie damals.

In unsern Verkehrskreis traten naturgemäß eine Reihe militärischer Elemente. Ich nenne unter ihnen zuerst den General v. Gersdorff, der bei Sedan fiel; die beiden Brüder Gericke, alte Regimentskameraden aus Koblenz, von denen der eine, mein Kollege im Kriegsministerium, General wurde; dann wieder Verdy, an dessen reichen Talenten, verbunden mit der Leichtigkeit, diese zur Geltung zu bringen, wir dauernd unsre Freude hatten.

Der Mann meiner Schwester Therese, Geheimrat Peterson, stand bei der Oberrechnungskammer in Potsdam. Er führte uns in die Familie seiner nächsten Freunde, mit denen wir bald vertraut wurden. Es war das Haus des Geheimrats Bendemann.

Verwandtschaftliche Beziehungen verbanden uns mit dem Unterstaatssekretär Eck und dem Obertribunalrat Frech; der Abgeordnete v. Benda war mit Bendemann verschwägert, der General v. Etzel und der später während des Kulturkampfes vielgenannte Unterstaatssekretär v. Gruner gehörten demselben Kreis an. Ich fand dort nach den Anstrengungen meiner dienstlichen Thätigkeit ruhige Erholung bei einer Partie L'hombre oder Whist, und das war das, was ich brauchte.

Eine sehr angenehme Unterbrechung meiner Bureauarbeit gewährten mir auch die Dienstreisen zur Besichtigung der Garnisonsanstalten. Ich schrieb an meine Frau nach Karlsbad:

Berlin, 4. 6. 67.

„Gestern mußte ich eine Landpartie mit Jacobis machen: 18 Personen, alle Jacobis, Mutter, Schwester, Tante, Bruder, Neffe und Kinder, in einem Wagen. Es ging auf der Potsdamer Chaussee nach Zehlendorf, und dann eine Stunde lang durch heillosen Sand in langsamem Schritt nach einem ganz hübsch im Walde gelegenen See mit obligater Kneipe. Die Fahrt in der kolossalen Hitze, hübsch zusammengepackt, die Beine scharf gebogen, war eine kleine Pönitenz. Dann trank man Kaffee und fuhr auf dem See. Da mir der Wagen noch in Erinnerung war, separierte ich mich mit meinen beiden Kindern und nahm einen kleinen Kahn. Wir steuerten in die hohe See, und Du hättest Deine Freude daran gehabt, wie rasch Ulrich das Ruder zu hantieren lernte. Er war ganz glücklich, als er das Boot endlich vorwärts brachte; Luischen gab die rauhe Arbeit rasch auf. Dann habe ich im Schweiße meines Angesichts, aber mit großem Vergnügen, uns auf dem See herumgetummelt, und wir haben gemeinsam beschlossen, die Wasserfahrt zu wiederholen, sobald Du wieder hier bist.

Als wir ans Land kamen, zog ein gewaltiges Gewitter herauf, und unter Donner, Blitz und Hagel tafelten wir mit Aal, Kalbsbraten und Bowle. Dann schöne Nachhausefahrt bei prächtiger Luft, und um 1/212 Uhr Feierabend.

Heut hatte ich um zehn Uhr Vortrag beim König. Der alte Herr war sehr frisch, und ich hoffe, er übersteht die heutige Reise nach Paris gut. Der Kronprinz wird den König noch in Paris erwarten.

Ich bin durch Kommissionssitzungen bis jetzt verhindert gewesen, zu reisen, und will nun am zweiten Feiertag von hier direkt nach Bromberg gehen, wohin Hann mich eingeladen hat. Meine Reise wird dann circa 14 Tage dauern und Therese Dich hier erwarten, um Dir das Haus zu übergeben."

*

Thorn, 23. 6. 67.

„Schon längst wollte ich Dich in Berlin begrüßen, aber meine Zeit ist vollständig in Anspruch genommen. Ich habe viel zu sehen und viel zu schreiben, und ich fürchte, die Herren, die ich inspizierte, werden nicht immer sehr glücklich sein über meine Berichte. Aber es hilft nichts, und die Armee soll den Vorteil davon haben.

In Frankfurt besichtigte ich bei schauderhaftem Wetter, es regnete unaufhaltsam. Als ich fertig war, fuhr ich zu den alten Wussows; er ist sehr alt geworden, und es machte mir einen schmerzlichen Eindruck, ihn, der immer den geistig Starken spielte, so auf dem Niedergang zu sehen. Beide grüßen Dich herzlichst. Als ich fort ging, kam er mir nach und erklärte, wir seien so alte Freunde, daß wir uns Du nennen müßten. Umarmungen und Küsse. Unsre Brüderschaft wird so bald nicht zur Geltung kommen.

Dann aß ich bei den jungen Hanns, der dort Divisionsadjutant ist, zu Mittag. 5 Personen, sehr nett.

Abends mit der Bahn nach Podelzig, von wo mich Rosenstiel gen Gorgast abholte. Bis spät geplaudert, spät zu Bett gegangen, sehr schwer aufgestanden

und eiligst nach Küstrin gefahren; hier Karl Troschel schlecht gemacht, überhaupt sehr viel Schlechtes gesehen. Gegen 3 Uhr wieder zurück zum Diner. Dann fuhren wir über die Felder, und ich ließ mir Unterricht geben in der Beurteilung der Körnerfrüchte.

Am andern Morgen ging's nach Bromberg; Hann war zur Inspizierung abwesend; ich besuchte die Frau, fand sehr herzlichen Empfang und erzählte so lebhaft, daß die alte Mutter, die ich bei Besichtigung der sehr schönen Wohnung zwei Zimmer davon bei geschlossenen Thüren traf, jedes Wort verstanden hatte. Abends kam Krosek, der dort ein Bataillon hat. Er und seine Frau schwärmen in Magdeburger Erinnerungen.

Inowrazlaw ist das niederträchtigste Nest, was ich je gesehen, und doch gab es ganz nette Leute dort. Die Besichtigung war kurz, und ich begab mich nach Thorn. Im offenen Wagen durch das Land fahrend, hatte ich mein Vergnügen an der frischen Luft und den grünen Feldern, trotz der ungeheuren Einförmigkeit der Gegend. Dieser Teil Polens ist lange nicht so polnisch, aber ebenso jüdisch wie Posen.

Hier an der Weichsel ist die Gegend sehr viel freundlicher; es giebt sehr hübsche Blicke und eine Menge alter Architektur aus der Ordenszeit.

Morgen früh will ich nach Bromberg zurück, Gericke erwarten und der Inspizierung des Kronprinzen beiwohnen. Den Abend geht es dann nach Graudenz."

*

Danzig, 26. 6. 67.

„Mein Bein hält ganz gut aus, und je mehr ich ihm zutraue, desto mehr leistet es, und die Wunde ist kleiner geworden. Von meiner Reise kann ich Dir sagen, daß sie teurer wird, als ich ahnte; ich mache die Erfahrung, daß ein General höhere Preise bekommt als ein andrer irdischer Mensch.

Am Montag also bin ich zur Besichtigung nach Bromberg gegangen. Der Kronprinz ritt gleich beim Ankommen zunächst auf mich zu und gab mir die Hand; auch im Laufe des Tages war er außerordentlich herzlich und gnädig.

Hann gab dem Herrn ein Diner zu fünf Thalern das Couvert ohne Wein: das gesamte Fleisch mit Suppe sowie Forelle und Zander hatten haut goût. Er war sehr böse, im übrigen aber wahrhaft freundschaftlich."

*

Königsberg, 2. 7. 67.

„Ich sitze seit $3^1/_2$ Stunden am Schreibtisch und habe meine offiziellen Reisenotizen niedergeschrieben. Die Herren in Berlin werden sich wundern, aber wenn ich nicht scharf bin, so bleibt alles bei der alten Bummelei.

Gericke wird Dir von unsrer Reise bisher erzählt haben. Ich habe von den letzten Tagen nur den Eindruck, daß es eisig kalt ist. Man lebt hier doch nur halb, und wer im Winter keinen sehr harmonischen Verkehr hat, für den muß es die wahre Hölle sein."

*

Königsberg, 3. 7. 67.

„Heut haben wir nun die große Parade gehabt, der ich auf unabweisliches Zureden von Falckenstein zur Erinnerung an den vorjährigen Schlachttag beiwohnte. Erst hatten wir Feldgottesdienst, dann Parade, bei der die Infanterie im Trab, Kavallerie und Artillerie im langen Galopp defilierten. Falckenstein selbst bewegte sich nur in der Carriere, und sein Gaul ging ihm einmal weit durch. Ich glaube nicht, daß irgendwo Aehnliches produziert worden ist. Man sah, daß er voller Frische und Kraft war und Freude an seinem Beruf hatte. Alle Welt jubelte ihm zu.

Dabei sind wir durch und durch naß geworden, und mein Rock (Gott sei Dank nicht der gestickte, den ich gar nicht mit habe), hängt am Ofen, damit ich ihn zum Diner wieder anziehen kann. Dann Feuerwerk und Zapfenstreich."

*

Swinemünde, 12. 7. 67.

„Ich bin nach mordsmäßig schlechter Ueberfahrt, bei der ich sehr zufrieden war, Dich nicht bei mir zu haben, durch und durch naß hier angekommen, und scheußliches Wetter begleitete mich hierher. Dann klärte der Himmel sich auf, und heut ist es wunderschön. Der Kronprinz war hier, und ich meldete mich bei ihm. Er lud mich nach Misdroy ein, und so komme ich vor morgen abend nicht weg."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 17. 7. 67.

„Die Tage bei den Herrschaften waren sehr angenehm; wir aßen allein und blieben natürlich in dauernder Berührung. Sehr hübsch war eine Fahrt mit drei Kriegsschiffen in die See mit Exercitien. Das war mir ganz neu, und die Seeluft bei klarem Sonnenschein erfreute Leib und Seele.

In betreff der Politik will ich nur erzählen, daß Napoleon einen Krieg mit uns fürchtet, in dem vollen Bewußtsein, daß damit der Kampf um seine Existenz verbunden ist. Andrerseits wird seine Stellung jeden Tag schwerer, und sein Ascendant geht mit Riesenschritten verloren. Die Bedingungen sind also für uns die denkbar besten. — Normann fand ich unter einem Berge von Akten und Briefen vergraben, er hat nicht viel von Landaufenthalt."

An G. Freytag.

Berlin, 17. 7. 67.

„Wie verschieden der Mensch sich unter den äußeren Einflüssen gestaltet, hat meine Reise in unsre alten Provinzen mich belehrt. Der lange Winter, das rücksichtslose Klima erzeugen ein hartes, schmutziges, rohes Geschlecht; Geistesbildung allein kann da erlösend eintreten und das Volk zu der Stufe bringen, auf der es im Westen ohne Anstrengung von selbst steht. Es ist noch viel zu thun.

Meine Dienstreise führte mich auch nach Swinemünde, und hier begegnete ich dem Kronprinzen, der mich auf ein paar Tage einlud. Ich war 48 Stunden

dort, habe viel allein mit den Herrschaften geplaudert und dabei den Auftrag bekommen, Ihnen folgende Wünsche vorzutragen:

1. Man will gern aus Hannover einen Bericht über die heutigen Zustände haben, den Einfluß der Regierungsmaßregeln, über das, was man wünscht und denkt. Der Bericht soll aber nicht von einem preußischen Beamten stammen, und der Berichterstatter soll nicht wissen, für wen er schreibt.

2. Man möchte gern laufend in Kenntnis erhalten sein von der Thätigkeit der Vertrauensmänner, die demnächst, man sagt am 1. August, hier zusammentreten, um über die für Hannover beabsichtigten Maßregeln zu beraten. Es käme also darauf an, zunächst die Vorlagen der Regierung zu erhalten und dann in einer Art von vertraulichen, täglichen Sitzungsprotokollen Berichte direkt den Herrschaften zu übersenden über die Aussprüche und Gesinnungen der Vertrauensmänner. Man glaubt, daß Sie dies durch Bennigsen und Miquel herbeiführen könnten. Wollen Sie das?

Die Vorlagen werde ich sobald als möglich zu beschaffen suchen, das andre erwartet man von Ihnen. Nehmen Sie sich der Sache an, Sie können Gutes schaffen."

An meine Frau.

Flensburg, 5. 8. 67.

„Gestern und vorgestern war ich mit Deinem Bruder Moritz zusammen. Er ist zufrieden mit seiner Versetzung, wenn er auch mannigfach über hiesige Verhältnisse raisonniert. Was aber viel wert ist, seine Vorgesetzten haben überall Anerkennung für seine Leistungen, sogar der Kommandeur v. Schmidt, der für einen ganz schwierigen Kavalleristen gilt.

Morgen gehe ich nach Sonderburg. Bis jetzt drängt sich auf meiner Reise die Ueberzeugung mir auf, daß die Schleswig-Holsteiner eine im Schlaf befindliche Rasse sind. Sie essen, trinken und schlafen, und alles sehr gut und reichlich, haben auch Talente für Geldeinnehmen. Sie sind aber gesund und unberührt und werden bald noch weiteres lernen."

An Gustav Freytag.

Berlin, 18. 8. 67.

„Ihren Bericht von Miquel hat der Herr abschreiben lassen und Bismarck eingehändigt. Bennigsen hat täglich geschrieben, und man war stolz, Bismarck gegenüber vollständig gewappnet zu sein.

Es handelt sich jetzt um die Entfernung und Ersetzung von Eulenburg und Lippe, es ist alles dazu geebnet, aber man kann die Nachfolger noch nicht finden. Je mehr Bismarck wächst, um so unbequemer werden ihm eigendenkende und handelnde Köpfe. Und je nervöser er wird, desto mehr fürchtet er scharfe persönliche Berührungen. Ich weiß von mir, daß es Tage der geistigen Ueberanstrengung giebt, wo ich wohl befehlen kann, wo mir aber Verhandlungen mit selbständigen, tüchtigen Beamten mehr als lästig sind. Les extrêmes se touchent,

und das ist das größte Hindernis, das die Menschen davon abhält, den Himmel zu erobern.

Gemeine Körperschwäche und kleine Leute reißen den großen Staatsmann oft unter den Boden des Gewöhnlichen. Ich hätte gern seine jetzigen Bestrebungen für die erste Konsolidierung des Norddeutschen Bundes in der Nähe mit angesehen. Mein Minister hatte mir schriftlich mitgeteilt, daß er mich für den Bundesrat vorgeschlagen habe. Man hat mich dann gestrichen. Am Ende ist es auch gut, wenn ich noch der aktiven Politik fern bleibe; was in den betreffenden Kreisen vorgeht, erfahre ich doch.

Noch ist man in den Bundesratssitzungen nicht über die Präliminarien fortgekommen, und gegen die Gewalt des Bundesbudgets machen sich die meisten Anstrengungen geltend. Das bißchen Autorität, das die Kleinstaaten noch gerettet, verschwindet schon bei der ersten Berührung mit jener glühenden Metallmasse. Momentan ist der Braunschweiger, der Aelteste jenes stolzen norddeutschen Stammes, der Allerschwierigste. Sachsen berechnet genau die Pfade, auf denen es sich halten kann, sieht weiter als jene und setzt sein Streben darin, es Bismarck bequem zu machen, um ihn von liberalen Konzessionen fernzuhalten. Sie rechnen ganz richtig, daß der Liberalismus der gefährlichste Feind ihrer Existenz ist, und operieren im übrigen sehr gut, ganz im stillen und mit lauter anscheinenden Bagatellen.

Schade ist es, daß Sie nicht wieder her kommen; ich hätte Sie gern wieder hier gehabt, wenn auch, ehrlich gestanden, nicht im Reichstage. Ihre Natur kann sich nicht in das kleine Getreibe des Parteilebens fügen, das sich nur so langsam in die Höhe arbeitet. Ich bin durchaus Ihrer Ansicht, daß Sie in Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit für das deutsche Volk weit mehr leisten wie in der Kammer; daß Sie aber dem Treiben mal nahegestanden haben, wird Ihre Feder befruchten.

Meine letzte Reise habe ich nach Schleswig-Holstein und Hamburg gemacht und kann sagen, daß die Herzogtümer weit hinter meiner Erwartung zurückgeblieben sind. Das Land ist in der Kultur zurück, der Menschenschlag faul und verschlafen. Ein Eingeborener meinte, das Beste, was uns die Preußen bringen, sind die hohen Steuern, die Leute müssen endlich mal arbeiten. Sonst ist die preußische Gesinnung ungemein gering; sie fühlen, daß wir sie in ihrem innersten Leben angreifen. In Kiel allein spricht sich schon ein gewisser Grad von Zufriedenheit mit dem neuen Leben aus, nur will man es noch nicht recht eingestehen.

In Hamburg ist man bisher jeder deutschen Gesinnung bar. Deutschland ist nur der Schwamm, den die Hamburger berufen sind auszudrücken. Ich denke aber, sie werden in kurzer Zeit viel lernen und rasch ihren Teil an der gemeinsamen Arbeit übernehmen, denn alle Fundamente sind sehr gesund, und es bedarf nur einiger Gewalt, die Verhältnisse zu klären. Ich bin dort ein entschiedener Anhänger vom Eintritt Hamburgs in den Zollverein geworden. Im übrigen ist es eine schöne Stadt und verdient, preußisch zu werden."

*

Berlin, 22. 9. 67.

„Geffcken war neulich bei mir, er ist meiner Ansicht nach geistig ganz auf den Hund gekommen. Es klingt komisch, wenn man solchen Mann über ein ganzes Staatsleben absprechen hört. Er müßte sich doch darüber klar sein, daß zu solcher Entwicklung, wie wir sie erleben, ein ganz Teil Kraft und Intelligenz gehört, und daß das alles keine Seifenblase ist. — Was wird er aber erst sagen, wenn Hamburg selbst ihn außer Wirksamkeit setzt, und er an sich die Bedeutung der neuen Zustände empfindet? Er ahnt so etwas und klammert sich deshalb krampfhaft an den Kronprinzen. Ich fürchte, vergebens, denn wer sich eine Stütze sucht, will nicht Kraft geben, sondern gewinnen.

Ein wunderlicher Prinzipienstreit von der allerhöchsten Bedeutung hat sich entwickelt, bei dem der König und alle norddeutschen Fürsten persönlich beteiligt sind. Nach den Bestimmungen steht den einzelnen Fürsten das Recht zu, den übrigens preußischen Uniformen der Kontingente durch Namenszüge den Stempel ihrer Macht aufzudrücken. Der König verlangt, daß ihm diese Namenszüge vorher zur Genehmigung vorgelegt werden, das berührt aber die Ehre der Herren empfindlich. Wer wird zuerst nachgeben? Während sich so die Fürsten quälen, sträuben sich die Minister mit allen Kräften gegen die Klammern, die das Reichsbudget ihrer Macht anlegt. Das Geld ist in diesem Fall die Daumschraube, die nach Bedürfnis angezogen wird. — Das Fehlen eines genialen Finanzministers empfinden wir momentan am übelsten; v. d. Heydt löckt gegen die Gewalt des Bundeskanzlers, hat aber sein Portefeuille zu lieb, um sich nicht zu fügen. So geht Bismarck ganz ruhig auch über ihn fort, und seine Macht wird immer größer. Wird er der ersten Grundbedingung aller sittlichen Größe, der Selbstbeschränkung, genügen?"

*

Berlin, 3. 11. 67.

„In der Politik ist alles so lange schweigsam, als in Italien noch keine Entscheidung gefallen ist. Man glaubt hier, daß Napoleon und Viktor Emanuel ganz d'accord seien; daß die Franzosen Rom besetzt behalten, bis der Papst tot, und daß dann der ganze Kirchenstaat an Italien übergehen solle. Ich halte das alles für Unsinn; Napoleon ist der Sklav seiner bigotten Frau geworden und eilt dem Abgrunde entgegen. Ich habe von Anfang an eine große Krisis erwartet und kann nicht glauben, daß ich mich täusche. Deshalb arbeite ich wie ein Pferd, um die Armee mit allen Erfahrungen des vorigen Krieges verbessert bereit zu stellen. Zu lange freilich darf diese Spannung nicht dauern."

*

Berlin, 14. 12. 67.

„Vor 14 Tagen habe ich angefangen, die Kritik der beiden offiziellen Werke über den Krieg 1866 zu schreiben; ich wollte in einem Essay die österreichischen und preußischen Anschauungen vergleichen und entwickeln und freute mich auf

die interessante Arbeit. Plötzlich aber trat so viel Dienstliches in den Weg, und ich bin wieder ganz herausgekommen, werde auch in der nächsten Zeit keine Ruhe finden.

Augenblicklich führe ich einen hartnäckigen, aber interessanten Kampf. Sie wissen, daß unsre Militärärzte bis dahin eine ganz ungenügende Stellung einnahmen; es ist mir gelungen, sie in die Armee voll einzureihen, und wie ich jetzt die betreffenden Organisationen in das Leben rufen will, da finde ich meinen größten Gegner bei den Herren selbst. Sie weisen meine Gaben zurück, weil sie mehr wollen, und glauben nicht, daß ihr Ideal vorläufig noch gar nicht lebensfähig ist. Denn die bisherigen Häupter der Herren sollen an der Spitze bleiben, sind aber viel zu unselbständig erzogen, um kräftig in die Triebräder greifen zu können. Außerdem aber ist man im Kabinett diesem Ideal gar nicht geneigt.

Einen meiner schwierigsten Geheimräte habe ich glücklich beseitigt und einen Offizier zu seinem Nachfolger gemacht. Falckenstein scheiterte einst an dieser Klippe; ob ich ihn nun auch auf späteren Schlachtfeldern überholen werde, das wollen wir getrost der Zukunft anheimstellen. Noch bin ich jung und frisch genug, um meinem Ehrgeiz das höchste Ziel zu stecken; aber zu lange darf die Gelegenheit nicht ausbleiben.

Sie fordern mich auf, mich mit der russischen Grenze zu beschäftigen. Ich glaube, daß man die Russen durch bloße Politik von Deutschland fernhalten kann und muß. Dafür ist der Orient da und das polnische Element. Dieses letztere wird übrigens in unsrer Provinz Posen immer kräftiger. Die freiere Staatsform seit 1848 hat dem dortigen Treiben eine moralische Kraft gegeben, die es früher nicht gehabt. Die Deutschen dehnen sich trotzdem aus, aber das polnische Element ist stärker."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 29. 11. 67.

„Die geselligen Pflichten nehmen neben den Geschäften schrecklich viel Raum ein. Ich war in Zeit von acht Tagen sechsmal zu Hofe befohlen. Bei den jungen Herrschaften war zum Geburtstag ein prächtiges Fest in dem wahrhaft königlichen Neuen Palais. Am 26. habe ich das Glück gehabt, zwei Stunden mit der Kronprinzessin zu verplaudern, und zwar mit ihrer Schwester Alice und in Abwesenheit des Gatten. Ich war ganz hingerissen von ihrem Geist und ihrer Persönlichkeit. Nur streifte sie zuweilen so verfängliche Gebiete der Politik und nannte so laut Namen, daß es mir vor der ohrenspitzenden Umgebung recht schwer wurde zu antworten. Hoffentlich bin ich mit blauem Auge davongekommen.

Bei dem Geburtstagsfeste ließen sich Friedberg und Jasmund mir vorstellen. Es ist mir vorläufig nicht angenehm, mit ihnen öffentlich gesehen zu werden, da man dann hier gleich verurteilt ist."

An Gustav Freytag.

Berlin, 2. 1. 68.

„Aus der hiesigen Welt kann ich Ihnen nur erzählen, daß Bismarck sehr entschieden fortfährt, das Königreich Preußen zu mediatisieren, vielleicht auch das Königtum. Im Kreise der jungen Herrschaften spricht man bereits von den Gefahren, die dem Königtum durch Bismarck drohen. Sie kennen ja das Mißtrauen, das dort gegen ihn herrscht. Gewiß ist, daß Bismarck den König in den Schatten stellt, und daß er anfängt, die Stützen seiner Macht auch nach unten zu suchen. Im Kampfe gegen seine unbrauchbaren Kollegen kann er aber beim besten Willen nicht zum Siege kommen. Lippe ist gefallen, weil er sich den zeitigen Kabinettsrat zum Feinde machte; von diesem Tage an gewann Bismarck gegen ihn Boden."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 12. 1. 68.

„Unser alter Herr fängt an, wie Normann in wehmütigem Tone berichtet, seine Gesundheit ungemein zu schonen. Er ist ängstlich besorgt darum und war deshalb in der letzten Zeit auch nicht auf Jagd. Ich hatte neulich einen langen Vortrag bei ihm und kann nicht anders sagen, als daß er frisch und munter war. Man geht immer entzückt von seiner Liebenswürdigkeit und Geschäftsemsigkeit von ihm. Wäre er nicht so wunderbar befähigt, sich in jedem Augenblick auf das Notwendige zu konzentrieren, so könnte er gar nicht alles aushalten, was von ihm gefordert wird.

In der Politik beschäftigt die orientalische Frage augenblicklich die Diplomaten. Es sind positive Anzeichen dafür, daß Rußland dort alle Vorbereitungen zu einer Krisis trifft; ehe es mit seiner Neubewaffnung fertig ist, wozu noch mindestens 1½ Jahr nötig sind, wird es aber den Ausbruch nicht gestatten. Wir unterstützen Rußland moralisch in seinen Schritten gegen die Türkei, um Oesterreich, Frankreich und England in Atem zu halten.

Ich bin in den ersten Tagen dieses Monats wieder in Schleswig gewesen; eine Winterreise ist aber kein großes Vergnügen in einem Lande, das noch so weit in der Kultur zurück ist. — In Hamburg hatte ich eine höchst pikante Unterhaltung mit dem Bürgermeister p. p., und es amüsierte mich, wie sie auffuhren, als ich ihnen sagte, sie wären zu sehr darauf erpicht, eine Spezialität zu sein. ‚O,' sagte der alte Sieveking, ‚das Wort ist gut, nun verstehe ich mancherlei.' Schließlich gingen wir ganz zufrieden auseinander.

Mit dem jungen Herrn stehe ich nur in schriftlichem Verkehr. Er ließ mich vor 14 Tagen zum Diner befehlen, da war ich aber verreist."

An Gustav Freytag.

Berlin, 26. 1. 68.

„Heut am freien Sonntag will ich Ihnen zunächst danken für den reichen Ausdruck, den Sie Ihrem freundschaftlichen Urteil über mich geben. Es ist des

Dichters schönste Gabe, daß er die Kinder seiner Phantasie zu lebendigen Wesen machen kann.

Ich aber will mich bestreben, mich frisch zu erhalten, damit ich noch lebenspendende Elemente in mir habe, wenn ein gütiges Geschick mich in alten Tagen auf einen hohen Posten bringt. Meine jetzige Thätigkeit giebt mir viele Gelegenheit, zu schaffen, und Sie wissen, daß das die höchste Wonne aller irdischen Kreatur ist, daß dabei aber schließlich die Nerven erschlaffen müssen. Davor fürchte ich mich und möchte gern davon. Aeußere ich aber entsprechende Wünsche, so antwortet man, ich sei mit meiner Aufgabe noch nicht fertig, und so trinke ich täglich weiter von dem süßen Gift.

Ich habe aber beschlossen, nächstens zu entfliehen, und Normann will mit mir nach Leipzig gehen, um dort bei einem gewissen liebenswürdigen Dichter vom großen Treiben auszuruhen. Machen Sie sich also auf unsre Anmeldung gefaßt.

Die Dinge erhalten jetzt wirklich einen friedlichen Anstrich. Man darf sich aber nicht einschläfern lassen, denn Deutschland muß unbedingt nach außen hin seine Kraft bethätigen, soll es vorwärts kommen. Ich predige, daß wir in der Waffentechnik nicht zurückbleiben dürfen. Die Artillerie ist ein wunder Punkt, und dann muß unser Zündnadelgewehr durch irgend eine Verbesserung gehoben werden, damit der Soldat von neuem das Gefühl des Uebergewichts bekommt. Ich hoffe, ich dringe in dieser Beziehung wenigstens durch, zumal da man über die möglichen Verbesserungen des Gewehrs vollständig einig ist."

*

Berlin, 15. 3. 68.

„Ich bin in Kassel auf allen meinen Wegen mit Prinz Napoleon zusammengetroffen; er durchkroch alle Winkel der Residenz und ließ die lustige Vergangenheit seines Vaters wieder aufleben. Er hat ein kluges Gesicht, seine Gespräche sollen von Schärfe des Verstandes und Lust am Klarsehen zeugen. Die ganze Reise hat nur den Zweck, den wirklichen Stand der Angelegenheiten in Deutschland kennen zu lernen. Man läßt ihn gewähren, weil die Luft augenblicklich außerordentlich ruhig ist.

Was nun Bismarck betrifft, so verrennt er sich in seiner inneren Machtentwicklung, wenn er nicht rechtzeitig abgelenkt wird. Wollen Sie nicht in der Presse die Frage in Fluß bringen, ob nicht zur gesunden Entwicklung des Bundes und weiter des Reiches ein Reichsministerium nötig wird. Bei unserm offiziellen Streit für den Reichskriegsminister giebt Bismarck Roon in jeder Beziehung recht, ist auch bereit, ihm die entsprechenden Machtbefugnisse einzuräumen, nicht aber die Stellung. Im Handelsministerium ist es ebenso, und ein Reichsfinanzminister wird absolut notwendig für gleichmäßige Verteilung und Verminderung der Lasten. Der Druck der Einheit würde dann leichter getragen. Wenn ich nicht amtlich gar zu viele Details wüßte, so würde ich selbst mit einem Leitartikel mich auf den neuen Bahnen versuchen."

*

Berlin, 24. 3. 68.

„Schicken Sie mir nur Ihren Leipziger Bürgermeister, ich werde mich sehr freuen, ihn kennen zu lernen; aber Sie wissen, daß ich Soldat bin und öffentlich keine Politik treibe, und wünschen gewiß nicht, daß ich mir meine Stellung durch solche Dinge verscherze.

Was nun die Frage der Universalherrschaft Bismarcks betrifft, so bedanke ich mich für den Artikel in den letzten Grenzboten, in dem ich mit Interesse Bekanntes begrüßte. Ich sagte mal zu Holtzendorff, ich fühlte mich immer durch die Gegenwart seines Schwiegersohns Crowe geniert, weil ein solcher Diplomat jedes Wort zum Quell einer Verräterei machen könne. Er antwortete mir darauf, der Verkehr mit Journalisten sei noch viel gefährlicher. — Wo mir also mein Amt Diskretion auferlegt, habe ich diese Pflicht bei dem Umgange mit dem Freundejournalisten in Betracht zu ziehen. Ich darf Ihren Wunsch, Details über den Konflikt des Majordomus mit den andern Hausmeistern zu geben, nicht erfüllen. Sie müssen sich mit allgemeinen Anschauungen begnügen und daraus den Kampf, den Sie bisher mit so viel Geschick eröffnet, weiterführen."

*

Berlin, 10. 4. 68.

„Wir sind ganz überrascht, von Ihnen gar nichts zu hören; Normann erwartete Sie eigentlich persönlich, ich meine aber, Sie werden erst durch das Zollparlament hierher gezogen werden.

Nun wird sich in den nächsten Tagen die Sphäre, die Sie hier anzieht, sehr verändern. Die Herrschaften gehen am nächsten Dienstag nach Gotha, und am 16. reist der Kronprinz nach Turin. Ich soll die Ehre haben, in seiner Begleitung zu sein. Wir fahren in einer Tour bis München, bleiben dort 24 Stunden und kommen via Brenner am 19. nach Turin; am 22. ist die Hochzeit, dann geht es zu den Festlichkeiten nach Florenz. Von dort wäre es sehr schön, nach Rom zu gehen, aber es wird nicht möglich sein. Es weht schon hier zu viel katholische Luft, und wenn nun gar die Rede davon ist, einen Nuntius hierher zu schicken, so muß man doch daran denken, daß der dazu bestimmte Erzbischof von Posen, Ledochowski, Jesuit ist und Pole, und daß die natürliche Feindschaft der katholischen Klerisei gegen die Entwicklung unsers protestantischen Staates durch die Schaffung eines solchen Zentralpunktes am Sitze der Regierung von ganz besonders schlimmen Folgen sein müßte.

Ich fürchte mich vor den vielen offiziellen Feierlichkeiten und dem Zwange, dabei Staffage zu bilden."

An meine Frau.

München, 18. 4. 68.

„In einem prächtigen, aber kalten und zugigen Wagen haben wir die Reise hierher gemacht; der Frost packte mich von allen Seiten, und es war eine kummervolle Nacht. — Es fährt sich aber sehr gut mit dem Kronprinzen; er

sprach lange mit mir über seine Aufgaben und zeigte mir die ihm von Bismarck erteilte Instruktion.

Das erste Mitglied der Begleitung ist der Oberstleutnant v. Loucadou; er ist sehr höflich, sehr gut angezogen, sehr empfindlich gegen Wind und Wetter und erzählt gern Skandalosa aus der vornehmen Welt.

Herrn v. Jasmund habe ich bis jetzt noch nicht ergründet; er macht sich seinen Dienst schwer und spricht nicht gern.

Graf Eulenburg ist der liebenswürdige Kavalier, galant und rücksichtsvoll, mit dem Gedanken zur Hand, mit hübschen Formen gegen den Kronprinzen und voller Takt gegen jedermann. Er füllt seinen Posten voll aus.

Der Generalarzt Wegener erzählt Anekdoten und scheint etwas geniert.

München entsandte seine ersten Boten nach Augsburg zum Empfang, wo wir Toilette zum hiesigen Einzug machten. Es war unser Gesandter Werthern und Major v. Grolman. Die Stellung des ersteren scheint mir nicht derartig zu sein, wie sie dem preußischen Gesandten jetzt gebührt. Grolman macht einen guten Eindruck; er ist orientiert und bescheiden und wird beachtet.

Hier auf dem Bahnhof erwartete uns der ganze Pomp des fürstlichen Empfanges. An der Spitze stand Prinz Otto, der Bruder des Königs, ein junger Herr mit intelligenten und angenehmen Zügen. Er hat den weichen Ausdruck seiner Mutter. Der König war leidend.

Das Rückgrat der königlichen Familie bildet Prinz Luitpold, eine einfache und innerlich tüchtige Natur.

Man war von allen Seiten äußerst höflich und freundlich, aber ebenso zurückhaltend, und jedes politische Gespräch fiel auf den Boden. Der einzige Mensch bei Hofe, der sich beflissen und für Preußen interessiert zeigte, war der Oberstallmeister Graf Holnstein. Dann gab es Visiten, Galadiner und schließlich den Lohengrin. Die Oper dauerte fünf Stunden und war sehr gut; ich meine, es ist vieles Schöne darin, als Ganzes aber blieb es mir unklar."

*

Turin, 21. 4. 68.

„Nachdem ich gestern ganz unbemerkt 50 Jahre alt geworden bin, erzähle ich heut aus München weiter.

Den Fürsten Hohenlohe kennst Du auch noch von Koblenz her. Ich hatte am zweiten Tage eine lange Unterhaltung mit ihm; er zeigte viel preußische Gesinnung, aber noch keine Sicherheit darüber, wie sich diese im entscheidenden Falle äußern könnte. — Vom jungen König sagte er: ‚Er stelle die merkwürdigste Mischung dar von voller Unkenntnis des wirklichen Lebens, bei sehr großer geistiger Befähigung.'

Der Kronprinz hat den König wiederholt im Bett besucht und erzählte, er habe alles in allem wohl fünf Stunden mit ihm gesprochen; sie hätten in Gedanken die ganze Welt durchstreift, aber von Bayern, von Preußen, von Deutschland sei kein leises Wort gefallen.

Im ganzen verlief unser Besuch würdig, und der Zweck einer ersten Anknüpfung nach dem Kriege wurde durch die Liebenswürdigkeit des Kronprinzen wohl erreicht.

Auf der Weiterreise über den Brenner passierten wir auch Oesterreich, überall feierlichst und höflichst empfangen. Eine Welt von Erinnerungen wurde durch die österreichischen Uniformen geweckt; der Kronprinz war gegen die Herren sehr zuvorkommend.

Abends zehn Uhr waren wir in Verona. Der Empfang war so begeistert, wie ihn keine Phantasie reger und wärmer erdenken kann. Auf dem Bahnhof die Garnison und die Nationalgarde in Parade, in den illuminierten Straßen an allen Fenstern und auf den Dächern Tausende von enthusiastischen Menschen, Kopf an Kopf; Musikbanden schmetterten das ‚Heil dir im Siegerkranz‘ und das Preußenlied, und die Massen klatschten wütend in die Hände und schrieen: ‚Evviva il vittore di Sadova!‘, ‚L'angelo protettore d'Italia!‘

Der Kronprinz trat immer wieder auf den Balkon und wurde mit immer neuem Jubel begrüßt; die Nationalgarde übernahm die Wache, zündete große Feuer an, und die ganze Nacht hindurch erklangen die Huldigungen. Ebenso rauschend war der Empfang an allen Orten, wohin uns die Reise führte.“

* * *

Meinem Reisetagebuch entnehme ich das Folgende:

Der König ist ein reines Original; ich habe eine solche königliche Erscheinung noch nicht gesehen, übrigens voller Kraft und Selbständigkeit. Bisher kannte er keinerlei Einschränkung in seiner junggesellenhaften Lebensweise, aber er wird doch älter, das Gefühl der wachsenden Macht hebt ihn, er fühlt sich in seiner Existenz unabhängiger von den Menschen wie früher, und so drängt es ihn, seine Umgebung und sich selbst einer Hofetikette zu unterwerfen. Aber es gelingt ihm nicht immer, sich in diese zu fügen, und auch die andern fallen noch leicht in die alte Ungebundenheit zurück.

So wurde z. B. nach dem großen Diner am Hochzeitstage, nachdem der König sich mit den Fürstlichkeiten zurückgezogen hatte, in den Festräumen allerseits geraucht, und zwar die geringsten italienischen Zigarren, so daß beim Wiedererscheinen der Herrschaften zum Beginn der Oper der blaue Qualm dick in den Sälen stand.

Außer der Etikette fehlt aber recht offen noch mancherlei Höheres.

Gelegentlich der Trauung waren wir Zeugen einer großen Messe. Das Publikum war im Uebermaß unruhig; der König, die Prinzen und selbst der Bräutigam entbehrten jeder Andacht, und als die Rede des Bischofs, die abgelesen wurde, zu Ende war, erschallten aus der Kirche Bravo und Händeklatschen.

Wäre die Musik nicht so heiter und lustig gewesen, man hätte trübsinnig werden können bei solchem Gottesdienst. Die sechs Bischöfe, die mitcelebrierten, erschienen äußerst unbedeutend.

Eine Machtstellung des Klerus will man mir nicht zugeben: „Man sei religiös, aber die Pfaffen habe man noch zu allen Zeiten in Italien aufgehängt."

Was die allgemeinen politischen Verhältnisse anbetrifft, so stößt man überall auf den Kampf zwischen Süd und Nord. Piemont mit seinem armen und deshalb dienenden Adel ist das herrschende Land und bildet den konservativen Kern für das ganze Königreich. Die hiesigen Staatsmänner haben daher viel Verständnis für Bismarck und loben, daß er erst den deutschen Norden zu konsolidieren sucht, ehe er den Süden aufnehmen will. Man ist aber der Ansicht, Italiens Einheit sei eine weit künstlichere Schöpfung als die deutsche.

In Italien bilden die vielen großen Städte die Brennpunkte des politischen Lebens, und ihre Bürgermeister sind die politisch leitenden Persönlichkeiten. Ein großer Teil der Minister, Gesandten, kurz die unabhängig von der Beamtenleiter an die Spitze tretenden Männer waren oder sind wieder Sindaci.

Größere Dörfer fehlen dem Lande; der Bauer wohnt in einzeln liegenden Höfen oder Weilern, seine äußeren Interessen, also auch die politischen, konzentrieren sich in der Stadt. Dadurch leitet die städtische Unruhe auch den Landbewohner, und das diesem sonst überall innewohnende konservative Element geht Italien fast gänzlich ab. Die Städte aber sind immer mehr geneigt, ehrgeizig drängenden Menschen ihre Wahlstimmen zu geben, und so finden sich denn im italienischen Parlament fast ausschließlich solche Vertreter.

Das piemontesische Element wird also immer wichtiger für den Staat. Von acht Ministern sind vier Piemontesen, ganz ausschließlich aber ist der Einfluß Piemonts in der Armee; die gesamten militärischen Spitzen, die Adjutantur und der Hof des Königs bestehen nur aus Piemontesen; sie bilden die stete Umgebung des Königs und sind seine Freunde. Auch die bisherigen Kriegsminister waren Piemontesen, obgleich sie, nach der konstitutionellen Schablone, mit ihren wechselnden Kollegen auch wechseln.

Die bevorzugte Waffe ist die Artillerie; sie liefert aus ihrem Offiziercorps fast ausschließlich die leitenden Persönlichkeiten der Armee und füllt die ersten Kommandos aus. Infolgedessen ist die Infanterie, die in der Führung der Gefechte wie auch zur Erziehung des Volkes wichtigste Waffe, durchweg vernachlässigt und steht in den moralischen Elementen am tiefsten.

Die Artillerie ist gut gehalten, entspricht aber in der Langsamkeit ihrer Bewegungen und in der Schwere ihres Materials nicht durchweg den taktischen Forderungen. Sie ist eben nicht Hilfswaffe, und ihre Leistungen werden nicht durch die der andern Waffen normiert, sondern sie bestimmt sie selbst.

Die Kavallerie hat besseres Menschen- als Pferdematerial. Die technische und Disciplinarausbildung scheint mir auf keinem hohen Standpunkt zu stehen.

Die Bersaglieri sind eine Elitetruppe und haben eine sehr bedeutende körperliche Leistungsfähigkeit.

Viele Mängel sind durch die plötzliche starke Vergrößerung der Armee zu erklären und werden, da stetig gearbeitet wird, auch allmählich verschwinden. Ich fürchte aber, daß die Vernachlässigung der Infanterie sich schwer strafen wird,

zumal in einem Gefechtsterrain wie das italienische, wo durch die Unmasse von Bäumen jede Uebersicht fehlt, und wo allein das vorwärts- und zusammenstrebende Element in jedem einzelnen Infanteristen zum Siege führen kann.

Ich habe schon gesagt, daß vom Adel nur der piemontesische ein monarchisch konservatives Element bildet; er ist arm, muß seinen Glanz im Staatsdienst suchen und ist zu allen Opfern für die Monarchie bereit. Piemont lehnte sich in seiner ganzen historischen Entwicklung an Frankreich an und stand in traditionellem Einverständnis mit Frankreich. Nur der Verlust von Savoyen und der momentane Uebermut der Franzosen scheidet sie augenblicklich von diesen; und nur in diesen beiden Momenten liegt ein zufälliger Hebel, die italienischen Interessen im preußischen Sinne zu leiten.

Der Bedeutendste von diesen Piemontesen ist Lamarmora, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit und ehrenhafter Gesinnung. Er erfreut sich allgemeiner Achtung, trotz seines Fiaskos im letzten Kriege, und gilt immer noch als der kommende Ministerpräsident, obgleich er augenblicklich in vollster Ungnade beim König ist. Er ist der politische Führer der französischen Partei. Graf Usedom, unser Gesandter, hält es daher für richtig, gegen ihn Partei zu nehmen, und sämtliche Mitglieder der preußischen Gesandtschaft beteiligen sich an dem Kampfe gegen Lamarmora auf das leidenschaftlichste.

Sollte Lamarmora wieder ans Ruder kommen, ja nur wieder die Gnade des Königs gewinnen, was für ihn als Träger der piemontesischen Partei wahrscheinlich ist, so wird Graf Usedoms Stellung hier unmöglich.

Ueber den ungünstigen Einfluß des Königs auf die Operationen des letzten Krieges sind alle Stimmen einig. Lamarmora soll eine Reihe von Schriftstücken besitzen, die beweisen, daß er den König bestimmt habe, das Geschenk Venetiens von Napoleon nicht anzunehmen, sondern an dem Bündnisse mit Preußen festzuhalten, daß der König gegen Lamarmoras Willen nach der Schlacht bei Custozza den Rückzug angeordnet habe, daß Cialdini ihm nicht gehorcht, sondern eigne Wege zum König gefunden u. s. w.

Kurz, der König soll Lamarmora fürchten.

Vielleicht sprechen bei dem merkwürdigen Vorgehen des Grafen Usedom die Einflüsse mit, die der hiesige Militärbevollmächtigte Legationsrat v. Bernhardi ausübt.

Ich erachte die Gegenwart des Herrn v. Bernhardi hier bei der Legation als den preußischen Interessen nicht förderlich und für ihn selbst sehr unerfreulich. Er hat keine Stellung zur Armee, seine ganze Natur als alter Mann, kritischer Gelehrter und historischer Sammler erschwert es ihm ungemein, mit Offizieren in nähere Berührung zu kommen. Darum wissen diese auch nichts mit ihm anzufangen; die Generale gehen ihm aus dem Wege, und die jüngeren Offiziere können keine Fühlung mit ihm haben; die Herren unsrer Gesandtschaft sehen ihm verwundert zu, und die andern Diplomaten halten ihn nicht für ihresgleichen.

Infolgedessen ist Bernhardi verbittert; nun soll er aber Nachrichten

bringen. Um selbst zu sehen, dazu fehlen ihm schon die körperlichen Eigenschaften, er muß sich seine Nachrichten also zutragen lassen, und das ist immer bedenklich.

Zum Beispiel bringt er allerhand Details über den Charakter der italienischen Offiziere; da halte ich es doch für einen ruhig denkenden Menschen ganz unmöglich, auszusprechen, daß ein General Geld angenommen habe, um sich schlagen zu lassen; zumal, wenn dieser General bis dahin in jeder Beziehung intakt war, sich in sehr guten Vermögensverhältnissen befindet, keine Kinder hat und ein Mensch ohne Bedürfnisse ist.

Der jetzige Ministerpräsident, General Menabrea, ist von Geburt Savoyarde; er war piemontesischer Partikularist und der heftigste Gegner der Annexionen und Revolutionen. In einem Konflikt zwischen Frankreich und Preußen wird er suchen, mit beiden Teilen zu paktieren, aber nicht abzuschließen.

Ich saß eines Tages neben ihm bei Tisch und halte ihn für mehr solide als genial, sehr begabt, aber stark Philister. Er erachtet es für eine der größten Schwierigkeiten der Regierung, daß die von Natur konservative Partei des Landes, die Aristokratie, ausgenommen in Piemont, nicht aus Gutsbesitzern, sondern aus Patriziern großer Städte besteht; dadurch stehen ihre Erinnerungen an die Glanzzeiten ihrer Familien nicht in Beziehung zu Monarchien, sondern zu Republiken. In den alten Republiken und in der Kirche sind diese Familien groß geworden; die Herrschaft der Bourbonen und der deutschen Kaiser wurde als feindlich erachtet, übte also einen antimonarchischen Einfluß aus.

Der frühere Minister Ratazzi erfreut sich nicht der öffentlichen Achtung. Er ist leichtsinnig und bedient sich der niedrigen Leidenschaften seines Herrn, dessen Liebling er ist.

Ricasoli, ein edler und zuverlässiger Charakter, hat sich mißgestimmt in das Privatleben zurückgezogen.

Der Kronprinz hatte eine lange politische Unterredung mit dem Prinzen Napoleon, dem Schwiegersohn des Königs, die dieser ausdrücklich gewünscht hatte.

Der Prinz Jérôme begann de but en blanc mit der Bemerkung: „Er für seine Person wolle alles thun, was im stande wäre, den zwischen Preußen und Frankreich drohenden Krieg zu verhindern. Unter einem Siege der Franzosen würde die Kultur leiden; daß die Preußen Herren blieben, könnte er natürlich noch viel weniger wünschen. Zum Kriege aber dränge vor allem die katholische Kirche, die deutscherseits vom Erzbischof Melchers von Köln und dem Bischof Martin von Paderborn geführt werde."

Ich habe hierüber ausführlich nach Berlin berichten müssen.

Als ich dem Prinzen vorgestellt wurde, überraschte er mich mit der Bemerkung: „Nous nous sommes déjà vus au château de Cassel." Er hatte, um Familienerinnerungen zu feiern, das dortige Schloß besucht; ich, ebenfalls mit einer Besichtigung der Schloßräumlichkeiten beschäftigt, war ihm ausgewichen, um nicht grüßen zu müssen.

So weit war er doch Fürst, daß ihm dies nicht entging.

Graf Usedom hatte den Kronprinzen bestimmen wollen, von Lamarmora keine Notiz zu nehmen; da dieser ihn aber von Berlin her kannte, so begrüßte er ihn freundlich im Vorübergehen. Ich mußte nachher den General in seiner Wohnung aufsuchen; mein Eindruck von ihm war sehr viel günstiger als der von dem General Cucchiari, seinem politischen Gegner, den ich für den Kronprinzen empfangen mußte.

Ich muß hier ausdrücklich erwähnen, wie wohlthuend der Kronprinz hier wirkt, wie seine Liebenswürdigkeit König und Volk selbständig macht, wie täglich das Bedürfnis lebhafter wird, das französische Joch abzustreifen. Malaret, der französische Gesandte, hat gestern wieder laut seinen Zorn darüber geäußert, daß er bei der Gala-Oper keinen besondern Platz erhielt. Der Hof nimmt übrigens von den Diplomaten außerordentlich wenig Notiz.

Nach Haus schrieb ich: „Ich kann mich nicht entschließen, meine Briefe der Post anzuvertrauen, es ist gar zu vieles hineingekommen, und da sie durch Oesterreich gehen, möchte ich mich nicht dem aussetzen, daß es mir so ginge wie einst Blumenthal. Ich werde also alles als Tagebuch aufzeichnen und mitbringen. Uebrigens ist unsre hiesige Existenz doch eine wesentlich politische, und es giebt unausgesetzte Arbeit."

Das schönste von allen Festen, die wir in Turin genossen, war ein Turnier. Die Stadt lud dazu ein und hatte ein mächtiges Amphitheater bauen lassen, zu dem 32000 Menschen Billets gelöst hatten. Als wir in die Loge traten, diese Menschenmasse hoch und leicht aufgetürmt vor uns, die zauberhafte Natur mit den Schneebergen dahinter, überall die heitersten Farben und die stürmischsten Acclamationen, da genoß man Mächtiges zugleich und Schönes, so daß die Sinne ganz betäubt wurden.

Der Empfang in Florenz bot eine neue Nuance. Das Publikum selbst war im altbekannten Enthusiasmus, aber der offizielle Empfang zeigte einen auffallenden Mangel an Aufmerksamkeit. Der hier kommandierende General gehört nämlich zur französischen Partei und wollte sich diese Demonstration doch nicht versagen.

An meine Frau.

Florenz, 2. 5. 68.

„Leider hat sich unsre Abreise von hier doch noch verschoben. Der Prinz hat eine Einladung der Stadt zum 7. angenommen, und so können wir nicht rechnen, vor dem 13. in Berlin zu sein. Deine Mitteilung von Heizen überrascht mich. Ich dachte, Ihr müßtet annähernd so schönes Wetter haben wie wir. Es wird schwer werden, sich an den Norden wieder zu gewöhnen.

Die Genüsse, in denen ich hier schwelge, lassen sich schwer beschreiben; es ist eigentlich das volle Beschäftigtsein im Nichtsthun. Nur die Politik macht sich geltend; man muß sich auf den Staatsmann aufspielen und im Namen des Kronprinzen Berichte aufsetzen. Jedenfalls fehlt es mir nicht an Gelegenheit, mir ein Urteil zu bilden, da ich viel sehe und mich dauernd in Gesellschaft der hervorragendsten Männer des Landes bewege.

Zwischen dem Kronprinzen und der hiesigen königlichen Familie hat sich ein sehr herzliches Verhältnis gebildet. Die gegenseitigen Besuche dauern zum Entsetzen der Umgebung immer Stunden, und die edle Art unsers Herrn entzückt alle Herzen.

Von mir will ich Dir noch erzählen, daß ich durch mein Bein gar nicht geniert werde und daß ich auch nie mehr die teilnehmenden Fragen nach meiner Lahmheit zu hören brauche, die mich sonst so oft belästigten.

Wir fahren durch den Mont Cenis und über Genf in die Heimat."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 8. 6. 68.

„Jetzt ist die saure Gurkenzeit; der Reichstag wird über die Maßen müde, und nur die Pflichteifrigsten halten noch aus, um doch noch etwas fertig zu bringen, ehe man nach Hause geht. Bismarck ist so elend, daß er vorläufig nicht an Geschäfte denken kann. Ich fürchte nach allen Nachrichten sehr für ihn. Delbrück, der Typus eines tüchtigen, liberalen Bureaukraten, steht an der Spitze der Geschäfte, aber wir kommen nicht recht vorwärts mit ihm, und dem Kriegsministerium geht es dabei am schlechtesten.

Von großer Politik weiß ich nur wenig. Hier hat man allgemein friedliche Ansichten. Die gut katholische Kaiserin Eugenie hetzt gegen das protestantische Deutschland und wird dabei von einer sehr starken, mächtigen Partei unterstützt. Noch sträubt sich Napoleon, und es ist nicht vorauszusagen, wann es zum Klappen kommen wird.

Du sprichst von der lebhaften Abneigung der Kronprinzessin gegen alles Preußische. Dies kann ich nicht zugeben, die Abneigung betrifft nur den Zwang, der ihr vom Hof und von den Orthodoxen auferlegt wird, und darunter mag ja manch einer leiden."

An Gustav Freytag.

Berlin, 5. 7. 68.

„Sie widmen meinem italienischen Berichte zu viel Schmeicheleien; so dürfen Sie mich nicht behandeln, wenn Sie es gut mit mir meinen. Alle guten Eigenschaften gehen mit der Eitelkeit zum Teufel.

Ich habe gestern mit großem Vergnügen die Grenzboten gelesen und möchte zu dem Pariser Brief nur bemerken, daß nach den neuesten Nachrichten die klerikale Partei in Frankreich schon jetzt thätig für Neuwahlen ist; sie hofft, bei der großen Schwierigkeit, die die Regierung findet, ihre Kandidaten durchzubringen, die Klerikalen als solche einzuschieben und das Heft in die Hand zu bekommen. Nach Ansicht des Prinzen Napoleon provoziert nur die katholische Kirche den Krieg, weil sie sich bewußt ist, daß nur aus der Niederwerfung Preußens Roms Macht neu erblühen kann. Da liegt die Kriegsgefahr.

Ich habe nun gedacht, daß Sie die Bedeutung des Festes in Worms, wo der König und der Kronprinz zugegen sind, in einem Aufsatz behandeln und dabei diese klerikalen Intriguen unbemerkt, aber wirksam einflechten könnten.

Roggenbach habe ich nur ganz flüchtig gesehen; ich bin zu beschäftigt durch meinen lebhaften Kampf im Ministerium. Von meinen fünf ersten Räten haben sich in drei Tagen drei mir zu Ehren krank gemeldet. Da heißt es aushalten, aber es kostet Nerven, will man den alten Schlendrian auswurzeln."

*

Berlin, 7. 9. 68.

„Usedoms Behauptung, daß Bismarck ihn aus Florenz weg haben möchte, und daß dieser Gedanke Bismarck bei der Behandlung der ganzen Lamarmora-Angelegenheit geleitet hat, kann ich nicht widersprechen. Man würde Usedom wohl schon lange von dort versetzt haben, wüßte man wohin mit ihm. Der Kronprinz betreibt den Gedanken, ihn an Olfers Stelle zu bringen, aber auch das würde Usedom trotz allem sehr schwer treffen, denn er lebt nur in Italiens Kunst.

Ihre Charakterisierung der Staatsmänner, die des jungen Königs Friedrich Wilhelm IV. Freunde waren, hat mich höchlichst interessiert. Ich habe mich gefragt: ‚Welches ist der Charakter unsrer heutigen Staatsmänner?' — Die Antwort ist, daß wir erst anfangen, dergleichen zu entwickeln.

Weiter: ‚Wird Bismarck der Stifter einer Schule von Staatsmännern werden?' — Ich antworte:

Das hängt lediglich von der Disciplinierung der Parteien ab, mit denen er gehen kann. Die Freikonservativen drängen sich zu ihm, ebenso die National-liberalen. Welche Partei eine Macht werden kann, das ergiebt sich rein aus ihrer Disciplinierung, und da jeder Parlamentarier es für das Recht jedes Deutschen hält, in jedem Fall eine eigne Meinung zu haben, so wird in absehbarer Zeit eine regierungsfähige Partei überhaupt nicht existieren. Man muß aber festhalten, daß für die Entwicklung Deutschlands Bismarcks Autorität dem preußischen Partikularismus gegenüber dringend nötig ist.

Es ist zurzeit ein italienischer General hier, den ich von dort gut kenne. Ich fragte ihn, wieso der bisherige Kammerpräsident Lanza, ein konservativer Piemontese, plötzlich gegen das Ministerium aufgetreten sei.

Er sagte, Lanza habe geglaubt, das Ministerium würde über die Tabaksfrage fallen, und er könne dann ans Ruder kommen. So habe er sich von ihm getrennt, sei aber darüber selbst gefallen.

Ich entnehme daraus die Lehre, wie der persönliche Ehrgeiz und der gemeine Egoismus am meisten in den ganz liberal regierten Staaten verhängnisvoll eingreift. Das konservative Element ebnet die Leidenschaften und läßt den Staat für immer im Vordergrund.

Ich habe kürzlich wieder ein gutes Stück des Vaterlandes dienstlich gesehen und habe in der alten freien Reichsstadt Frankfurt mit sehr preußenfeindlichen Leuten diniert. Es ist eine Familie, zu der wir, und zumal die Frauen, in sehr alten Beziehungen stehen. Das Diner war gut, und die Politik wurde eine ganze Weile zurückgehalten. Beim Dessert sagte ich ihnen, sie sollten nun mal aus-

packen, ich wollte ganz still sein. Da brach der lang verhaltene Groll vor, und es donnerte und blitzte. Ich sagte ihnen dann, sie möchten ruhig über den Rechtsstandpunkt streiten, davon sähe ich vollständig ab. Der Streit sei aber unpraktisch; je länger sie uns das Recht der Gewalt einräumten, um so später bekäme das Recht Gewalt. — Nach drei Stunden trennten wir uns unter Händedrücken.

Hier ruht die Politik, und der alte König genießt mit vollen Zügen die Luft, Soldat zu sein. Er ist ganz unermüdlich bei den Besichtigungen, und ich erfreue mich oft aus der Nähe an seiner stets gleichen Frische und Gradheit. Auch den Kronprinzen spreche ich häufig bei solchen Gelegenheiten. So voll der alte Herr bei der Sache, so gleichgültig ist der junge Herr dagegen.

Gegen mich war er arg verstimmt. Ich hatte bei der Durchreise durch Dresden auf Exerzier- und Schießplätzen allerhand Unfug getroffen und darüber berichtet. Ich hatte gewünscht, daß man unsern Kronprinzen hinschicke, nun mußte ich wieder vermitteln, daß es nicht dazu käme, denn er will sich nicht politisch engagieren. Die Politik der freien Hand hat sich aber nie bewährt."

An meine Frau.

Gotha, 20. 7. 68.

„Ich habe am 17. bei bremmender Hitze Weimar und Erfurt inspiziert und dann hier am 18. früh. Um zehn fuhren wir mit Familie Holtzendorff in den Wald. Du kennst die Schönheiten dieser Landschaft und den heitern freien Sinn der Gesellschaft, ich brauche Dir also darüber nicht zu berichten. Normann, Samwer, Thekla Seckendorff, Wanda Crowe waren dabei.

Gestern am Sonntag war ich beim Kronprinzen. Man machte mir den Vorschlag, Ende Oktober mit ihnen nach England zu gehen. Ich habe natürlich ja gesagt und muß nur abwarten, was S. M. dazu meint.

Ich muß nun daran gehen, mich im Englisch sprechen zu üben; die Studien der Jugend rentieren sich doch jetzt. Man will mir die ganze Größe Englands zeigen, und die kleine Frau erklärte, sie wäre stolz darauf, dies thun zu können. Nun darf ich keine Dienstreisen mehr machen, um nicht allzuviel vom Posten entfernt zu sein."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 11. 8. 68.

„Neulich haben wir Geffcken bei uns gehabt. Er aß den Abend so viel, daß wir den Eindruck hatten, ihn vom Hungertode zu retten; nachher klagte er über Schlaflosigkeit. Uebrigens gefiel er mir nicht übel, er bewegte sich in gewöhnlichen Regionen, und sein Ehrgeiz hatte greifbare Momente. Ich hätte nichts dagegen, wenn er in den Bundesrat käme, um mitzuhelfen, die Hansestädte in den Zollverein zu bringen.

Ich war zwei Tage hintereinander in Potsdam; zuerst bei Prinz Friedrich Karl, der mich um zwei Uhr kommen ließ, sich mit mir zu Tisch setzte, kurz besprach, was er wissen wollte, und mich um fünf wieder nach Haus spedierte.

Der Kronprinz befahl mich am nächsten Tage auch um zwei Uhr; er ließ mich warten bis nach der Tafel und hielt mich bis sechs. Das schmeckte weniger gut."

An meine Frau.

Frankfurt, 16. 8. 68.

„Die Welt nimmt mich überall so voll in Anspruch, daß ich gar nicht dazu komme, Dir Nachricht zu geben. Donnerstag also langte ich hier an, wurde von Karl Gericke mit kaltem Sekt empfangen und fuhr um zwölf nach Wiesbaden, wo Rosenstiels mit Colomb auf dem Bahnhof waren. Dann Dienstliches und nachmittags Fahrt nach Nieder-Walluf, wo wir in einem Garten unmittelbar am Rhein auf Deine Gesundheit tranken. Abends Empfang des Königs. Freitag Besichtigung der Kaserne, um zwölf das große Fest, dann Tafel beim König und Fahrt hierher.

In Homburg traf ich Bernuth und Grüter auf der Terrasse; sie bummelten und studierten Gesinnung, wie sie sagten; dann wollten wir gemeinsam speisen, wurden aber vom Prinzen Albrecht zur Tafel befohlen. Sehr gutes Diner, sehr heiter und angenehm, zu zwölf Personen, mit französischer Unterhaltung."

*

Köln, 28. 8. 68.

„In Koblenz habe ich bekannte Menschen so gut wie gar nicht gesehen, die Stadt aber mit ihren Umgebungen heimelte mich überall an. Als ich im ‚Riesen' ankam, setzte ich mich ans Fenster und habe über eine Stunde hinausgesehen auf den Strom und die prächtige Gegend. Da zog vieles an mir vorüber von dem, was wir gemeinsam erlebten, und ich freute mich meines Besitzes. — Heut früh wollte ich nach dem Kirchhof, aber der Intendant kam noch mit Dienst, und dann mußte ich fort.

In Trier habe ich Dich sehr zu mir gewünscht. Es ist ganz unverändert bis auf wenige neue Häuser. Die Berge, grün und rot gemischt, lachen noch mit aller Pracht, und ich fühle mich so bekannt, als wäre ich nie fortgewesen."

* *
*

Aus meinem Tagebuch: General v. Moltke überreichte im Herbst 1868 dem König ein Werk, in dem er den Krieg 1866 kritisch bis ins kleinste Detail bearbeitet und jedes Urteil mit einer Fülle von Material belegt hatte. Diese Zusammenstellung bildete das Lehrreichste, das man lesen konnte; denn auch die Personen wurden nicht geschont, sondern ein jeder der strengsten Beurteilung unterworfen. Diese Arbeit, die natürlich ganz sekret war, hatte der König wiederholt gelesen und zu Moltke gesagt, er wisse sie fast auswendig.

Mir war das Konzept für halbe Stunden zur Durchsicht übergeben worden, und ich erkannte, wie dieses Werk für den künftigen Kriegsherrn von größter Bedeutung sei. Ich schrieb darüber an den Kronprinzen nach England, im Dezember, und bemerkte dabei:

„S. M. hat das Memoire noch nicht aus der Hand gegeben, selbst nicht dem Kriegsminister, der es erbat. General v. Moltke aber arbeitet bereits an einer vom König befohlenen Instruktion für die Generale, die die Quintessenz jenes Memoires enthalten soll. Die mir zur Durchsicht gegebenen Teile dieser Instruktion entbehren aber jener anregenden Bilder der Wirklichkeit, die die erste Arbeit auszeichneten. S. M. der König will wohl in seiner großen Güte alles ausscheiden, was persönlich verletzen könnte. Was kann aber den Mangel an Führung im Infanteriegefecht besser darstellen, wie die genaue Aufzählung der bei Chlum und Rosberitz wild durcheinander gewürfelten Compagnien der 1. Garde-Infanteriedivision? Was schreit mehr nach Abhilfe als der spezielle Nachweis, daß die taktischen Leistungen der Kavallerie überall sehr dürftig waren, mit einziger Ausnahme des Falles, wo ein verabschiedeter General sie führte?"

Das Ende des Jahres zeigte den Grafen Bismarck wieder ganz frisch, und er erklärte, er sei „wieder zu allen leichtsinnigen Streichen aufgelegt". Solche Zeiten aber, wo er mit ruhigen Nerven arbeitete und sich von der Widerhaarigkeit der andern nicht anfechten ließ, waren immer die erfolgreichsten für den Gang der Politik.

Am 5. Februar 1869 berichtete ich dem Kronprinzen:

„Im preußischen Staatsministerium macht sich augenblicklich eine bedeutende Opposition gegen den Grafen Bismarck geltend; sie benutzt dazu die Einführung eines Bundesministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten, und der preußische Partikularismus wird dabei besonders herausgekehrt. Da es für unsern Fortschritt von der allergrößten Bedeutung ist, daß Graf Bismarck in diesem Kampfe Sieger bleibt, so möchte ich Eure Königliche Hoheit bitten, ihn nach Kräften zu unterstützen, keinesfalls jetzt infolge seiner ‚Taktlosigkeiten' in Eurer Königlichen Hoheit Hause, über die Eure Königliche Hoheit so verstimmt schrieben, noch gegen ihn Schritte zu thun. Graf Bismarck ist der einzige, der uns vorwärts hilft."

An G. Freytag.

Berlin, 4. 10. 68.

„Ich kann Ihnen sagen, daß der König, der doch eine Menge Erfahrungen auf diesem Gebiet hinter sich hat, freudestrahlend und durch und durch warm angeregt aus dem Norden heimgekehrt ist. Er behauptet, noch nie eine solche Aufnahme gefunden zu haben, wie dieses Mal in Hamburg. Auch mit den Truppen war er sehr zufrieden.

Neulich beehrte mich die Kronprinzessin mit einer Einladung zum Thee, und wir kamen auf die Rangverhältnisse bei Hof zu sprechen. Sie fand es höchst unrecht, daß Bismarck und Wrangel vor dem hohen Adel rangierten; die Geburt müsse immer vor Amt gehen. Ich erwiderte ihr einiges, und darüber wurde sie böse. Wenn ich wirklich mit nach England gehe, was mir jeden Tag unwahrscheinlicher wird, so bin ich neugierig, wie sich unsre Freundschaft gestalten wird.

Sie beurteilen Bismarck ungerecht. Sie sagen, der Grundton seines

Charakters sei Mangel an Ehrfurcht. Ich möchte ihn so darstellen: Er ist frisch und keck im Gedanken und klar in dem, was er will; seine Ziele wird er nie über das hinausstecken, was ihm zu erreichen möglich. Menschen und Verhältnisse, die ihm dabei im Wege stehen, zerbricht er rücksichtslos. Hierbei kommt aber seine durchaus monarchische Gesinnung in Betracht, die ihm angeboren ist. Den Liberalismus und die Verfassung gebraucht Bismarck nur, um den König und die Konservativen zu leiten und zu biegen, nie aber als ein berechtigtes Machtelement. Bismarck will ein einiges, monarchisches Deutschland, und diesem Ziele streben auch Sie zu, also lassen Sie ihn gewähren.

Die spanische Revolution hat die Kriegssorgen hinausgeschoben, macht Napoleon noch unsicherer und nötigt ihn, zu warten.

Am 20. geht die Kronprinzessin mit Normann nach der Isle of Wight, und Anfang November folgt der Kronprinz. Vorläufig gehen beide nach Darmstadt und Baden."

*

Berlin, 14. 11. 68.

„Bezüglich der englischen Reise sagte mir Normann schon vor einiger Zeit, man habe von mir abgesehen. Um nun den Herrn nicht weiter zu inkommodieren, reiste ich ab, als er herkommen sollte, und kam zu dem Tage wieder, da ich seine Abreise erwartete. Hierin war aber eine Veränderung eingetreten; so ließ er mich kommen und sprach von allen möglichen Dingen, nur nicht von meiner Reise. Dafür hat er mich nun gebeten, ihm öfters nach England zu schreiben, um ihn au courant des affaires zu halten, und das werde ich thun, weil es von beiderseitigem Wert sein wird.

Ich habe in diesen Tagen den ersten Band von Bunsens Leben von Nippold gelesen und kann nicht leugnen, daß es mir großes Interesse abnötigte, obgleich mir die Anschauungen und Grundsätze darin ganz unsympathisch sind. Der Mann schwebt mit seinen Gedanken immer im siebenten Himmel und besitzt trotz seiner Liebenswürdigkeit einen immensen geistigen Hochmut. Die Welt aber, über der er sich hoch erhaben dünkt, kennt er nicht. Er fühlt ganz und gar nicht mit dem Volk und durch das Volk. Die Freiheitskriege haben nur dadurch für sein Leben Bedeutung, weil sie ihn in den Reisen zu seiner Ausbildung hindern. Es ist unausbleiblich, daß er in allen großen politischen Fragen Fiasko macht, denn ihm fehlt der feste Boden, aus dem er die Kraft nehmen könnte.

Aus Paris kommen sehr friedliche Nachrichten. Niel soll seine Enthebung vom Ministerposten fordern, weil die Welt zu friedlich ist.

Crowe erzählt mir, daß Napoleon den Prinzen Georg von Sachsen gern zum König von Spanien machen wolle, und Robilant schreibt mir aus Florenz, man wolle den Herzog von Genua nicht zu dem Zweck hergeben, um Napoleon nicht aus der Verlegenheit zu ziehen.

Und nun schreiben Sie mir bald; mir fehlt etwas in meinem Leben, wenn ich Ihre reichen und lieben Briefe entbehren muß."

*

Berlin, 29. 11. 68.

„Zunächst unsern wärmsten Dank für die uns ehrende Sendung Ihrer dramatischen Werke. Die Pracht des Einbandes weist schon auf die Herrlichkeiten des Inhaltes. Vorläufig habe ich nur aus dem Index ersehen, daß mir Ihre dramatischen Leistungen noch nicht alle bekannt sind. Das Leben verläuft so stürmisch, daß mir sogar der letzte Sonntag genommen wurde, weil ich Wein abziehen mußte. Die vergleichende Kritik der beiderseitigen offiziellen Werke über den Krieg 1866 müßte ich jetzt schreiben. Aber es geht nicht."

*

Berlin, 2. 1. 69.

„Erhalten Sie uns Ihre Freundschaft und sich das warme Herz und den regen Geist, mit denen Sie segensreich für die Welt wirken. Die Zigarren, die ich Ihnen schicke, sind des Mannes wert, dem ich sie zu Füßen lege. Also behandeln Sie sie mit Respekt.

Sie fragen nach dem Hildesheimer Silberfund. Er gehört vorläufig noch dem Militärfiskus. Er wurde aufgedeckt bei einer großen Grabenlegung und lag eng zusammen. Seitdem sind die Nachsuchungen ausgedehnt worden, aber vergebens. Nunmehr soll das Kultusministerium Geld zu neuen Ausgrabungen geben. Wie ich die Sachen in ihrer Zusammenstellung der verschiedensten Art beurteile, so ist es ein zusammengeworfener Raub und als solcher oberflächlich vergraben; das Wasser hat nach und nach vom Bergeshang ein paar Fuß Erde darüber gespült.

Meine Verhandlungen mit Sachsen haben einen ganz leidlichen Verlauf gehabt. Ich bin freigiebig mit Geld gewesen, habe aber die Prinzipien gerettet. — Bismarcks Besuch in Dresden bezweckte eine Danksagung für das schnelle Einverständnis mit dem Reichsministerium für die auswärtigen Angelegenheiten und eine Sondierung, ob sie für Kriegs- und Finanzministerien zu haben sind. Wir müssen sie haben, sonst kommen wir nicht vorwärts. Noch ist Sachsen das willfährigste Mitglied des Norddeutschen Bundes und dient wesentlich dazu, den Widerstand der andern zu überwinden. Die meisten Schwierigkeiten macht Gotha. Es war mir von besonderem Interesse, zu konstatieren, wie sich bei den Sachsen täglich mehr das Gefühl entwickelt, Berlin als politischen Mittelpunkt anzusehen. Der Gedanke, sich wieder loszulösen, scheint unmöglich. Was der Hof dazu sagt, ist gleichgültig, denn er hat kein Mittel, die gesetzgeberische Thätigkeit des Bundes zu bannen.

Der Kronprinz hat mir zweimal geschrieben und geklagt; ich bin neugierig, ihn zu sprechen, nachdem wir uns gestern nur begrüßt haben. Er hat mir wiederholt gesagt, ich sei der einzige gewesen, der ihn wirklich unterrichtete.

Die Armee ist im Sommer wieder so weit, daß sie jedem Gegner entgegentreten kann. Ich finde es sehr hübsch, daß die besseren Stände sich mit ihren Söhnen nach dem Offiziersstande drängen. Die Armee zieht davon Vorteil, und das ist momentan die Hauptsache. Wir müssen vorwärts und die gewonnenen Positionen verteidigen; je früher, je besser."

*

Berlin, 31. 1. 69.

„In der Hildesheimer Angelegenheit bin ich also auf Ihre Wünsche eingegangen und habe den Kronprinzen dafür gewonnen, der seinerseits mit dem Kriegsminister und den andern maßgebenden Faktoren sprechen wird. Gestern erhielt ich das Gutachten der Kommission über den Wert des Fundes. Er wird außerordentlich hoch gestellt für die Kenntnis des Lebens, der Industrie und der Kunst der Römer. Es soll das Tafelgeschirr eines reichen Mannes sein, und aus den Chiffren läßt sich feststellen, welche Stücke noch fehlen. Es steht unbedingt fest, daß die Sachen hier in das Museum kommen.

Bismarck spricht sich heut gegen Roon unzufrieden damit aus, daß ich den Sachsen so wenig eingeräumt; es könne dies nur zu politischen Mißstimmungen führen, die jetzt sehr unbequem wären. Gleichzeitig ging ein Schreiben vom sächsischen Ministerium ein, das für unsre Bedingungen sehr dankbar ist und nur in finanzieller Beziehung eine Modifikation wünscht, und damit sind wir ja alle einverstanden."

*

Berlin, 9. 3. 69.

„Sie wissen, daß Graf Usedom gefallen ist. Sie wissen auch, daß er schon längst in Florenz nicht haltbar war, und daß er momentan der durchaus geeignete Mann wäre, um der Nachfolger von Olfers zu werden.

Usedom hält sich durch seinen von Bismarck erzwungenen Abschied für so gekränkt, daß er im Begriff steht, dem König wegen der Olfersschen Stelle ablehnend zu antworten. Sie sollen nun der Hexenmeister sein, der Usedom klar macht, wie groß es von ihm sein würde, wenn er seine in Italien erworbenen Kenntnisse im Interesse der vaterländischen Kunst verwerten wollte. Es scheint, daß Usedom sich für berufen erachtet, der Nachfolger von Bismarck zu werden, und stolz auf jene stille Kunststellung herabsieht. Hier ist aber Gefahr im Verzuge. Denn wenn Usedom nicht bald annimmt, so denkt der König an Dachröden.

Nun zum Detail, damit Sie Ihren Feldzugsplan danach machen können. Vor acht Wochen schrieb Bismarck an Usedom, seine Schritte und Thätigkeit schädigten die preußische Politik; er möge seinen Abschied einreichen.

Usedom schreibt darauf an den König: S. M. habe ihn bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin so gnädig empfangen, daß er, Usedom, nicht an den Allerhöchsten Willen seiner Abberufung glauben könne.

Der König, entrüstet, daß Bismarck, ohne ihn zu fragen, Gesandte verabschieden will, schreibt an Usedom, er solle bleiben, und Bismarck bekommt einen Zopf. Natürlich dreht sich Bismarck diesen hübsch zurecht und haut Usedom damit.

Neue Entrüstung, und Bismarck stellt die Kabinettsfrage.

Darauf fiel denn Usedom ohne weiteres, aber der König gab ihm, ohne Bismarck davon zu sagen, einen Orden und berief ihn in die Stelle von Olfers.

Nun wird gewünscht, daß Sie an Usedom schreiben, um ihm den Entschluß zu erleichtern, und daß Sie ihn in einer Zeitung so verherrlichen, daß er hin-

schmilzt. Die Grenzboten dürften Sie aber nicht benutzen, weil die Zusammenhänge klar sind, und dies den Herrschaften Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Diese und Normann stehen ganz auf der Seite von Usedom und saugen aus der ganzen Geschichte nur neuen Stoff zur Animosität gegen Bismarck, der sich auch bei dem König so geschadet hat, daß der alte Herr sich wiederholt sehr ärgerlich äußerte.

Der König ist besonders gereizt, weil er die Million Gulden für die Stadt Frankfurt wirklich bezahlen muß. Er hatte geglaubt, nachträglich noch davon frei zu werden. Das Ministerium blieb aber fest, um den König und den Kronprinzen, der besonders für das Eintreten des Königs votiert hatte, für die Zukunft von gleichen Einmischungen in die Geschäfte fernzuhalten.

Ich habe den Kronprinzen gebeten, soviel er seinerseits könne, Bismarck zu halten, und ich glaube, er thut es auch, obgleich er von der Kronprinzessin und Normann in entgegengesetzter Richtung getrieben wird. Ohne Bismarck giebt es keinen Fortschritt auf dem Wege zum Reich, das ist festzuhalten."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 21. 4. 69.

„In der Politik entbehrt man jetzt des Neuen; die Dinge sind im Werden und gedeihen langsam. Die Debatte über das Bundesministerium war das Interessanteste in der letzten Zeit. Bismarck hat dabei meiner Ansicht nach gegen seine Ueberzeugung gesprochen, weil er wußte, daß er zurzeit doch nichts durchsetzen kann. Mit dem preußischen Ministerium steht Bismarck auf dem Kriegsfuß. Die meisten der Herren wissen, daß nur der König sie auf ihren Posten hält. Der alte Herr aber befolgt hier, wie so oft, die gute Regel des divide et impera. Durch diesen Kampf wird eine Menge von Dingen augenblicklich brach gelegt, zumal Personalfragen.

Der Kronprinz steht außerhalb der Reibung, erkennt aber die Bedeutung der Lage, und seine Antipathie gegen Bismarck wächst. Dazu kommt, daß Bismarck ihn nicht gerade rücksichtsvoll behandelt. Geradezu leidenschaftlich in diesen Gefühlen sind aber die beiden Damen."

An Gustav Freytag.

Berlin, 9. 5. 69.

„Ich schrieb Ihnen, daß ich in der Hildesheimer Sache das Ersuchen an den geistlichen Minister veranlaßt hatte, seinerseits die Ausgrabungen leiten zu lassen, wir wollten ihm die Soldaten geben. Nach langer Zeit kommt endlich die Antwort, ob wir nicht den Oberst Cohausen schicken wollten, der sich auch früher schon in dieser Richtung Verdienste erworben habe. Das ist nun allerdings in hohem Maß der Fall, aber es ist doch spaßhaft, daß der geistliche Herr keinen Mann aus seinem Ressort dazu hat ausfindig machen können.

Vor einiger Zeit schrieb ich an Robilant, um mich zu informieren, wie man Usedoms Abberufung an maßgebender Stelle auffasse.

Die Antwort war: Usedoms Entfernung war im preußischen Interesse durchaus notwendig. Er wurde dem italienischen Gouvernement unbequem, nicht nur dadurch, daß er sich mit Lamarmora verfeindet hatte, der immer noch ein mächtiger Parteiführer ist, sondern noch mehr, weil er sich mit den revolutionären Elementen einließ.

Als ich Normann hiervon Mitteilung machte, erklärte er es für Unsinn, während Gruner sagte: ‚Das sieht der idealistischen Natur Usedoms ganz ähnlich. Er war es auch, der im Jahre 1866 Bismarck dazu verleitet hat, sich mit der Revolution in Ungarn zu verbünden.‘

So erscheint doch Bismarcks Vorgehen in ganz anderm Licht."

*

Berlin, 29. 8. 69.

„... Der Kronprinz ist unzufrieden und möchte gerne reisen, um die Zeit auszufüllen, aber allerhand Rücksichten halten ihn ab. Die Eröffnung des Suezkanals reizt ihn; ich bin neugierig, ob er es erreicht und ob er mich mitnimmt. Es würde mir das sehr passen, denn ich bin augenblicklich sehr unzufrieden in meiner Position und lasse mich nur durch tausend Rücksichten festhalten. Ich wollte, wir bekämen mal einen ordentlichen Ruck. — Bismarck denkt ebenso. Er zieht sich jetzt wie Moses auf den heiligen Berg zurück, um nachher Gesetze zu diktieren.

Ich gehe im September zur Königsrevue beim 1. und 2. Corps. Zunächst nach Stettin."

An meine Frau.

Königsberg, 12. 9. 69.

„... Von meinem Aufenthalt in Stettin habe ich dir eigentlich nichts weiter zu erzählen; es war unendlicher, vom Wetter in jeder Richtung begünstigter Trubel. — Mit den kronprinzlichen Herrschaften bin ich natürlich vielfach in Berührung gekommen. Die Prinzessin habe ich die eigentlichen Manövertage geführt.

Es war spaßhaft; am ersten Tage traf ich zufällig zu ihr, und als ich sie ein paarmal richtig dirigiert hatte, kam ihr die Ueberzeugung, sie sähe mit mir mehr als sonst. So mußte ich das Geschäft die nächsten Tage fortsetzen. Ich hatte durch die Vorsorge von Hann ein sehr gutes Pferd und konnte der kleinen Frau, die wie der Teufel reitet, überallhin folgen. Sie ritt einen Araber, Geschenk des Sultans, der ganz famos ging. Kein Graben war zu breit, je toller es ging, desto vergnügter wurde sie. — Da habe ich denn auch viel mit ihr geplaudert.

Gestern, am Sonnabend, war sie nicht draußen, weil sie direkt vom Manöverplatz 80 Meilen hierher fuhren, und sie nicht im Reitkleid die Reise machen wollte. Ich mußte aber mit den Herrschaften in den Wagen steigen und bei

ihnen bleiben, bis der König sie gegen Abend zu sich rief. Mir war es etwas zu lang von 12 bis 6 Uhr, da man doch immer geniert ist, auch nach dem Essen nicht einmal seine Zigarre rauchen konnte.

Ich saß einige Stunden ganz allein mit dem Kronprinzen, da die Prinzessin in den Nebenraum ging, um sich aufs Sofa zu legen. Da kam dann der Herr auf die Reise nach Aegypten, daß diese gestern in einer Unterredung zwischen dem König und Bismarck bestimmt worden sei, und daß er mich mitnehmen wolle, wenn man mich gehen ließe. Die Reise soll über Wien, Brindisi, Konstantinopel, Jerusalem nach Aegypten gehen und ein Stück nilaufwärts; am 10. Oktober würden wir abreisen und zu Weihnachten wieder zu Hause sein.

Daß Du mir neulich so zugeredet hast, die Reise zu unternehmen, war sehr lieb von Dir, aber ich hätte es doch auf eigne Kosten nicht gethan. Sollte ich dafür besondere Mittel oder gar mühsam errungene Ersparnisse verwenden? Je mehr mein Leben in die politische Sphäre geführt wird, um so intensiver wird mein Wunsch, so viel Vermögen zu besitzen, daß ich jederzeit ohne Nahrungssorgen vom Schauplatz abtreten kann. Ich will ein freier Mann sein, um auch in höherer Stelle unabhängig zu bleiben."

*

Weiter vom 15. 9.

„Gestern morgen hat mir der Herr eröffnet, daß er beim König meine Begleitung beantragt und dieser ja gesagt habe, unter der Bedingung, daß der Minister einverstanden. Ich habe nun gestern an diesen geschrieben; ich denke, er wird nichts einwenden. Die Abreise ist definitiv auf den 15. Oktober festgesetzt. Das begleitende Geschwader hat bereits Ordre erhalten, sich zur Reise einzurichten und am 10. Oktober in Brindisi zu sein. Ich erhalte 200 Thaler Einrichtungskosten und 8 Thaler Tagegelder für 2 Monat, aber ehe ich an die Ausrüstung gehe, muß ich noch die Antwort des Ministers abwarten."

So begann noch eine neue, große Unternehmung vor Jahresschluß.

Sechstes Kapitel

Die Reise nach Aegypten und Zeit bis zum Kriege

Baden-Baden, 4. 10. 69.

Von der Fahrt hierher durch bekannte Länder ist nichts zu berichten. Die Schlafgelegenheit war so gut, wie man sie auf der Eisenbahn nur verlangen kann; der Herr in altgewohnter Weise gnädig und freundlich. Die Reisegesellschaft sehr angenehm; Graf Lehndorff ist eine sehr ansprechende Persönlichkeit; Eulenburg der gescheite, immer zuvorkommende Kavalier; Jasmund, der jüngste von uns, besitzt wohl das größte Phlegma. Nur für die Fahrt hierher stieg zu uns Prinz Reuß, unser Gesandter in Petersburg; er duzt sich mit dem Kronprinzen und plauderte viel mit ihm; mir hat er sehr wohl gefallen.

Großherzog und Großherzogin waren mit ungeheurem Gefolge badischer und preußischer Herren auf dem Bahnhof. Wir fuhren direkt zur Königin, wurden aber nur vom König empfangen; dann hierher auf das Schloß, wo wir uns heut selbst überlassen bleiben. Wir werden an der Marschalltafel speisen, aber in Gala."

*

Baden, 5. 10. 69.

„Noch ein Wort vor der Abreise. Ein prächtiger Tag; Baden erglänzt in seiner vollen Schönheit von Wiesen, Wald und Bergen, aber das französische Treiben ärgert mich; wie kann sich das Fremde in unserm Vaterland so breit machen dürfen?

Der König reist heut von hier ab. Er sah in Uniform weit gesünder und kräftiger aus wie gestern in Zivil. Er nahm uns, die vier Begleiter des Kronprinzen, zusammen und sagte:

‚Für den Orient habe ich Ihnen nichts zu sagen, meine Beziehungen sind dort die allerbesten; Ihnen wünsche ich nur, daß Sie gesund bleiben. In Wien wünsche ich nur freundliches Entgegenkommen. Ich will da nichts, ich bedarf ihrer nicht. Kommt man auf 1866 zu sprechen, so behandeln Sie die Sache coulant, kommt man aber mit Rodomontaden, so scheuen Sie die Antwort nicht. Wenn man auf Baden hinweist, als über den Prager Frieden hinausschreitend, so sagen Sie, daß die Verhältnisse ohne uns gemacht sind. Wir stehen auf dem Boden

des Prager Friedens. Und nun adieu! Wenn ich jünger wäre, hätte ich die Reise selbst gemacht, ich beneide Sie.'

Den Abend waren wir zum Diner bei der Königin. Sie war außerordentlich huldvoll; die Reise betrachtete sie als ihr Werk, und sie soll wirklich das Hauptverdienst haben, daß der König zugestimmt hat.

Die Großherzogin erkundigte sich nach Dir und Mathilde. Es kam dabei auf Kinder die Rede, und ich hörte mit Interesse, wie zufrieden sie mit der Art der Erziehung sei, die sie für ihren zwölfjährigen ältesten Sohn gefunden, der mit elf Knaben zusammen eine gemeinschaftliche Schule habe. Er sei infolgedessen frischer und arbeite mit Ehrgeiz. — Das gefiel mir gut.

Der Großherzog ist sehr höflich und still; man sagt, er arbeite zu viel, häufig ohne zu frühstücken von morgens acht bis abends sechs. Das ist entschieden zu viel des Guten, erhöht aber den günstigen Totaleindruck, den ich von Baden erhalte."

*

Wien, 7. 10. 69.

„Am 5. abends reisten wir von Baden ab; München wurde nur berührt, Prinz Otto begrüßte den Kronprinzen kurz auf dem Bahnhof. In Salzburg großer, offizieller Empfang; eine Compagnie Jäger als Ehrenwache. Die Leute sind auffallend klein; ich erfahre, die Oesterreicher stellen das kleine Volk bei den Jägern ein. Die zur Begleitung kommandierten Herren stellten sich vor; Déjeuner und Extrazug durch reizende, leider regenverschleierte Gegend. In Linz wieder Ehrenwache; Infanterie, blonde Böhmen, schöne Leute. Die bekannten Linzer Festungstürme werden auf Abbruch verkauft. — In St. Pölten wieder Ehrenwache; Polen; große, hübsche Leute.

Hier erwartete uns auf dem Bahnhof der Kaiser in der Uniform des Regiments Franz; Empfang sehr herzlich. In der Burg war der Hof in den für den Kronprinzen bestimmten Gemächern versammelt. Die Kaiserin an der Spitze.

Das war nun freilich eine Erscheinung, wie ich sie so wunderschön noch nie gesehen. Ganz einfach in Weiß, ohne irgend einen Schmuck, mit strahlenden prächtigen Augen.

Der Obersthofmeister Fürst Hohenlohe und der Generaladjutant Graf Bellegarde sind kluge und höfliche Herren.

Der Kaiser war überaus wohlinformiert über meine Person und Thätigkeit im Ministerium; er sagte u. a., daß er anerkennen müsse, wie der Geschäftsgang bei uns sehr viel einfacher und ohne so viel Aufwand an Menschen statthabe, wie dort.

Die Kaiserin sprach mir vom Wetter, aber es war schönes Wetter.

Die Begegnung des Kronprinzen mit dem Kaiser war durchaus freundlich; der Kaiser streifte die Vergangenheit nur mit dem Ausdruck des Dankes an den Kronprinzen für die kameradschaftliche Freundlichkeit, mit der er den gefangenen und verwundeten Oesterreichern begegnet sei. Die weitere Unterhaltung, die summa summarum anderthalb Stunden dauerte, bot nichts Interessantes."

*

8. 10. 69.

„Der Tag begann um zehn mit der Visite bei Kaiser und Kaiserin; wir hatten eine Stunde Zeit und Gelegenheit, um im Vorzimmer mit den Hofleuten zu plaudern. Man erzählte, der Kaiser stände alle Morgen um fünf, im Sommer noch früher auf, kenne nur ein Vergnügen und einen Erfolg, die Jagd, und führe im übrigen ein ziemlich freudenleeres Leben. — Die Kaiserin sei in Wien gar nicht beliebt, in Ungarn weit mehr; sie zeige auch dort viel mehr Interesse.

Die Besuche der Erzherzöge waren zumeist so gelegt, daß sie sich mit denen des Kronprinzen kreuzten. Wir fuhren den ganzen Morgen Visiten, dann um drei wurde Beust empfangen.

Er ist ein alter Mann mit einer gewissen Schlaffheit in den Zügen, mit Verstand im Ausdruck, mehr hinterhaltig wie pfiffig. Er macht nicht den Eindruck eines Mannes, der mit sich zufrieden ist, die Unruhe unbestimmten Strebens spricht aus Miene und Bewegungen.

Die Unterhaltung mit dem Kronprinzen begann mit Unbedeutendem und gewann erst durch Beust selbst einen politischen Charakter.

Er sagte: ‚Es sei seine Aufgabe, zwischen den verschiedenen Nationalitäten Oesterreichs zu vermitteln und auszugleichen; hierbei müsse er, für die deutschen Provinzen sorgend, darauf bedacht sein, ihnen eine innige Verbindung mit Süddeutschland zu bewahren. Wollte er dies Band lockern, so würde er die Deutschen, den bedeutendsten Teil des Kaiserstaates, zu Gegnern haben. — Er sei jeder aggressiven Politik fremd, wolle nur den Frieden wahren. — Für die inneren Verhältnisse halte er eine freie Presse für notwendig. Es gebe, wenn man die öffentliche Meinung leiten wolle, nur zwei Wege; entweder man beherrsche die ganze Presse, wie Frankreich, und lasse nur die Nachrichten und Ansichten durch, die man brauchen könnte, oder man gebe die Presse ganz frei und überlasse es der Wahrheit, sich selbst zu bestätigen, was ihr immer gelinge. Er halte den ersten Weg für gefährlich und huldige unbedingt dem zweiten. — Freilich würde dabei mancherlei Unangenehmes geschrieben, dafür könne aber die Regierung nicht verantwortlich gemacht werden. Das möchte die preußische Regierung doch berücksichtigen. Auch von einer Animosität seinerseits gegen Bismarck sei nicht die Rede, er sei von dem innigsten Bestreben beseelt, sich mit jedermann gut zu stellen.‘

Summa: Nicht bedeutend; nicht einmal sehr gewandt. Er wird Oesterreich nicht retten.

Nunmehr kamen die Generale und Obersten der Garnison, an deren Spitze der Kriegsminister Generalleutnant Kuhn. Er nahm den Rang vor den Generalen der Infanterie und stellte auch diese vor. Er sieht kräftig und gut aus, hat dunkles Haar und schwarze, lebendige Augen, ist entschieden klug, aber auch Schwärmer. Er wäre weniger radikal in seinen Organisationen, wäre er nicht Enthusiast seines Amtes. — Jeder Schwärmer findet hier sofort eine Menge Gläubige; die Saaten schießen leicht hoch, aber die Wurzeln gehen nicht tief.

Der kommandierende General Marwicic, neben dem ich während der ganzen Audienz stand, hat mir sehr wohl gefallen; er ist verständig und unterrichtet und sucht mehr das Vorhandene zu entwickeln, als stets Neues zu schaffen.

In Edelsheim, dem berühmten Kavallerieführer, hatte ich einen ganz andern Mann gesucht. Er ist dick und weich in Farbe, Fleisch und Augen. Ich halte ihn auch mehr für Schwärmer, wie Schöpfer.

Die ganze Gruppe der Herren machte einen sehr guten Eindruck. Der Krieg hat wohl eine Menge tüchtiger Elemente an die Oberfläche gebracht.

Dann folgte die Marine mit dem ruhmgekrönten Admiral Tegethoff an der Spitze; es ist verständlich, wenn er uns gegenüber etwas Unternehmendes und Selbstzufriedenes markiert.

Die Diplomaten beschäftigten mich nicht viel, ich weiß nur, daß unser Werther mir sehr wohl gefällt."

*

9. 10. 69.

„Gestern hatte ich den Bericht an den König zu machen, der mir sehr viel Zeit fortnahm. — Zwischendurch sah ich die große Bäckerei, die zwei Millionen kostete und unbrauchbar ist; Kasernen, das Arsenal mit dem prächtigen Waffenmuseum, eine Menge neuer Straßen — schön aber habe ich hier nur die Kaiserin gefunden.

Der Kronprinz empfing Giskra; die Unterredung war viel bedeutender und wärmer als die mit Beust: ‚Dieser Nichtösterreicher sei augenblicklich der einzige, der einen Ausgleich zu stande bringen könne. Die Schwierigkeiten der Lage würden durch die schnelle Entwicklung von Handel und Industrie sehr gemildert. Auch die Finanzen würden sich heben. Eine Einigung Deutschlands mit preußischer Spitze sei notwendig; eine spätere Alliance Deutschlands mit Oesterreich müsse Europa beherrschen.‘

Unser Aufenthalt hier ist sehr gut verlaufen, ich glaube, die Welt ist gegenseitig zufrieden, und wenn wir auch keinen Pakt geschlossen haben, so ist er doch möglicher geworden.

Um neun Uhr geht es gen Venedig. —

In dem Bericht des Kronprinzen, datiert 13. 10. 69. heißt es:

‚Da es mein Wunsch war, von jetzt ab inkognito zu reisen, kam der Kaiser, ehe ich die Burg verließ, zu mir, um Abschied zu nehmen; gleichzeitig teilte er mir mit, daß er in den letzten Tagen dieses Monats die Donau hinunter durch das Schwarze Meer nach Konstantinopel gehen werde. Diese Nachricht schien nach allen Mitteilungen dem ganzen Wiener Hof ebenso überraschend zu kommen wie mir. Ich will unentschieden lassen, ob sie erst ins Auge gefaßt ist, nachdem die Begegnung mit mir in Wien eine solche im Orient vorbereitete, sie also zu einer angenehmen machen konnte; oder ob Herr v. Prokesch von Konstantinopel aus die Reise aus politischen Rücksichten angeregt hat, als Paroli gegen mich

und das Zeigen der norddeutschen Flagge. Jedenfalls erwächst mir daraus die Pflicht, vor dem Kaiser in Konstantinopel einzutreffen, um die gesamten Ehren des Empfanges voll zu genießen.'"

Ich schrieb aus Venedig den 12. 10. 69.:

„Der kaiserliche Extrazug führte uns in höchst angenehmer Situation über die Alpen; das Wetter wurde schön, und die Welt lag prächtig vor uns. Gegen halb sechs kamen wir an und bestiegen die königlichen Gondeln, um in unsern Palazzo zu fahren. Wir hatten trotz allem einen offiziellen Empfang, zu meiner Freude Robilant und den General Negri, einen tüchtigen, aber wenig spaßhaften Herrn. In ähnlichem Verhältnis stehen unsre preußischen Diplomaten. Graf Usedom ist eigens gekommen, mit seinem reichen Wissen die Honneurs der Kunst zu machen, während der wirkliche Gesandte Brassier sehr unsympathisch ist. Aber wir drücken uns die Hände und sind die besten Freunde.

Den Zauber, den das alte, veraltete und schlecht gehaltene Venedig auf mich ausübt, will ich nicht beschreiben, aber noch nie habe ich mich mit solchem Genuß dem dolce far niente hingegeben wie hier. Das reglementmäßige Besichtigen überlasse ich den andern; ich freue mich des farbenreichen Lebens, des schönen Meeres und des klaren, wolkenlosen Himmels. Königliche Gondeln sind stets zu unsrer Verfügung, und ich habe sie wacker benutzt. Ein weiches Polster für zwei Personen, dahinter der treibende Gondolier, vor uns an der Spitze der leitende, ein bildhübscher Bursche ganz in Weiß mit Blau und Silber, in Lackschuhen, mit leichtem Matrosenhut.

In solchem Gefährt von einer schönen Kirche zu einem schöneren Bilde zu fahren, oder über den Lido hinaus ins Meer, das ist allerdings ein Genuß, wie ich ihn noch nicht gekannt habe.

Von Politicis will ich noch berichten, daß das Ministerium Menabrea seinem Tode sehr nahe ist. Der König ist dann für Ratazzi, eine große Partei für Lamarmora.

Hier ist die Marine das an uns herantretende militärische Element, sie ist aber noch nicht so fertig wie die Landarmee."

*

Bari, den 16. 10. 69.

„Venedig war sehr schön. Ich bin meist mit Lehndorff gewesen, der immer guter Laune und unternehmend ist; Eulenburg hat vorläufig nicht sehr viel von der Reise, er ist ungeheuer in Anspruch genommen; sind wir erst glücklich eingeschifft, so wird es für ihn besser werden.

Der Kronprinz zog es vor, mit Usedom und dessen Ablatus, dem jungen Schöll, die Kunstschätze allein zu besichtigen. Sie waren dort vollständig zu Haus, außerdem ist Usedom aber auch ein höchst angenehmer Gesellschafter. Leider führte er einen kleinen Zwischenfall herbei.

Als wir nach Tisch eines Tages herumstanden, bemerkte ich, daß Jasmund eindringlich zum Kronprinzen sprach; es fiel mir besonders auf, weil der Prinz so still dazu war. Bald darauf ging er fort und ließ mich rufen. Nun sagte er, er wolle Usedom und Schöll als Belohnung ihrer Gefälligkeit mit nach Athen nehmen.

Ich sagte, Schöll sei eine reine Geldfrage, Usedom aber außerdem eine politische. Der König bezahle die Reise und habe die Begleitung befohlen; der Prinz könne also nicht ohne weiteres einladen, müsse außerdem aber auch die Rückreise bezahlen. Usedom befinde sich in einer gewissen Opposition gegen die bestehende Regierung, seine Entlassung habe mit einem gewissen Eklat stattgehabt, ich halte dessen Mitnahme für sehr unthunlich.

Antwort: ‚Das könne er nicht zugeben, er müsse sich das erst noch überlegen.‘

Um dem Herrn nun die Wege zu ebnen, und da ich es einerseits zu keinem öffentlichen Skandal in Berlin kommen lassen wollte, andrerseits aber Usedom für viel zu verständig hielt, um dem Prinzen einen solchen nicht zu ersparen, so ging ich zu ihm und legte ihm meine Gesichtspunkte dar. Seine Antwort war, er gebe alles zu und überlasse dem Prinzen die Entscheidung.

Es ging aus der ganzen Unterhaltung hervor, daß er gedacht hatte, den Prinzen überhaupt zu begleiten. Es war nun nicht weiter die Rede davon, und ich hielt die Sache für erledigt. Da plötzlich, gestern in Ravenna, wo wir von den Kunstschätzen Italiens Abschied nahmen, Usedom also scheiden mußte, kam der Prinz darauf zurück.

Ich sagte ihm, Usedom habe meine Gründe anerkannt, außerdem möge der Herr die Gnade haben, nichts zu unternehmen, was als eine direkte Opposition gegen den königlichen Willen aufzufassen sei. — Graf Eulenburg unterstützte mich kräftig, und so war das Ende, daß der Prinz dem jungen Schöll eine Summe Geldes schenkte, um selbständig nach Griechenland zu reisen. Jasmund drückte seinen Zorn in Verstimmung aus, der Prinz aber bedankte sich schließlich noch bei mir, daß ich ihm geholfen, auf diese Art herauszukommen.

Gestern mittag fuhren wir ab gen Süden, bis heute früh halb neun, und erwachten in einer neuen Welt, so südlich, daß Venedig dagegen wie Thule erscheint. Namentlich das Gewimmel in der Matrosen- und Fischerwelt am Strande amüsierte mich; wir bummelten eine Zeitlang in den Straßen herum, dann aber wurde es so heiß selbst im Schatten, daß die Klugheit gebot, das Haus aufzusuchen. — Morgen früh geht es nach Brindisi, von dort um zwei Uhr an Bord eines Postschiffes nach Korfu, wohin unsre Kriegsschiffe dirigiert sind. Wir dürfen keine Zeit vertrödeln, damit wir vor dem Kaiser von Oesterreich in Konstantinopel sind.“

Aus Athen schrieb der Kronprinz unter dem 22./10.:

„Korfus Lage ist sehr schön, zwar regnete es anfangs, als aber dann die Wolken stiegen und die wundervolle Kette der albanischen Berge klar wurde,

da ging die ganze Pracht dieser Natur auf. Man fühlt und sieht hier überall die segensreichen Wirkungen der englischen Herrschaft; in Korfu ist Leben und Kultur, wohin das Auge sich wendet, über Griechenland lagert Oede und Leere, nur Athen hat einen Anstrich erhöhter Entwicklung.

Wie wenig fundiert diese aber ist, bemerkt man, wenn man die Stadt verläßt; denn rings umher an allen Ausgängen stehen Wachen, die drei Mann starke Posten in das Feld vorschieben, und eine halbe Stunde weiter sind wieder Wachthäuser mit Piketts. Unter solchem Schutze wird das Feld bebaut und wandern ein paar Menschen auf der Landstraße von und nach Athen.

Der Delphin brachte mich erst mit Einbruch der Nacht in den Piräus; die hier stationierten russischen und englischen Kriegsschiffe waren erleuchtet und begrüßten mich mit den gebührenden Ehren. Mit dem König Georg traf ich an der Landungsbrücke zusammen. Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Athen und dann durch die Stadt, in der mich die Bevölkerung mit überraschendem Jubel und Teilnahme empfing, nach dem Schloß. Hier fand der übliche Empfang statt.

Der König und die Königin sind mir mit vollster Herzlichkeit entgegengekommen, und ich habe sehr schöne Stunden mit ihnen zugebracht. Sie leben sehr glücklich miteinander, aber die Vereinsamung, in der sie dem Lande gegenüberstehen, ist so groß, daß ihnen mein Besuch ein wirklicher Genuß wurde. Das einzige, was der heutige König vor dem König Otto voraus hat, ist das, daß er Kinder hat, die Griechen sind; das bildet aber auch den einzigen Zusammenhang des Königs mit dem Volke.

Es ist nicht schwer, Pläne zu machen, wie Land und Volk zu heben sind, denn die Schäden liegen zu offen am Tage; leider aber auch, daß die nötige Arbeit Jahrhunderte äußeren und inneren Friedens erfordert, und der festen Konsequenz, die hier eben keine Regierung haben kann."

Ich selbst schrieb am gleichen Tage:

„Heute giebt es noch Visiten, Spazierfahrt und Galadiner. Morgen mittag fahren wir fort und besteigen die Fregatte ‚Hertha'; ein schönes Schiff, das wir neulich auf der Fahrt von Korfu trafen und nach dem Piräus dirigierten. Ich freue mich auf die Seereise, denn von der hier herrschenden Glut kann man sich keinen Begriff machen; der stets wolkenlose Himmel sendet den ganzen Tag Strahlen hernieder, die einem das Mark in den Knochen ausdörren. In der Nacht aber wird es so kalt, daß ich mich zudecke wie bei uns im Winter."

*

Constantinople, le 24 Octobre 1869. Palais impérial de Beglerbey.

„Hier sitze ich in einem wahren Feenpalast. Diese Niederlassungen des Sultans besitzen eine unerhörte Pracht und Freiheit des Raumes, wie man sie in unsern Schlössern gar nicht kennt. Die Mitte unsers Palais bildet eine Halle von einer Fläche wie ein ganzes Berliner Grundstück; darin ein großes Marmorbecken mit fallenden Wassern; rings umher unsre Gemächer, frei und schön, mit

dem Blick auf den Bosporus und herrliche Gärten. Jetzt kurz vor dem Diner alles erleuchtet mit kolossalen Krystallkandelabern.

Der Kronprinz wohnt eine Treppe höher, bei ihm ist die Halle ein großer Salon mit den schönsten Marmorsäulen und allen möglichen Polster- und Blumen-etablissements. Da sitzen wir denn und rauchen aus brillantenbesetzten Tschibuks.

Wir hatten sehr ruhige Fahrt auf der Hertha, wo ich eine eigne Kabine mit großem Bett und allem Komfort habe. An den Dardanellen wurden wir von den türkischen Behörden empfangen, und der erste Ecuyer des Sultans kam zur Begrüßung, ein sehr gewandter, französisch sprechender Grieche. Er brachte uns die Erlaubnis, mit unserm Kriegsschiff die Dardanellen zu passieren, und mit grauendem Tage langten wir vor der in Nebel gehüllten Stadt an. Es war Sonntag, und wir hielten angesichts der Türken noch unsern Gottesdienst ab, setzten uns dann in Glanz und bestiegen ein türkisches uns entgegengesandtes Staatsschiff, eine kaiserliche Jolle, die, ganz in Seide und prächtigen Krystall-säulen ausgerüstet, den ersten Einblick in die hier herrschende Pracht bot.

Zunächst empfingen uns die hier lebenden Deutschen; sie fuhren uns auf schön geschmücktem Dampfer entgegen, mit Musik und Gesang, und unendlicher Jubel erscholl, als der Kronprinz sich zeigte. Nun ging es vorwärts durch eine Wasserstraße viermal so breit wie der Rhein, mit Ufern so hoch wie der Ehren-breitstein, aber flacher ansteigend, und darauf ein Palast über dem andern; das schönste Panorama, das die Welt bieten kann.

Welche Pracht die Umgebung unsers Palais de Beglerbey noch enthält, er-fuhren wir erst am Abend nach dem Diner. Da war der Park weithin illuminiert, verborgene Kapellen spielten zu unsrer Promenade Straußsche Walzer, und ein Kiosk nach dem andern öffnete sich, mit den schönsten und reichsten Salons, alles mit Geschmack und in Harmonie mit dem Klima und dem Orient; wirklich zauberhaft.

Gestern haben wir beim Großherrn gegessen. Er und seine sämtlichen Würdenträger, mit Ausnahme des Großveziers Ali Pascha, sind sorgfältig ab-gerundete Erscheinungen; die Ruhe macht sie dick. Es war ein ganz europäisches Diner, aber kein Türke trank Wein. Die Konversation mit dem Sultan, der nur türkisch spricht, ging nur per Dragoman und war sehr schleppend."

*

Den 26. 10.

„Die andern haben sich gelegt, ich will die Stunde, die mir bis zum Diner bleibt, mit Dir verplaudern, denn ich habe entsetzlich viel gesehen.

Außer der Wache von 3 Offizieren und 30 Mann steht permanent ein Musikcorps von 50 Mann vor unsrer Thür, um sich bei Honneurs sowie bei allen Mahlzeiten hören zu lassen. Nur die Nacht von 10 bis 6 sind sie frei. Der Musikmeister der Kapelle ist General, er spielt aber nur bei Tafel; der gewöhnliche Kapellmeister ist Hauptmann, und die ersten Instrumente werden nur von Offizieren gespielt, die viel besser bezahlt sind, wie die gleichen Grade bei den Truppen.

Gestern haben wir die Stadt geradezu durchlaufen, Menschen und Dinge anschauend, zumal aber die Bazare erforschend. Heut sahen wir zunächst den alten Sérail, d. h. Bauten aus den ersten mohammedanischen Zeiten, deren Reste nach einem großen Brande übrig geblieben sind; von dort gingen wir nach der Hagia Sophia, bei deren Anblick einen trotz aller Schönheit des Baues die Trauer packt, daß das Christentum hier dem Islam weichen mußte. Dann stiegen wir zu Pferde und nahmen Parade ab; ganz brillantes Material, schöne, große, kräftige Leute im Kostüm der Zuaven. Die Offiziere, wie alle, die etwas gelten wollen, tragen europäische Kleidung mit Fes.

Die Pferde der Artillerie waren vorzüglich, die der Kavallerie miserabel; den Schluß machte ein Artillerieexerzieren, ganz nach preußischem Reglement; es ging ganz ordentlich. Der Kronprinz empfing die preußischen Offiziere, die dort als Instrukteure angestellt sind, es machte einen eignen Eindruck, diese Türken berlinisch oder thüringisch sprechen zu hören.

Die vermummten Gestalten der türkischen Frauen könnten auf den Straßen zwischen dem vielen Gesindel ein poetisches Element bilden, wenn sie weniger ungestaltet wären und frei gingen anstatt zu watscheln. Die eleganten Türkinnen sieht man nur im Wagen; sie tragen so lichte Schleier, daß man sogar sieht, wie stark sie gemalt sind und wie viele Pockennarben tragen.

Nach dem Frühstück im Seraskierat ritten wir weiter durch die Stadt. Man sieht nur Holzhäuser in den Straßen, und diese, wie die Umgebungen, wie die Menschen, deuten darauf hin, daß Elend hier heimisch ist. Die vergitterten Fenster verhindern, daß man in das Haus hinein- oder heraussehen kann, verdüstern das Ansehen und verfinstern die Existenz. Auf der Straße aber und in den unten weitgeöffneten Hallen geht jedermann seiner täglichen Beschäftigung nach, und alles bewegt sich in den buntesten Farben.

Die Mauern der Stadt nebst den Wällen sind einst fest gewesen; heute sind sie nach allen Richtungen hin durchlöchert und verfallen wie das ganze Reich. Draußen Kirchhof an Kirchhof, mit den schönsten Cypressen bestanden.

Das Judenviertel bringt Ueberraschungen; eine Menge hübscher Mädchen, große Sauberkeit und entschiedene Armut. Die Qualitäten unsrer Juden vertreten hierzulande die Armenier.

Die Pferde, die wir ritten, waren prächtige Araber; sie zeigten den ganzen langen Tag, bergauf bergab, auf dem niederträchtigsten Pflaster der Welt, nicht eine Spur von Ermüdung."

*

28. 10. 69.

„Gestern hat der Kronprinz eine Fahrt in das Schwarze Meer gemacht. Wie gesagt, nimm die belebtesten Gegenden des Rheinthals zwischen Koblenz und Bonn, mache den Strom viermal so breit, und Du hast eine Ahnung von der Pracht und dem Leben dieses majestätischen Gewässers, auf dem Hunderte der größten Seeschiffe immer in Sicht sind und sich mit vollen Segeln oder mit

Dampf bewegen. Nur die Höhe der Berge zeigt mangelnde Kultur, während sonst schöne Promenaden, Gärten und Kioske die Landschaft bedecken.

Dann ruderten wir zum Sultan und fuhren von dort in vier Vierspännern — Pferde, Wagen, Geschirre aus Paris, — nach den süßen Wassern, stiegen wieder in die Kaiks, und ruderten um das ganze Goldene Horn, um Pera, nach Haus. Die untergehende Sonne beleuchtete die wunderbare Gegend und goß einen Zauber darüber aus, der gar nicht zu beschreiben ist. — Originell ist, daß die kaiserlichen Kaiks nicht durch die großen offenen Durchfahrten der Brücken fahren; für sie wird jedesmal ein ganzes Joch ausgefahren, so daß jeder Verkehr stockt und von beiden Seiten eine große Menge Volkes sich anstaut.

Ich will gleich noch ein ähnliches Beispiel von der hier gültigen Verachtung der Massen anführen.

Der Kronprinz hatte den Wunsch ausgesprochen, er wolle heute nachmittag eine Kaserne besehen. Infolgedessen hatte der Kriegsminister befohlen, die ganze Garnison von Skutari, acht Bataillone Infanterie und ein Regiment Artillerie solle dort en parade aufgestellt werden, und zwar sollten die Truppen, da der Prinz keine Stunde bestimmt habe, von acht Uhr ab unter Gewehr stehen. Wir kamen nachmittags vier Uhr, und die Leute hatten unausgesetzt gewartet."

*

29. 10.

„Gestern ritten wir nach der deutschen protestantischen Schule und Kirche, begrüßten die Gemeinde und die armenischen Repräsentanten aller Protestanten und besichtigten das deutsche Krankenhaus mit der Diakonissenanstalt. Der Kronprinz zeigte sich unendlich liebenswürdig, und er mußte befriedigt sein, zu sehen, wie gut es mit diesen Anstalten steht.

Dann sahen wir den Kaiser von Oesterreich einfahren, frühstückten und machten den schönsten Ritt über die Höhen von Skutari. Dabei begegneten wir einem reisenden Harem, der zu Pferde aus dem Innern Kleinasiens kam; auf jedem Pferd ein großer weißer Baldachin, auf jeder Seite des Pferdes ein verhülltes Weib; zwei Schwarze zu Pferde als Führer, bei jedem Pferde ein Junge.

Eine wundervolle Cypressenwaldung bietet von der Höhe eine Aussicht über Marmarameer und Bosporus, daß man danach die Scheußlichkeit der tanzenden und heulenden Derwische gar nicht begreift. Solch ekelhafter Wahnsinn dicht neben der höchsten Herrlichkeit Gottes.

Nun ritten wir nach der Kaserne und nahmen eine Parade ab. Wunderschöne Leute, die Stuben sehr überlegt und nur als Lagerstätten ausgerüstet; der Anzug der Leute ist sehr gut, die Kerls waren bis auf die Haut proper. Auch ihr Essen fiel durch Reinlichkeit auf; es bestand aus Reis und einer langen Sauce von gekochten Weintrauben.

Der Ritt ging weiter nach einem brillant gehaltenen Hospital und nach dem Strande, wo ein Dampfschiff lag, um uns zum Kaiser von Oesterreich zur

Visite und endlich nach Hause zu führen. Es war der reichste Tag, den ich je auf Reisen erlebt.

Heute geht es nun fort, und ich muß noch meinen Bericht an den König machen. Dein Brief vom 18., der mir gestern zugegangen, erregt meinen wärmsten Dank; Du schreibst etwas melancholisch über unsre Trennung am Hochzeitstage; so Gott will, wollen wir das nächste Jahr gemeinsam unser silbernes Fest feiern. Der Prinz hat noch keinen Brief seit dem 11. Oktober; er ist sehr unglücklich, denn selbst der Geburtstagsbrief der Kronprinzessin ist ihm ausgeblieben; deshalb warten wir hier heut noch auf die Post."

*

An Bord S. M. S. Hertha, den 2. 11. 69.

„Die hohen Felsküsten Kleinasiens und seiner Inseln ziehen in dem blauvioletten Licht der hiesigen Zone vorüber; ich habe nichts zu thun, als ihnen nachzusehen, und nichts zu berichten, als daß wir anhaltend gutes Wetter haben. Nur vor Rhodos war etwas viel See, aber die Größe des Schiffs gleicht die Bewegung sehr aus, und die Fahrt wäre ganz angenehm, wenn nicht die furchtbare Hitze die Nerven erschlaffte, denn es weht Tag und Nacht ein feuchter Südwind.

Mein Leben verläuft sehr regelmäßig. Um sieben wird aufgestanden, dann auf Deck gestiegen, nach Wetter, Wind, Kurs, gewonnenem Weg u. s. w. nachgefragt, bis halb neun promeniert, gefrühstückt, wieder promeniert, — meist mit dem Prinzen, — wobei dann sehr vieles Interessante durchgesprochen wird, und Beratung mit dem Kommandanten Kapitän Köhler. Ich suche mich über die Marine zu orientieren, und man erzeigt mir die Ehre, mich mit meiner Wetterkunde zu respektieren und mein Urteil stets zu hören. Um ein Uhr Lunch, Lektüre bis zum Dunkelwerden, Toilette im Frack, halb sieben Diner und endlich Whist bis zehn, Zigarre auf Deck und gegen elf Nacht.

Mit der Ruhe ist es nicht weit her, und neben der Hitze hindert der Mordlärm am Schlafen. Jeder Tritt der Wache schallt durch die Kabine, wenn aber gar manövriert wird, mit Segeln u. s. w., was jede Nacht ein paarmal erfolgt, dann entsteht ein ungeheurer Spektakel. Außerdem aber ist jeden Morgen um fünf Uhr Scheuerfest; Schrubber und Eimer bullern rücksichtslos über mir her.

Das Meer hat eine ungemein schöne, dunkelblaue Färbung, und sobald die Nacht darauf liegt, ist jeder leichtbewegte Tropfen ein Feuerfunke. Da wollte ich, Du sähest das mit mir und auch die Kinder.

Auf den Herrn hat die Gleichmäßigkeit der Fahrt den Einfluß, daß er Pessimist wird und schwarz ins Leben sieht. Manchmal gelingt es mir, ihn umzustimmen, am leichtesten noch, wenn etwas zu zeigen ist, eine Insel, Delphine, schöne Beleuchtung. Dann merkt er wieder, daß er ein Mensch mit Menschen ist.

Ich bin noch an einem Bericht an den König, der aber erst in Jerusalem zum Abschluß kommt, über den Johanniterorden und seine Ziele hier.

Nun adieu, Liebste, Kuß und Gruß für die Kinder."

*

Jerusalem, 7. 11. 69.

„Die letzten Tage waren so ausgefüllt, daß es mir unmöglich war, zu schreiben.

Am 3. morgens lagen wir vor Jaffa. Die Einfahrt des Hafens zwischen zwei engen Felsriffen, die ganz flach unter Wasser liegen, ist bei hoher See bedenklich. — Jaffa bot uns zum erstenmal das volle Bild des Orients; Steinklumpen ohne Fenster und ohne Dächer anstatt der Häuser; Menschen spärlich in bunte Lappen gekleidet, die Pferde klein, mehr Esel und am meisten Kamele. Hier und da eine majestätische, mit Früchten behangene Dattelpalme; an den Höhen und im dahinterliegenden Thale dicke Orangenwaldungen. Die Behörden begrüßten den Kronprinzen, die Truppen mit wahrhaft scheußlicher Musik, und endlich sehr sympathisch die württembergische Kolonie, die sich dort angesiedelt hat und sich mit Orangenbau beschäftigt.

Nach einem Besuch bei den Deutschen und gutem Frühstück im Deutschen Hotel stiegen wir zu Pferde, um zwei Drittel des Weges hierher noch zurückzulegen. Der Pascha der Provinz, der den Kronprinzen begleitete, war ein feiner, liebenswürdiger Mann, viel gereist und sehr gut angezogen. Die Gegend bleibt kahl und öde, nur hier und da eine Olivenholzung oder ein Steinhaufen, der einen Ort repräsentiert. Bei unsrer Annäherung entwickeln sich die wunderlichsten Gestalten, zerlumpt, aber in stolzer Haltung, kein eigentlicher Krüppel dabei.

Bei Ramleh erschien der Gemeindevorstand, den Kronprinzen zu begrüßen, mit einer Schar Berittener, die uns nun begleiten sollten und ein höchst buntes Waffenspiel aufführten; eine Art Flucht und Verfolgung; eine Gazelle taucht auf, der Reiter folgt, und es wird eine Jagd daraus.

In Ramleh wurde in buntem Gewühl gerastet, und dann ging es fort. Der Weg war für die Ankunft unsers Herrn und des Kaisers neu hergestellt, aber echt orientalisch. Wir trafen noch einzelne Gemeinden arbeiten, ohne alle Werkzeuge, nur mit der Hand; sie tragen Erde und Steine in möglichst kleinen Strohmatten herbei. Der nächste Regen wird alles wieder auflösen, der ganze Bau ist ein Kinderwerk.

Um sechs Uhr kamen wir am Gebirge an, wo ein Zeltlager für uns aufgeschlagen war, in dem wir sehr gut lebten. Nächsten Morgen brachen wir früh auf und drangen in das sehr hohe Bergland und die öden Steinmassen des eigentlichen Judäa ein. Alle halbe Stunde steht ein Wachthaus, in dem Mannschaften der benachbarten Dörfer etabliert sind.

Anderthalb Stunden vor Jerusalem erwarteten uns die Deutschen, etwa 25 zu Pferde. Sie allein bilden hier eine Kolonie, die andern Nationalitäten sind nur sporadisch und eigentlich nur in Klöstern, Hospizen und andern kirchlichen Anstalten vertreten. Die Deutschen sind Kaufleute und Handwerker, ein phantastischer Zug hat sie hergetrieben und hält sie fest. Alle Fremden aber suchen den Schutz des Norddeutschen Bundes zu gewinnen, als hätten sie das Gefühl unsrer aufstrebenden Macht. Man reist schon mit dem Stolz, ein Norddeutscher zu sein.

Der Empfang that dem Herzen wohl; wir gewannen nun die Höhe, wo alle Behörden, Konsuln, Religionen, Völkerschaften sich zum Empfang gruppiert hatten. Ein buntes Bild voller anregender Elemente. Am stolzesten die griechische Kirche; am originellsten die Juden, die mich mit einem Schlage durch ihre Erscheinung nach Posen zurückversetzten; am wärmsten war die Begrüßung der sechs Diakonissinen, die hier eine Krankenanstalt leiten, so frei von allen Aeußerlichkeiten, so rein menschlich, daß uns allen die Thränen über die Backen liefen.

Unser Herr war bei der ganzen Feier so schön an Körper und Geist, daß er alle Welt hinriß; er zweifelt gelegentlich daran, ob es ihm gelingen wird, hier in der Fremde neben den großen Souveränen die Würde seines Hauses und die Macht seines Landes hinreichend zu repräsentieren. Ich bin der Ueberzeugung, es können zehn Kaiser hinter ihm her reisen, es sticht ihn keiner aus. Aber es ist schade, daß er sich hiermit manchmal die Laune verdirbt.

Nun zogen wir ein; das schreiende Volk mit Palmenwedeln vorauf, der Kronprinz als Dragoner auf schönem Schimmel als Mittelpunkt, dann das Gefolge, viel Sonne und viel Staub. Durch alle Empfänge und Truppenaufstellungen hindurch begaben wir uns nach der heiligen Grabeskirche. Bekanntlich führen hier die verschiedenen christlichen Konfessionen zur höheren Ehre Gottes und zur Freude der Türken die unwürdigsten Schauspiele auf, prügeln sich um die Verehrung der heiligen Stätten; nur die türkische Peitsche hält sie in Ordnung. Auf meine Frage an den Pascha, ob die Protestanten ihm denn auch hierin Sorge machten, antwortete er: ‚Nein, ihre Religion ist ja der unsern ganz ähnlich.‘

Wir sahen dann die Tempelreste und gingen nach dem Oelberg; die schöne Aussicht über die Stadt, nach dem Jordan und dem toten Meere wurde durch den Sonnenuntergang mit den prächtigsten Farben geschmückt, und die durch die Oertlichkeit reich beschäftigte Phantasie gewann Gelegenheit, sich voll geltend zu machen.

Am 5. früh setzten wir uns zu Pferde, um nach Hebron zu reiten, der Grabstätte Abrahams, Isaaks und Jakobs, die sich in einer Moschee befindet und auch den Mohammedanern heilig ist; so heilig, daß nur ein Ferman des Sultans den Christenhunden die Moschee öffnet. Wir hatten einen solchen, und der Kronprinz hoffte, daß wir nun auch in die wirkliche Grabhöhle dringen könnten, die seit dem 12. Jahrhundert niemand betrat und wo die Archäologen merkwürdige Inschriften vermuten. Die Hoffnung, der Wissenschaft zu dienen, verleitete den Herrn, nach Hebron zu gehen; leider war es eine Täuschung, und wir machten umsonst bei der kolossalen Hitze den schweren Ritt. Todmüde kamen wir spät abends an und lagen um elf im Bett.

Am nächsten Tage sahen wir Bethlehem und die dortige Schule des Berliner Jerusalem-Vereins. Alle heiligen Stätten sind widerlich durch den Popanz, der überall daran gehängt ist; auch hier streiten sich Griechen, Armenier und Lateiner um den Vorrang, und die Türken müssen Ordnung stiften.

Nachher wurde hier in Kirchenbauangelegenheiten verhandelt, was für mich eine harte Arbeit war, da unser Generalkonsul nicht an den Zügel wollte. Der Kronprinz sollte einen Bauplatz für eine protestantische Kirche übernehmen, den der Sultan unserm König geschenkt hatte. Der Pascha aber und der griechische Archimandrit, der auch einen Schein von Anrecht auf den Grund und Boden hatte, waren nicht früher zu bewegen, den Besitztitel zu übergeben, als bis der Kronprinz sich entschloß, jedem von beiden den Großkordon des Kronenordens zu verleihen.

Heute hatten wir Gottesdienst, wobei der Kronprinz für sich allein in der Sakristei das Abendmahl nahm. Dann sahen wir noch einige protestantische Institute, unter denen sich die von den Diakonissinnen geleiteten höchst vorteilhaft auszeichneten. Es ist mir immer ein Hochgenuß, diese protestantisch-deutschen Elemente so kräftig blühend zu finden. In der einen Anstalt begrüßten 85 arabische Kinder den Kronprinzen mit folgendem Liede:

Melodie: Ich bin ein Preuße ...
‚Ein hochbeglücktes Häuflein deiner Treuen,
O Kronprinz, bietet ein Willkommen dir.
Es möchte gern der Freude Blumen streuen
Im heil'gen Land auf heil'gem Boden hier.
Fest sind der Liebe Bande
Hier und im Vaterlande,
Drum rufen alle wir aus Herzensgrund:
Dem Kronprinz Heil auf Palästinas Grund!‘

Eine merkwürdige Huldigung, die uns alle weich machte.

Um vier ritten wir ab; gutes Nachtquartier im Zeltlager, Diner von sechs Gängen, mit Wein, Sodawasser, Limonade; andern Morgens Aufbruch, in Ramleh Rast mit Imbis: Brot, Göttinger Wurst, Rotwein, Limonade. Um Mittag langten wir mit entsetzlich müden Pferden in Jaffa an und begegneten am Thor dem Kaiser von Oesterreich, der den Prinzen außerordentlich freundlich begrüßte. Er war vom Sultan brillant beritten gemacht, während wir Mietsklepper hatten. Morgen in Beirut sind auch wir wieder Gäste des Padischah.

Um zwei gingen wir an Bord, und um vier segelten wir auf ziemlich hoher See. Von der heimischen Politik haben wir bisher nur gehört, daß Heydt gefallen. Ich hebe ihn nicht wieder auf; aber auf den Nachfolger bin ich neugierig.“

*

Beirut, 9. 11. 69.

Wenn Du unsern Weg auf der Karte verfolgst, wirst Du Dich wundern, daß wir erst in Jaffa und dann hier landeten, um auf der Fahrt nach Aegypten denselben Weg noch einmal zu machen. Das ist aber nur geschehen, weil die Transportmittel nach Jerusalem für zwei solche Züge, wie den des Kaisers und unsern, nicht ausreichen; auch würde unser Herr nach seiner Ansicht auf den zweiten Platz gedrückt worden sein.

Gestern habe ich noch meinen Bericht über die Zukunft des in Jerusalem acquirierten Bauplatzes gemacht; ich schließe mit der Hoffnung, daß der Kultusminister mit dem Bau bald Ernst machen möge. Vielleicht auch könne der Johanniterorden zur Beteiligung aufgefordert werden; vielleicht sei es überhaupt am Platze, diesen Orden mit seiner Thätigkeit wieder dem Orient zuzuführen, wo er entstanden sei, indem man ihm die Aufgabe stellte, die protestantischen Gemeinden hier zu schützen und zu fördern. Es widersteht zwar der Natur des Protestantismus, sich unter solches Patronat zu beugen, aber hier fühlt er sich hilflos, ist vereinzelt, in allen seinen Instituten von den momentanen Vorständen abhängig, mal kräftig, mal elend situiert. Jetzt leitet Kaiserswerth den Protestantismus im Orient, und so hoch man diesen Quasi-Orden schätzen muß, so fehlt doch jede Freiheit der Anschauung, und er verträgt wohl eine Beeinflussung durch die Johanniter. Diese aber würden mit größeren Aufgaben nur wachsen, wie wir es schon 1866 sahen, und die Leitung würde immer besser werden.

Wir haben heut hier wieder drei Anstalten besucht, Schule und Pensionat und Hospital; alle drei von Diakonissinnen geleitet und in vorzüglicher Verfassung. Demnächst sahen wir eine englische und eine französische Anstalt, auch lobenswert, wenngleich der edeln Einfachheit der unsrigen entbehrend.

Hier werden circa 2000 arabische und türkische Kinder unausgesetzt und unentgeltlich unterrichtet. Mit 14 Jahren kehren sie in die Heimat zurück. Es ist nicht denkbar, daß Christentum und Kultur dabei nicht gewinnen sollten.

Beirut ist außerordentlich schön; 80000 Einwohner, blühender Handel, lauter neue, von Gärten umgebene Häuser. Die Stadt erhebt sich auf sanfter Höhe und wird rückwärts von dem hochaufsteigenden Libanon geschlossen. Wir wohnen sehr schön im Hause des Gouverneurs und fühlen uns als Gäste des Sultans ganz wohl, nachdem die letzte Tour aus eigner Tasche netto 7000 Thaler gekostet hat."

*

Damaskus, 12. 11. 69.

„Gestern und vorgestern haben wir eine sehr interessante Tour durch den Libanon gemacht und dabei ein gutes Stück wirklich orientalischer Kultur gesehen. Ueberall prachtvolles Grün, freilich auch überall Wasser, denn die in Wolken gehüllten Spitzen des Libanon spenden unausgesetzt Feuchtigkeit zur Speisung der Quellen. Die Landschaft ist sehr großartig, um so mehr, als man gleichzeitig die gewaltigen Gebirgsformationen und das Meer mit dem Blick umspannt; die Wege führen so steil auf die Höhe und wieder hinunter, und abermals hinauf und hinab, daß man sie nur mit so vorzüglichen Pferden und gar noch in starker Gangart durchreiten kann.

Wir wohnten bei dem Gouverneur des Libanon, Franco Pascha, dessen Residenz, zur Bändigung der häufig revoltierenden Einwohner, eine Festung ist. Sie thront auf der Höhe wie die Rheinburgen, entstammt auch vielleicht noch der Kreuzfahrerzeit. Im ersten Hof lag Infanterie, in den Souterrains 800 Pferde, Gräben umgeben das Ganze. Als Elitetruppe unterhält der Pascha eine Art

Fremdenlegion mit nur polnischen Offizieren, unter denen aber kein Preuße; ein französischer Instrukteur leistete augenscheinlich sehr Anerkennenswertes.

Auf den Höfen sind Springbrunnen und grüne Bäume, aus den Fenstern unsrer Wohnungen prächtige Aussichten; eine große Menge Volks ist herbeigeströmt, und abends sind die Berge von flammenden Holzstößen beleuchtet, und die Burg selbst erglänzt in Lichterpracht. In den Dörfern waren Häuser und Straßen geschmückt, und der Prinz wurde mit dem Ruf: ‚Vivat der Prinz von Norddeutschland!‘ empfangen. Weiber bespritzten ihn mit Rosenwasser und verbrannten wohlriechende Hölzer; das Ganze etwas theatralisch, aber nicht unwirksam.

Am Abend des 11. waren wir um acht per Wagen in Damaskus, der bedeutendsten Stadt und dem Zentralpunkt für allen Handel bis nach Persien, sehr schön am Fuße des Antilibanon gelegen und reich mit Wasser versehen. Der Kronprinz bewohnt ein ganzes Haus, die Höfe frisch und prächtig, die Räume hoch und luftig, mit kostbaren Diwans geschmückt; in jedem Saal ein Wasserspiel. Alles ist für die Faulheit eingerichtet, die Arbeit muß sehn, wo sie sich niederlassen kann.“

Den 13. 11. schrieb der Kronprinz:

„Gestern blieb ich in Damaskus, der Perle des Orients; heut besichtigte ich auf einem Gewaltmarsch die mächtigen Ruinen von Baalbek. Auf einem Ruhepunkt war eine Eskadron Kamelreiterei aufgestellt, 80 Kamele und 150 Mann, Infanteristen, von denen je zwei auf einem Tier sitzen, sie marschieren in Schritt und Trab, feuern von oben herunter ganz regelmäßig; der hintere Mann ladet für den vorderen. Die Kamele werden nur mit der Stimme und der Halfter gelenkt und erscheinen als ein sehr widerstrebendes Element. Die Hauptsache ist, daß sie bequem zwölf Meilen hintereinander laufen.“

*

An Bord, zwischen Beirut und Port Said, 15. 11. 69.

„Wir haben drei furchtbar strapaziöse Tage hinter uns; zum Schluß benahm sich noch das Meer sehr unmanierlich, als wir uns einschifften, und die Brandung schleuderte uns wiederholt zurück, bis es den Kräften der Matrosen gelang, uns hinauszubringen. Aber auch die Besteigung des Schiffes lief nicht ohne Schwierigkeiten ab. Unsern Leuten ging es noch schlechter, und Witte erklärte mir, es sei ein Wunder, daß er noch lebe. Es ist übrigens das letzte Mal, daß wir auf offener Reede an Bord gehen, fortan verkehren wir nur in wirklichen Häfen.“

*

Ismaila, 18. 11. 69.

„In der Masse von Menschen, die sich hier versammelt hat, verschwindet alles Einzelne, selbst unser Herr fängt an, keine unbedingte Spitze mehr zu bilden. Ich verweise Dich also auf die Zeitungsberichte und hebe nur einzelnes hervor, was ich als Persönliches erachte.

Wir lagen in der Nacht vom 15. zum 16. vor Port Said, am andern Morgen fuhren wir unter dem Schalle der Kanonen zwischen hochbeflaggten, mit Matrosen bis in die Toppen besetzten Schiffen hindurch und gewannen mit großer Mühe unsern Platz. Dann begannen die Visiten; ich nenne unter den Markantesten: Abd el Kader, den früheren langjährigen Feind der Franzosen in Algier. Ein brillanter Kopf, voller Energie, das Beduinenkleid bedeckt mit Ordenssternen aller Potentaten.

Dann kam der Vizekönig, ein kleiner dicker Mann mit pfiffigem Banquiergesicht, wie aus der Burgstraße.

Herr v. Lesseps, ein runder kluger Kopf mit weißem Haar und französischem Selbstbewußtsein.

Unsre Visiten begannen bei der Kaiserin Eugenie. Ich war doch überrascht von ihrer Erscheinung. Sie ist groß und schlank, schön gebaut, aber das Gesicht sehr viel älter, als ich dachte. Dafür hatte die Kunst alles gethan, um das Alter zu verwischen. Es war mir interessant, zu sehen, wie der Teint rot und weiß unter Zuziehung von etwas hellem Grün angestrichen war, während die Augen schwarz über- und untermalt waren. Höchst geschmackvolle Toilette und überraschende Leichtigkeit und Sicherheit der Konversation. Bei allen späteren Gelegenheiten erschien sie mit kleinem Hut und kurzem schwarzem Schleier, unter dem dann die Farbenkunst verschwand und ein jugendfrisches Gesicht im Zauber der Klugheit und Liebenswürdigkeit durchleuchtete.

Weit weniger erfreulich wie diese Parvenüfürstin trat uns gleich darauf die Prinzessin Heinrich der Niederlande mit ihrem erlauchten Gatten entgegen.

Nachmittags drei Uhr war die kirchliche Eröffnungsfeier, bei der ein mohammedanischer Altar neben einem katholischen aufgestellt war, und wo erst ganz kurze arabische Gebete und dann eine lange, hochdramatische französische Rede vorgetragen wurde. Es ist dies ganz bezeichnend für die hiesigen gekünstelten Verhältnisse; aber es ist doch zu sagen, daß die hohen ägyptischen Beamten einen weit gebildeteren Eindruck machen als die türkischen Kollegen, man steht hier unter allen Umständen ein paar Stufen höher als in Konstantinopel.

Die Feier war entsetzlich langstielig und heiß, der Abend aber sehr schön. Klarer Himmel, heller Mondschein, rings umher Illumination, Leben, Heiterkeit und Musik. Auf unserm Schiff wurde getanzt.

Gestern am 17. begann die Befahrung des neuen Kanals; wir mußten die Hertha verlassen und uns auf der kleinen Grille einpferchen, aber es ging. Kahle Sanddämme auf beiden Seiten, hier und da ein Blick in die Wüste, öde und gelb, in sanften, anscheinend vom Winde bewegten Wellen; gelegentlich kleine Salzpflanzen eine Art Grün verbreitend, das Wasser dick weiß von Millionen von Vögeln.

Mit Dunkelwerden waren wir in Ismaila. Hier war das originellste orientalische Lager errichtet: 20000 Araber in illuminierten Zelten, bei Musik, Tanz, Gesang und Märchenerzählen; Derwische. Der Kronprinz war empfindlich, in den neugetauften Straßen neben der „Rue de l'Impératrice“ und „François Joseph“ keine „Rue de Hohenzollern“ zu finden.

Am 19. war voller Ruhetag, d. h. es wurde nicht gereist; von offiziellen Feierlichkeiten gab es mittags eine Spazierfahrt in die Wüste in schönen Pariser Equipagen mit dito Livreen, Pferden und Kutschern. Daneben gaben mehrere Hundert Araber zu Pferde und auf Dromedaren das Schauspiel einer Fantasia und machten fürchterlichen Staub.

Abends um 11 fing der Ball beim Vizekönig an. Der Palast ist in sechs Monaten aufgebaut; der Garten, durch den ein Süßwasserkanal geleitet ist, enthält die schönsten Palmen und Orangen. Es war ein wahres Völkerfest; ich traf Hübner, Eck und Etzel mit Sohn; um eins ging es zum Souper. Ich saß neben Prokesch-Osten, dem langjährigen Gesandten Oesterreichs in Konstantinopel. Er kennt den Orient seit 49 Jahren und konnte mir sehr viel Interessantes erzählen. Ich selbst habe noch zu wenig gesehen, um kontrollieren zu können, und behalte mir mein Urteil vor.

Es hat sich plötzlich herausgestellt, daß der Kanal noch nicht tief genug ist, man braucht 24 und hat höchstens 15 Fuß Wasser, und die Eröffnung entsprang nur dem Bedürfnis nach neuem Kredit. Zudem kommt, daß die zu vertiefende Stelle nicht Sand-, sondern Felsboden hat, was die Arbeit ungeheuer erschwert. Wir haben ein ganz kleines Boot und wollen morgen mit der Flut die Durchfahrt versuchen, um Suez zu Mittag zu erreichen, von dort nach Kairo und auf den Nil zu gehen. Ein Korrespondent der Vossischen Zeitung begleitet uns, auf dessen Bericht ich Dich verweise."

*

Auf dem Nil, 22. 11. 69.

„Einen Blick warfen wir in das Rote Meer, sahen den belebten Hafen von Suez und fuhren nach Kairo. Je näher man der Nilniederung kommt, desto mehr tritt man aus der Wüste in die üppigste Kultur; Baumwolle, Zuckerrohr und Mais, fleißige Menschen und schaffendes Vieh. Der Abend bot das heimische Bild der mit ihren Tieren heimkehrenden Landleute, nur fehlen bei uns die Kamele dabei.

In Kairo war es Nacht, der Vizekönig empfing den Herrn, wundervolle Equipagen nahmen uns auf, ein Cortège von Offizieren setzte sich dahinter, und fort ging es durch ein Spalier von schönen Truppen, die das Preußenlied spielten, durch Ehrenbogen, die öffentlichen Gebäude brillant erleuchtet, nach dem Nil, wo drei Dampfboote für uns bereit lagen; das erste für den Prinzen und wenige Begleiter, zu denen auch ich gehöre, das zweite für die andern Begleiter, das dritte für Dienerschaft und Proviant.

Wir fanden zunächst ein großes Diner, schliefen und fuhren früh am Morgen ab. Als ich um sieben auf Deck kam, lag die ganze Reihe von Pyramiden vor mir; es ist kühl geworden, und so klar die Sonne scheint, fühlt sich die Haut von der Kälte unangenehm berührt. Die Ruhe der Fahrt thut wohl nach der Hetze der letzten Zeit; wir gleiten unaufhaltsam den mächtigen Strom

hinauf und sehen behaglich das Neue, das sich uns bietet. Dazwischen eine Partie Whist mit dem Kronprinzen, Schweinitz und Eṭel. Ganz heimisch.

*

23. 11. 69.

„Heut, 20 Tage voraus, fange ich Deinen Geburtstagsbrief an, damit Du sicher einen direkten Wunsch erhältst. Welcher das ist, brauche ich Dir nicht zu sagen; Du bist so sehr eins mit mir, daß das Leben Dir nichts bieten kann, was nicht mir gehörte. So möge uns der Himmel noch lange im gegenseitigen Besitz erhalten und uns in unsern Kindern segnen. Also Glück auf!"

*

Kairo, 5. 12. 69.

„Ich fasse unsre Nilfahrt kurz zusammen; wollte ich über alles Einzelne berichten, so müßte ich Bücher schreiben, denn was unsre Archäologen, Lepsius und Dümichen, uns täglich an Felsengräbern und Tempeln vorführen und aus den Hieroglyphen vorlesen, das geht ins Wunderbare.

Es war auch zum Teil ziemlich anstrengend, lange Ritte auf Kamel oder Esel durch Hitze und Wüstensand, gelegentlich auch bei Theben böse Klettereien; auch gab es Zwischenfälle, als unser Remorqueur mit allem Küchenapparat sich in den Katarakten festfuhr, aber interessant war es doch, in Vergangenheit und Gegenwart, in Natur und Kunst, und als wir oberhalb Philae den Wendekreis passierten, da waren wir wirklich in den Tropen.

Dann wurde Kehrt gemacht und sanft thalwärts geschwommen. Ich hatte viel zu schreiben; einen Bericht an Bismarck über die auswärtigen Beamten, die wir getroffen hatten; ein Promemoria über den Kirchenbau in Jerusalem. Dazu las ich im Herodot, der mir in der Art seiner Darstellung und Beobachtung unendlichen Spaß machte.

Eine Unterredung mit Ratif Pascha, dem Général en Chef, will ich noch erwähnen. Er sprach von der Armee, die 20000 Mann stark sei, aber jederzeit auf 100000 gebracht werden könne, alles Material sei vorhanden. Man rechne darauf, unser Kronprinz werde Europa in kriegerische Politik verwickeln. Dann sei der Augenblick für Aegypten da, sich von der Türkei los zu machen.

Ob die Rechnung wohl stimmen wird? Die französische Bevormundung wird aber wohl bald aufhören müssen."

*

Kairo, 6. 12. 69.

„Meine Reiseberichte sind über Cannes durch die Hand der Kronprinzessin gegangen; heut kam ein anerkennendes Wort des Königs über sie.

Bei unserm Ausflug nach Sakkara entschloß sich der Kronprinz, meinem Beispiel zu folgen, und forderte einen Esel anstatt des niederträchtigen Kamels; es war spaßhaft, wie jetzt plötzlich die ganze Gesellschaft auf den Esel stieg. Der

einzige von uns allen, der ein guter und passionierter Kamelreiter geworden, ist der Prinz von Hessen.

Wir lernten hier den Vorstand aller ägyptischen Altertümer kennen, Herrn Mariette, den bekannten Franzosen; als er mit seinen Schätzen geendigt, führte er uns in ein kleines, mitten in der Wüste gelegenes Haus und gab uns eine Kollation von Rheinwein, Champagner, Kaviar u. s. w. Schon Herodot nennt Aegypten das Land der Gegensätze.

Das Palais in Kairo hat sehr schöne Räume, sticht aber gegen unsre Behausung in Konstantinopel sowohl in Pracht wie in Bequemlichkeit und Reinlichkeit sehr ab.

Der Vizekönig ist durchaus Kaufmann; er verschwendet unglaubliches Geld zu ostensibeln Zwecken, sonst aber hält er es zusammen und ist direkt knauserig in den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen. So werden wir z. B. in Beleuchtung außerordentlich knapp gehalten. Alle seine kleinen Geschenke sind Kapitalsanlagen; mir fällt, so oft ich ihn sehe, Strousberg ein, er ist genau dasselbe Genre von Mensch, und niemand weiß, wie er enden wird.

Bei unserm Gegenbesuch fanden wir sein Palais sehr unschön und von dem intensiven Luxus des Sultans keine Spur, die Möbel in Ueberzügen, die Tapeten verbraucht, nur kolossale Prunkspiegel zeigten Reichtum. Bei seinen Söhnen ist es noch schäbiger."

*

An Bord der Elisabeth, 9. 12. 69.

„Es ist hohe See, und alles hat sich zurückgezogen; nur der Kronprinz promeniert auf Deck, wobei ich ihm bei dem starken Schwanken des Schiffes mit meinem lahmen Bein nicht folgen kann. Schreiben geht noch eher, ich hole also nach.

Die Tage in Kairo waren voll angefüllt mit Visiten, Besichtigungen, Diner und Theater, was Du Dir alles denken kannst. Ein sehr schönes Fest aber war die Grundsteinlegung der protestantischen Kirche am letzten Sonntag.

Der Vizekönig hat bei der Verteilung der Grundstücke, die sich aus dem neuen Bebauungsplane ergaben, ein solches an die protestantische Gemeinde geschenkt. Wir fuhren in Uniform, im großen, rot- und goldstrotzenden Galawagen hin. Es fand Gottesdienst statt unter einem Zelt, und es war mir wieder eine Wohlthat zu sehen, wie Preußens Könige als ausschließliche Schutz- und Schirmherren des Protestantismus im Auslande angesehen werden. Ganz eigentümlich trat mir dies gestern in Alexandrien entgegen, wo sogar die französischen Protestanten sich in diesem Sinne äußerten.

Der Eindruck der Feier wurde noch wesentlich gehoben durch die Mitteilung des Kronprinzen, daß der König telegraphisch 20000 Francs zu diesem Bau schenkte.

Abends brachten die Deutschen Kairos dem Prinzen einen Fackelzug. Das deutsche Lied erklang dabei in aller Fülle und that dem Herzen wohl. Der

Prinz war, wie immer bei solchen Gelegenheiten, bezaubernd; er sprach mit jedem einzelnen, und wie ich gestern von Aegyptern gehört, hat Kairo noch kein so schönes Fest gesehen und noch keinem so schönen Prinzen gehuldigt. Man ist so voll von der Gegenwart des Herrn gewesen, daß die andern Nationalitäten sich geärgert haben, und das ist immer ein gutes Zeichen.

Am Dienstag passierte während des Frühstücks das Unglaubliche: es regnete, und wir mußten warten, die projektierte Promenade zu beginnen. Als wir noch so standen, kam der Dragoman und meldete, der Schatzmeister würde gleich erscheinen, um die Geschenke des Vizekönigs zu überbringen. Da nun Tags zuvor an Eulenburg die Frage ergangen war, was wir wohl haben wollten, dieser aber geantwortet hatte, er könne nur sagen, zwei von uns seien verheiratet und die beiden andern rauchten, so war ich in Deinem Interesse natürlich sehr neugierig. Doch die Täuschung kam. Der Prinz bekam einen silbernen Tisch mit Türkisen, Eierbecher und verschiedene antike Gemmen und zwei Armbänder, alles schön und originell, aber der Herr war unzufrieden, denn er hatte durchaus etwas für die Kronprinzessin erwartet.

Der Prinz von Hessen bekam ein paar prächtige Tschibuks und Eulenburg ein tadellos schönes Perlenkollier, mit der Bemerkung, er hätte es schon im Sommer in Berlin erhalten sollen. Wir andern kriegten nichts und machten dazu möglichst unbefangene Gesichter.

Abends war Diner beim Vizekönig in dem schönen Palais von Gesireh mit den gesamten Großwürdenträgern des Reichs, im ganzen kluge Gesichter. Ich saß zwischen dem ältesten Sohn und dem Schwiegersohn des Vizekönigs. Ein üppiges Mahl mit schwächlicher Unterhaltung, dann Feuerwerk in dem prachtvollen Garten. Um elf großer Ball in einem andern Palais, und zwar in Uniform. Der Kronprinz zeigte sich der erstaunten Welt als Kürassier und sah pompös aus.

1200 Personen, schöne Toiletten, hübsche Erscheinungen. Aber auch eine Menge von Gesichtern, vor denen ich ungern Silberzeug gezeigt hätte.

Am 8. früh ging es per Extrazug nach Alexandrien, wo uns die Deutschen des Orts empfingen; es leben etwa 1000 Köpfe hier. Wir durchfuhren die Stadt, und dann nach Ramleh zu unserm Konsul Théremin, der ein schönes Fest in seinem Landhaus arrangiert hatte, mit den Spitzen der deutschen Gesellschaft; die andern kamen zu einem Fackelzug. Es wurde wieder gesungen, und dann trat der Herr unter sie und richtete ein paar Worte an sie über das deutsche Vaterland. Ein donnerndes Hoch antwortete.

Die Lebhaftigkeit des Verkehrs und die Größe des Handels von Alexandrien sieht und fühlt man nirgends so sehr, als am Hafen, wo mindestens 1000 Schiffe lagen, beschäftigt, Ladung einzunehmen oder zu löschen. Das Pikante dabei ist die Verbindung des Orients mit dem Occident, die überall in bunter Mischung hervortritt, aber nirgends so schön als in den Gartenanlagen. Hier hat europäische Kultur die Produktionskraft des Klimas gesteigert, und die Ueppigkeit ist zu voller, abgerundeter Schönheit gestaltet.

Um neun Uhr abends gingen wir an Bord, um andern Tags in aller Frühe abzufahren; nunmehr liegt der Orient schon weit hinter uns.

Gerade in den Tagen unsers Aufenthalts in Kairo traf der türkische Gesandte ein mit einem Ultimatum, das, von allem andern absehend, dem Vizekönig verbietet, ohne Erlaubnis des Sultans Anleihen zu machen. Der Vizekönig unterließ die vorgeschriebene Veröffentlichung dieses Fermans, um schriftlich zu protestieren, der türkische Gesandte erklärte aber, diese Protestation nicht annehmen zu können, und wurde vom englischen Gesandten unterstützt. So lag die Sache, als wir abreisten.

Kreta ist in Sicht, wir nähern uns immer mehr der Heimat, ich muß noch den offiziellen Bericht über unsern ägyptischen Aufenthalt machen und außerdem einen Rapport allerhöchsten Orts abstatten über alles, was wir von der Marine gesehen haben. Es waren fünf Schiffe unter dem Befehl des Kronprinzen, und da ist vieles aufgefallen, was zwar manchen ärgern wird, aber deshalb nicht verschwiegen werden darf."

*

An Bord, 13. 12. 69.

„Ich begrüße Dich an Deinem Feste; Du weißt, daß ich den ganzen Tag bei Dir war, ich habe Dir auch im Vorbeifahren von Messina aus einen telegraphischen Gruß gesandt. Eigentlich wollte ich Dir von Neapel aus die Landung melden, aber der Himmel hat es anders gemeint.

Wir hatten bei sehr gutem Wetter uns der Küste von Kalabrien und Sizilien genähert und lagen gestern bereits vor der Straße von Messina, als der Wind sich in einen heftigen, mit schwerem Regen durchsetzten Sirocco verwandelte, der uns in dichten Schleier hüllte. Unter diesen Umständen erklärte der Kapitän nicht weiter fahren zu können, sondern die hohe See aufsuchen zu müssen. So geschah es denn, wir lavierten bis heut früh in furchtbarem Wetter, und fast alles wurde seekrank; ich habe mich gehalten, aber ich müßte lügen, wollte ich sagen daß mir wohl war. Selbst der Kronprinz, der sich sonst seefest erwies, versagte beim Mittagessen. Das Schlimmste war die furchtbare Luft in den Kajüten, wo alles fest geschlossen und dunkel war, aber ich konnte bei der Bewegung mich nicht an Deck halten. Heut früh sah es nicht besser aus, und man machte sich schon darauf gefaßt, noch weitere 24 Stunden so herumzuliegen, da klärte es sich gegen neun auf, und wir durchfuhren bei herrlichem Wetter die landschaftlich so reiche Straße von Messina."

*

Neapel, 15. 12. 69.

„Als wir uns der Küste näherten, war der Himmel so gütig, sich aufzuklären und uns das wundervolle Panorama des Golfes mit den Inseln, der Stadt und dem Vesuv im vollsten Sonnenlicht zu zeigen, und stolz fuhren wir in den Hafen ein. Zunächst empfingen uns Briefe, dann Prinzen.

Ich muß von dem italienischen Kronprinzen sagen, daß er sich seit seiner

Verheiratung ganz außerordentlich vorteilhaft entwickelt hat. Er ist männlicher geworden, erscheint zufrieden und ist lebendig und von zuvorkommender Höflichkeit.

Wir besahen das Palais; alles stammt aus der bourbonischen Zeit, aber man ist so vernünftig gewesen, keinerlei Erinnerungen oder Inschriften zu verwischen, und so lebt man ganz in der vergangenen Zeit, die übrigens eine miserable war. Der Aufenthalt des Kronprinzen und der schönen Kronprinzessin soll für den Uebergang sehr vorteilhaft wirken.

Das Museum sahen wir äußerst flüchtig, dann fuhren wir auf die Promenade, die sich längs des Meeresstrandes hinzieht; viel Welt im Wagen und zu Pferde, alles in höchster Eleganz. Dieser Korso ist, glaube ich, der schönste der Welt; hier ist die Pracht der Natur mit den feinsten Blüten menschlicher Kultur verbunden. Wir fuhren lange hin und her und dann an Bord, um Toilette zu machen und zum Kronprinzen zu Diner zu gehen. Die Kronprinzessin erschien zum erstenmal in der Welt und sah in blauem Kleide matt und angegriffen aus.

Ich saß zwischen der Herzogin von Aosta und dem General Cuggia; die erstere, eine wohlwollende Dame, fragte mich unter anderm, welche Sprache wir in Preußen sprächen, der General, der der Matador am kronprinzlichen Hofe ist, sprach mir viel Politik, aber ich glaubte ihm nicht alles. Nach Tisch erzählte mir der Kronprinz von Italien in auffallend langer Unterhaltung, daß sie im Begriff wären, ein außerordentlich leichtes und doch weittragendes Geschütz einzuführen. Er sprach sehr wohl informiert."

*

Florenz, 18. 12. 69.

„Am 15. früh führte uns der Kronprinz von Italien zunächst nach Pompeji. Obgleich diese Stadt alles Schmuckes beraubt ist, der aus praktischen Rücksichten in das Museum von Neapel wanderte, empfängt man hier doch einen weit lebendigeren Eindruck der Vergangenheit wie in den ägyptischen Ausgrabungen; leider trieb unser Herr, der keine Ruhe mehr hat zum Sehen, auch Pompeji schon kennt, fortwährend zur Eile, und der einzige Ruhepunkt war ein vorzügliches Frühstück, das uns in einer schön erhaltenen antiken Halle serviert wurde.

Dann stiegen wir in Wagen, um längs der Küste nach Sorrent zu fahren. Der Vesuv, der Golf, die gebirgige und doch reich angebaute Gegend, die Orangenhaine, dies alles war von einem Zauber heitrer Schönheit übergossen, daß man glaubte, nie Herrlicheres gesehen zu haben. Das Amüsante dabei war, daß weder der Kronprinz Umberto, noch einer seiner Herren diesen Weg jemals gemacht hatte, trotzdem er alle Jahre längere Zeit in Neapel wohnt. Wir bestiegen ein Dampfboot und kamen in Neapel bei Sonnenuntergang gerade recht zum Diner an. Die Nacht fuhren wir nach Rom.

Mit dem anbrechenden Tage sahen wir die weiten Flächen der Campagna vor uns; die Kuppel von St. Peter ragte hoch über die Wolken hervor, die immer wieder auftauchenden Bögen der langen Aquädukte und viele Ruinen

machten die Neugierde immer reger. Aber die wahrhaft antediluvianische Wirtschaft auf dem Bahnhof, bis man allen Umständlichkeiten der römischen Paß- und Zollbehörde genügt hat, stimmen gleich gehörig herunter.

Wir frühstückten auf der Gesandtschaft und sahen dann in einer achtstündigen Rundfahrt das Merkwürdigste und Imposanteste der Stadt. Natürlich nur im Fluge, aber man hat doch den Vorteil, all diese Punkte, die man von jeher aus Bildern und aus Lektüre genau kennt, besser gruppieren zu können. Schließlich dinierten wir beim Gesandten v. Arnim, der uns in Coblenz gegenüber wohnte. Mit ihm hatte ich eine lange Unterredung über das Konzil. Es ist sehr schwer, das Ende oder Resultat vorauszusehen; der Accent der Opposition liegt in den deutschen Bischöfen, geführt von dem Mainzer Kettler; nur vier bayrische und ein preußischer Bischof (Paderborn) sind dem päpstlichen Einfluß unterworfen. Frankreichs Bischöfe werden durch die Kaiserin, die spanischen, österreichischen und italienischen aber durch ihre antiklerikalen Regierungen in das päpstliche Lager geführt und stimmen für alles, was die Jesuiten wollen.

Arnim ist durch seinen sechsjährigen Aufenthalt in Rom selbst päpstlich geworden und stellt meiner Ansicht nach die dortige Macht in ihrer geistigen Bedeutung viel zu hoch. Möglich aber auch, daß ich diese bei dem versumpften Wesen, das hier überall zu Tage tritt, zu gering einschätze."

*

Florenz, 19. 12. 69.

„Wir haben also vorgestern früh 8 Uhr hier unsern stillen Einzug gefeiert; stille im Vergleich mit dem vorigen Jahr, sonst war alles Offizielle da. Dann Visite beim König, der noch zu angegriffen ist von seiner Krankheit, um zu empfangen; dann Galerien, um die Vergangenheit aufzufrischen, und endlich ein sehr nettes Diner in einer Restauration mit hier anwesenden Preußen. Der Prinz aß nämlich bei der Großfürstin Marie, die die Königin von Württemberg, ihre Schwester, bei sich zu Besuch hatte.

Gestern Kirchen, Galerien, Visiten. Abschied vom Kronprinzen, der nach Cannes reist und zu Neujahr in Berlin sein will. Dann aßen wir bei Brassier.

Morgen früh um 10 fahre ich nach Verona, am 20. wir gemeinsam von dort nach Berlin, wo wir am 22. nachmittags auf dem Anhalter Bahnhof ankommen.

Also auf frohes Wiedersehen, und Gruß und Kuß für Euch alle."

* * *

Mit dem neuen Jahr trat ich in meinen alten Wirkungskreis zurück.

An Gustav Freytag.

Berlin, 5. 1. 70.

„Man hat mir mit großer Liebe alle diejenigen Sachen aufbewahrt, die von einiger Tragweite sind, und wenn ich mühevoll mein Tagewerk vollbracht habe, so findet mich der Abend vor neuer Arbeit.

Bismarck hat die Geschäfte wieder übernommen; er sieht zwar äußerlich ganz frisch aus, aber die Nachrichten über seine Gesundheit lauten nicht günstig."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 16. 1. 70.

„Ich fange an, allmählich in das alte Geleise zu kommen, die Arbeiten sind abgethan, und ich bin im laufenden orientiert. Freilich giebt mir der Kronprinz manchmal Aufträge, die mich dann die Nacht kosten, aber ich bin ihm für die Reise so vielen Dank schuldig, daß ich mich freue, wenn ich Gelegenheit finde, ihn zu erweisen. Im übrigen sehe ich den Herrn nur wenig und nie allein, aber die Welt lebt in dem Wahn, ich stehe in ununterbrochenem und intimstem Verkehr mit ihm. Daß die orientalische Reise einen schlechten Einfluß gehabt haben soll, bin ich erstaunt, von Dir zu hören; ich habe den Herrn immer denselben gefunden. Eine Reise nach Nordamerika lockt ihn gar nicht; als ich sie neulich für das nächste Jahr anregte, glitschte der Vorschlag einfach an ihm ab.

Freytags Buch über Mathy lese ich mit großem Vergnügen. Da Du Mathy selbst gekannt hast, wirst Du manchmal Poesie statt Wahrheit finden. Das stört mir aber den Genuß nicht, denn ich lerne viel bei diesem Studium."

An Gustav Freytag.

Berlin, 11. 2. 70.

„Gestern auf dem Ball beim König habe ich Friedberg zum ersten Mal eingehend zu sprechen versucht; als ich ihn hörte, war es mir aber, als liefe mir kaltes Wasser über den Rücken. Er sieht einen Zukunftshelden, wo ich guten Willen, aber unklare Phantastik finde; er macht allgemeine politische Redensarten, wo ich klare Vorbereitung fordere, um das Fundament zu bauen, das die Zukunft unsers Staates sicher stellt; er bildet sich ein, den Herrn lehrreich zu behandeln, erzählt mir vor, was er ihm alles sagt u. s. w., während ich die Ueberzeugung habe, daß der Herr ihm gar nicht folgen will.

Denn der ganze Verkehr mit den Liberalen ist dem Herrn nur dadurch angenehm, daß diese ihm die Cour machen und er sich dadurch als eine Art Macht fühlt. Friedberg begnügt sich mit schönen Worten, denn er besitzt keine Kräfte, sie auszuführen.

Sie sehen, daß an mir die Sache nicht liegt; ich kann ebenso wenig wie Normann die Menschen, die vielleicht berufen sind Minister zu werden, auffordern so vorzubauen, wie es wohl wünschenswert ist. Das verbietet unsre Stellung. Es ist also an Ihnen, zum Wohle des Vaterlandes hierher zu kommen und selbst in Aktion zu treten. Roggenbach ist ja auch hier."

An G. Freytag.

Berlin, 5. 4. 70.

„Unser Freund Normann ist etwas aufgeregt, weil er nicht ganz klar ist, was Bismarck eigentlich will, und weil man im Frühjahr immer einige Be-

wegungsluft bei ihm wittert. Die größte Sorge ist dort, daß Bismarck die Kaiserfrage selbständig löst, was man gern selbst besorgen möchte. Mir ist bei der ganzen Sache nur eins merkwürdig, nämlich daß Bismarck, der doch sonst die Größen, mit denen er rechnet, richtig einschätzt, die Fürsten als lebendige Kräfte hierfür mit in Anschlag bringt. Das können sie in diesem Fall nicht sein, und so wenig wie das Altpreußentum selbst werden sich die Südstaaten dazu bringen lassen, um den Kaiser zu bitten, wenn sie nicht durch äußeren Anstoß dazu gezwungen werden.

Bismarck verfolgt unausgesetzt sein großes Ziel, die Einigung Deutschlands, und möchte sie ohne Krieg gewinnen. Er muß vorwärts auf diesem Wege, ist also unruhig, sucht und muß sich am Ende doch wieder mit den Liberalen vereinigen. So ist unsre politische Lage, und von da aus wird der Erfolg unsrer Gesetzesvorlagen, Todesstrafe u. s. w. zu beurteilen sein. Unsre große Gefahr ist das Militärbudget pro 72, und manche Fragen drängen zur Entscheidung, ehe es in jener Sache zu einem Konflikt oder Bruch kommt.

Und doch, vergleiche ich unsre Verhältnisse mit denen in Oesterreich oder Frankreich, so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß wir zu einer großen Machtentwicklung berufen sind. Das Haus Hohenzollern ist der Repräsentant einer göttlichen Ordnung in Europa, und wir wollen hoffen, daß der junge Herr den Stolz und den Willen für solchen Beruf hat."

An G. Freytag.

Berlin, 28. 5. 70.

„Was haben Sie denn zu unsern Reichstagsverhandlungen gesagt, ich war ganz überrascht von dem Schlußverlauf. Ich habe in meinem vielfachen Verkehr noch nie einen Menschen gefunden, der sich für die Abschaffung der Todesstrafe interessiert hätte, wohl aber das Gegenteil. Dann war mir neu, wie das Ministerium dem Drängen der Kammern auf diesem Gebiet nachgab. Hätte nicht Roon mit seinem ursprünglichen und kräftigen Verstande an der Todesstrafe festgehalten, so würde auch der König nachgegeben haben. Der alte Herr war bereits ganz weich, aber Roon half ihm wieder auf das Roß des Monarchen.

Unser Kronprinz hat bei dieser Angelegenheit sehr wacker gekämpft, und ich habe ihm infolgedessen den Wunsch ausgedrückt, er möge sich überhaupt dem König mehr nähern, damit er den alternden Herrn unterstütze, es sei eine Pflicht des Patriotismus und der eignen Erhaltung. Es ist ja auch möglich, daß ich Wasser aus dem Felsen schlagen kann.

Der Kronprinz hat mir vor einigen Tagen einen Abdruck seines Tagebuches von unsrer letzten Reise geschickt. Er hat meiner darin mehrfach sehr vorteilhaft gedacht, aber auch sonst ist das Buch gut geschrieben. Ich habe dem Herrn dagegen eine zwölf Bogen lange Abhandlung über die Militärfrage gesandt. Ursprünglich hatte ich die Absicht, die Arbeit an die „Grenzboten" zu schicken, aber je mehr ich mich vertiefte, desto mehr floß mein ganzes dienstliches Wissen hinein, und desto weniger durfte ich es der Oeffentlichkeit übergeben.

Es ist ein sehr reicher Stoff, und ich habe mir Mühe geben müssen, knapp zu bleiben; ein zu langes Opus wäre nicht durchgesehen worden.

Wie die große Militärfrage selbst verlaufen wird, darauf bin ich sehr neugierig und thue mein möglichstes, wenigstens alle Zahlen klarzulegen; aber an entscheidender Stelle fürchtet man sich, dem Feinde ins Auge zu sehen. Man macht die Augen zu und denkt, schlimmer wie nach 1861 kann es nach 1866 nicht kommen. Und doch ist es umgekehrt.

Graf Bismarck, dem ich von der Möglichkeit eines neuen Militärkonfliktes sprach, meinte, es wäre dummes Zeug, der sei nach der Bundesverfassung gar nicht möglich.

Wir haben aber eine Menge neuer Provinzen, die nur auf Schwächen und Fehler der Regierung warten, wir haben die meisten verbündeten Fürsten der kleinen Staaten gerade in der Militärfrage gegen uns. Wer den Militärkonflikt erneuert, vergeht sich gegen Krone und Vaterland. Die Militärfrage ist die Lebensfrage des Staates, da sie aber die größte Belästigung des Einzelnen durch die Staatsgewalt mit sich bringt, so ist sie nur durch die Einsicht der leitenden Männer ohne Konflikt zu lösen.

Windthorst sagte mir kürzlich: „Sie kennen meine Neigungen und Interessen; aber ich muß doch wünschen, daß der König seine Macht wahrt. Dann darf er es aber nicht zum Konflikt kommen lassen. Die Macht der Krone ist noch so groß, daß sie das Heer in ganzer Kraft erhalten kann, wenn sie den Willen hat, den Konflikt zu vermeiden."

Das Interessanteste bei den Reichstagsverhandlungen ist, daß sie Gelegenheit gewähren, die großen Gegensätze zwischen Nord- und Süddeutschland zu dokumentieren. Man muß sich immer wieder sagen: Freiwillig kommen die beiden nicht zusammen, dazu gehört eine große Krisis innerer oder äußerer Art. Die Kaisergedanken bedürfen darum einer andern Zeit, um Wirklichkeit zu werden."

An v. Holtzendorff.

Berlin, 12. 6. 70.

„Ich war neulich veranlaßt, in alten Briefen zu kramen, und da fiel mir auf, wie arm unsre Korrespondenz gegen früher geworden ist. Ich bin durch meine Geschäfte gebunden, so wie Du durch die Deinen, jetzt erweiterten, — aber es thut mir doch weh, Deine geistige Anregung auf so vielen Gebieten zu vermissen, und auf dem der Politik fehlst Du mir positiv. Freytag mit seinem reichen Wissen und schönen Geiste steht in seinen politischen Anschauungen mir eigentlich fern, teils zu hoch, teils zu niedrig; Geffcken ist der reine Techniker, und Normann hat einen persönlichen Parteistandpunkt. Deine Ideen aber associieren sich den meinigen am besten, und ich wünsche dringend, Dich zu verlocken, Deinen Geist gelegentlich wieder in heiterer Klarheit über Welt und Politik gleiten zu lassen.

In Potsdam fand ich neulich wunderschönes Grün, aber die Hofluft wollte mir nicht behagen. Anfang nächsten Monats gehen wir nach Borkum."

*

Geffcken lebte seit 1866 als Hamburger Diplomat in London. Er war auch von dort unermüdlich thätig in Formulierung von Plänen für die weitere Gestaltung der deutschen Dinge und schrieb eine Reihe von Broschüren, wesentlich zur Gewinnung des Kronprinzen. Aus seiner umfangreichen Korrespondenz an mich ist mir weniges verblieben. Ich gebe hier einen Brief, der zur Erkenntnis des immerhin gebildeten und geistreichen Mannes dienen mag. Mir fehlte meist Zeit und Lust, intimer auf die Sachen einzugehen, aber er ließ nicht nach in Belehrung und traf dabei doch auch manches Richtige und Beherzigenswerte.

Hamburg, 27. 6. 70.

„Ihr Brief hat mich gestern nach langen Wanderungen, geöffnet und von der Post wieder verschlossen, erreicht, weil Adressat unauffindbar. Ich danke Ihnen für Ihre offene Kritik meines Buches, will Ihnen aber mit gleicher Offenheit nicht verhehlen, daß sie mir etwas rasch erscheint. Wenn Rezensenten, die mich persönlich nicht kennen, sich darüber wundern, daß ich nicht mehr auf das Verhältnis zum Bunde eingegangen, so muß ich mich darüber trösten, aber daß Sie glauben, mein Buch sei so ausgefallen, weil es vor 1866 begonnen, wo man vom Reichstag keine Ahnung hatte, überrascht mich. Allerdings habe ich meine Studien nicht nur schon 1865, sondern viel früher begonnen, das Buch selbst ist aber ganz im vorigen Winter geschrieben, und die leitenden Ideen desselben sind erst in den letzten Jahren gereift. Hätte ich geglaubt, daß meine Studien nicht praktisch eingreifen könnten, so hätte ich sie in der Mappe liegen lassen, denn niemand kann theoretischer Politik fremder sein als ich; wenn ich sie veröffentlichte, so war es, weil ich glaubte, daß sie praktisch nützen könnten, und ich bin sanguin oder anmaßend genug, zu glauben, daß sie es thun werden, daß man z. B. in den bevorstehenden erneuten Debatten über die Kreisordnung den Einfluß meiner Ausführungen über Selbstverwaltung merken wird.

Was nun das Verhältnis zum Bunde betrifft, so habe ich es einmal nicht ignoriert, sondern im einzelnen vielfach berücksichtigt; bezüglich der Hauptfrage der deutschen Zukunft aber, ob der Bund die preußische Monarchie, oder umgekehrt letztere den Bund absorbieren werde, so habe ich in der Vorrede gesagt, daß ich an die erstere Alternative nicht glaube; da es aber für den denkenden Politiker nur ein aut — aut geben kann, so hätten Sie meiner Ansicht nach daraus den Schluß ziehen müssen, daß ich für die Absorbierung des Bundes durch die Monarchie bin, und daß ich dieses offen zu sagen nur nicht Veranlassung fand. Ein Professor wie Treitschke hat es leicht, Zukunftprogramme aufzustellen, ein praktischer Politiker, wie groß oder gering seine Stellung sein mag, hat Rücksichten auf sie zu nehmen. Auch Bismarck sprach vor 1866 stets von Reform des Bundes, obwohl er selbst längst überzeugt war, daß eine solche nicht möglich, und auf die Sprengung des Bundes arbeitete, und wenn es heute seine Ueberzeugung wäre, daß der Norddeutsche Bund nur Durchgangspunkt zum Einheitsstaat sein könne, so dürfte er das doch nicht laut sagen. Wollte ich heut auf den Dächern predigen, daß der Einheitsstaat das Ziel sein müsse, so würde ich

nichts erreichen, als mich augenblicklich hier und zukünftig in Preußen für die praktische Politik unmöglich zu machen. Darum habe ich mich über diesen Punkt ausgeschwiegen statt ausgesprochen.

Fand ich es dagegen nützlich, mich über die Reform der preußischen Verfassung auszulassen, so liegt der Grund eben darin, daß ich nicht an das Aufgehen Preußens in den Bund glaube, sondern umgekehrt Preußen so reformieren will, daß das übrige Deutschland an dasselbe ‚angegliedert‘ werden kann.

Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich eine so massive Thatsache wie den Nordbund bei meinen Ausführungen ignoriert habe, aber er ist für mich ein Provisorium, ein Werkzeug, das gute Dienste gegen den Partikularismus und für die Unifikation thut, aber aus dem schwerlich ein deutscher Staat erwachsen kann. Für mich ist ein monarchischer Bundesstaat schon an sich ziemlich unmöglich, in Deutschland aber ist seit den Annexionen von 1866 eine ernsthaft föderale Verfassung außer Frage; selbst wenn die Südstaaten hinzutreten, wäre kein Gleichgewicht herzustellen, der Nordbund vollends aber ist kein Staat, sondern einfach das Bündnis eines Großstaates mit seinen Vasallen. Dies Provisorium thut für die Unifikation gute Dienste, besonders auf materiellem Gebiete. Die Einigung für Strafrecht, Prozeß, Maße, Münzen, Banken u. s. w. ist bestens zu acceptieren, aber der Reichstag wird ja doch nie die Gemeindeverwaltung in die Hand nehmen. Ich aber will das Provisorium auch andrerseits für den inneren verfassungsmäßigen Ausbau in Preußen benutzen, um so mehr, als ich sehe, daß es gerade sein Mangel ist, was die Verschmelzung der neuen Provinzen mit den alten hemmt. Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie in Hannover und Holstein die militärischen Institutionen Preußens überraschend schnell Wurzel geschlagen haben, eben weil sie in der Hauptsache tüchtig sind, dagegen ist die Erbitterung über die Bureaukratie und Unfähigkeit der Verwaltung allgemein. Es ist also eine der wichtigsten Aufgaben preußischer Staatsmänner, diese inneren Institutionen so zu reformieren, daß der Staat wirklich assimilationsfähig wird. Das Hauptgewicht lege ich deshalb auf das Kapitel über die Selbstverwaltung, weil diese zuerst angegriffen werden muß, wie es dann später mit dem weiteren Ausbau wird, wird wesentlich von den Ereignissen abhängen, die schließlich auch über die Zukunft der Frage der Absorption entscheiden müssen. Es kann sein, daß diese Ereignisse sich zunächst so wenden, daß der Bund sich zu einem deutschen erweitert, ich glaube nicht daran, nachdem 1866 einmal die Scheidelinie gezogen. Bismarck aber arbeitet jetzt in dieser Richtung und hat, wenn ich gut unterrichtet bin, die Kaiseridee nicht aufgegeben, sondern in Ems Kaiser Alexander dafür zu gewinnen gesucht, damit dieser in Stuttgart in diesem Sinne wirke. Ich halte diese Politik für falsch, wenngleich ich anerkenne, daß es für Bismarck die einzige ist, in der er hoffen kann, nach außen den alternden König vorwärts zu bringen. Wie aber die Alternative auch ausfällt, für den deutschen Staat der Zukunft werden alle die inneren Fragen, die ich behandle, früher oder später praktisch werden, und inzwischen sollen meine Ausführungen sichtend und klärend auf die politischen Ansichten wirken.

Das mag Ihnen weitaussehend erscheinen, ist aber gewiß nicht theoretisch, im Gegenteil darf ich sagen, daß ich die verschiedenen Eventualitäten so scharf durchdacht habe, daß, falls ich dazu berufen würde, praktisch einzugreifen, ich schwerlich etwas Erhebliches von dem, was ich in meinem Buch gesagt, zurückzunehmen haben würde.

Ob ein solches praktisches Eingreifen mir beschieden sein wird, steht dahin und muß ich abwarten. Auf unserm letzten Spaziergang am Kanal sprachen Sie von dem Ehrgeiz, den Sie bei mir vorauszusetzen glauben dürften. Daß ich den Ehrgeiz habe, für meine einzige große Leidenschaft, — die Einigung Deutschlands und die Erreichung einer weisen, männlichen Freiheit — für dieses zu wirken, bekenne ich ohne Rückhalt. Aber mein Ehrgeiz geht nicht darauf, eine äußerlich glänzende Stellung einzunehmen, vielmehr hat mich die Erfahrung und die Geschichte gelehrt, daß alles hastige Jagen und unruhige Streben nach einer solchen Stellung nur dazu führt, die Charaktere zu verbrauchen und herabzudrücken. Will Gott mich in einer solchen Stellung brauchen, so wird er mich zu finden wissen, ich suche nur an dem Platze, wo ich stehe, meine Pflicht im vollsten Umfange zu thun, und so wenig mich meine jetzige Thätigkeit ausfüllt, so sage ich mir doch mit Wilhelm v. Humboldt, daß kein Ding an sich groß oder klein ist, sondern je nachdem man es behandelt; und daß es schließlich nützlicher ist, für Hamburg eine Reform des Armenwesens zu stande zu bringen, als die Zahl der Deklamatoren im Parlament zu vermehren. Darum würde ich natürlich doch gern ein Mandat für den Reichstag annehmen, wenn es sich mir böte, aber ich bin so wenig gesonnen, darauf Jagd zu machen, als auf ein Portefeuille, und tauge ebensowenig dazu, dem souveränen Volke zu schmeicheln, als Ministern und Fürsten.

Vom Kronprinzen habe ich noch keine Silbe über mein Buch, das er sich nach Karlsbad nachschicken lassen wollte, doch Sie wissen ja, daß ich bei politischen Materien eine Hilfe habe, die Ihnen bei militärischen fehlt, nämlich die Kronprinzessin. Sie hat alle meine Aufsätze sofort mit ihrem Mann gelesen und durchgenommen und gewöhnt ihn dadurch, aus den liberalen Abstraktionen sich die Dinge im praktischen Detail zu denken.

Können Sie nicht Ihren Weg nach Borkum mit einem militärischen Revisionsabstecher nach Hamburg verbinden? — Inzwischen wünsche ich Ihnen gutes Wetter für Ihren Seeaufenthalt. Geffcken."

Siebentes Kapitel

Der französische Krieg

Im Juli 1870 lag Europa anscheinend im tiefsten Frieden. Napoleon war in St. Cloud, der König in Ems, Bismarck in Varzin — und ich mit Familie in Borkum.

Als die ersten beunruhigenden Nachrichten kamen, schrieb ich an mein Ministerium, man möge mich benachrichtigen, falls man mich brauchte; meine Hoffnung aber war, Napoleon würde mich weiter in den Fluten der Nordsee schwelgen lassen. Bismarck selbst sagte mir bei einem Spaziergang in Herny, er habe nicht geglaubt, daß die Franzosen so rasch anbeißen würden.

Am 15. Juli, bei anbrechendem Tage, brachte mir ein Fischerboot aus Emden die Ordre zur Rückkehr, und eine Stunde später ging ich mit demselben Boot in See und erreichte am Nachmittag Emden. Hier war schon die Sorge lebendig, daß die Franzosen einen Landungsversuch machen könnten; in Oldenburg sah man unsicher und ungewiß in die nächste Zukunft; in Bremen gingen die Wogen des patriotischen Eifers hoch, obgleich der überseeische Handel von den Kriegsaussichten schwer bedroht schien; in Hannover klang die Begeisterung in stolzen Tönen durch Stadt und Land; Berlin war voller Enthusiasmus und in energischer Thätigkeit.

Es ist eine Freude, in solchen Zeiten zu leben, und ein unermeßliches Glück, thätig darin mithelfen zu können. Wie viele gute und tüchtige Männer haben ihre Kräfte in kleiner Zeit an kleinen Zielen verbrauchen müssen, ohne jemals vor einen großen Moment gestellt zu werden.

Vor uns lag das Ziel klar, und die Mittel waren gegeben; wir waren vorbereitet bis zur äußersten Anspannung unsrer Kräfte und durften mit gutem Vertrauen in den Kampf gehen.

Der Kronprinz beantragte meine Ernennung zu seinem Chef des Stabes; das fand Widerspruch bei Moltke, der mit Recht erklärte, Blumenthal sei nicht anders zu plazieren, und es sei unmöglich, ihn beiseite zu schieben. Der Kriegsminister aber gab der Sache die längst gefürchtete Wendung durch die Erklärung, ich sei der einzige General, der die Verpflegung im Kriege leiten könne. So wurde ich zum General-Intendanten der Armee ernannt.

Wenn ich nun auch als General-Intendant ein Mitglied des großen Hauptquartiers wurde und sozusagen zu den Oberhofchargen gehörte, so fehlte meinem

Posten doch jedes militärische Element. Ich war reiner Verwaltungsbeamter, und meine Thätigkeit, die ich mir nie anders als vor dem Feinde gedacht hatte, mußte sich hinter unsrer Front abspielen.

Ich war von 1866 her daran gewöhnt, die militärischen und politischen Aktionen aus guter Perspektive und sehr gut informiert beobachten zu können; hier fragte mich niemand um meine Ansicht, und von dem Gange der Operationen erhielt ich zunächst nur so weit Kenntnis, wie das Verpflegungswesen dadurch direkt berührt wurde.

So hatte ich vielerlei Entsagung zu üben.

Mein Trost lag in der großen Arbeit und in der ungeheuren Verantwortlichkeit meiner Aufgabe. Man hat auch meine Leistungen vielfach anerkannt, zumal in den Tagen von Sedan und bei der Uebergabe der Festungen; und doch wäre ich gerade an diesen entscheidendsten Punkten mit all meiner Kunst ganz elend gescheitert, wären wir nicht in ein so reiches Land hineinmarschiert, in dem wir die volle neue Ernte vorfanden. Ohne das wäre es mir unmöglich gewesen, die Armee z. B. auf ihrem Rechts-Abmarsch nach Sedan zu verpflegen; die General-Intendantur hat also hier ebensoviel Glück gehabt, wie wir überhaupt bei unsern Operationen entwickelten.

Ich hatte schon jahrelang die Idee verfolgt, für die Beschaffung der Lebensmittel ein einziges großes Konsortium zu bilden, hatte auch in einem Promemoria diese Pläne niedergelegt. Da aber im Ministerium alles von unten herauf und nichts von oben herunter gearbeitet wurde, so gelang es den Herren Geheimeräten, meine Arbeit totzuschreiben. Von dem kranken Minister selbst erfuhr ich, wie schon bemerkt, in den vier Jahren meiner Thätigkeit wenig Förderung für meine organisatorischen Pläne, und es gehörte eine himmlische Geduld dazu, trotz aller Schwierigkeiten, die das allgemeine Kriegsdepartement überall bereitete, weil es eben nicht geleitet wurde, die allgemeinen Ziele nicht aus dem Auge zu verlieren.

Das aber hatte ich in dieser Zeit erreicht, daß meine Leute wußten, was ich wollte; so durfte ich wenigstens auf gefügige Werkzeuge rechnen. Trotzdem aber habe ich in meiner neuen Stellung bald ganz aufgehört, mit den Intendanturen direkt zu verkehren, sondern schrieb an die Oberkommandos, die mir auch stets willfahrten, weil sie Vertrauen zu mir hatten.

Ich hielt mich nur wenige Tage in Berlin auf. Da sämtliche Eisenbahnen sofort für die Truppentransporte in Anspruch genommen wurden, am Rhein aber eine Mißernte war, so war zu fürchten, daß die aufmarschierenden Truppen an Nahrungsmangel leiden würden. Ich hielt also meine Anwesenheit im Zentralpunkt der Ausschiffung für sehr notwendig und begab mich, noch ehe meine eigne Mobilmachung vollendet war, nach Mainz. Ich schrieb von dort:

An meine Frau.

Mainz, 25. 7. 70.

„Ich bin nach fast vierundzwanzigstündiger Fahrt hier angekommen, habe mich dann gleich in den Strudel der Geschäfte gestürzt und nach dem Rechten

gesehen. Auch habe ich den teils abgearbeiteten, teils unsicheren Gemütern Vertrauen eingeflößt und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß meine Reise hierher von großem Nutzen gewesen; hier waren die Verpflegungselemente schon aneinandergeraten.

Große Freude hat mir die Besichtigung der Dinge in Bingen gemacht, dort war alles im guten Gange und recht durchdacht. Es ist sehr dürr und sehr heiß; und eine elende Ernte steht bevor; nach Frankreich hinein soll es ebenso aussehen. Jetzt will ich nach Ludwigshafen gehen."

*

Mainz, 26. 7. 70.

„In Ludwigshafen hat die badische Regierung auf meine Requisition von Berlin aus Magazine eingerichtet; die Bayern sind mit den ihren noch nicht weit gekommen. Aber das Approvisionnement von Mainz gewährt eine gute Aushilfe. Der Gouverneur Prinz Holstein stellt es mir auf meine Verantwortlichkeit zur Disposition.

Ueber diesen Prinzen bin ich nie klar geworden. Sein ganzes Leben, seine Mittel und seine Erziehung befinden sich im vollsten Widerspruch zu seiner Stellung als Prinz. Eigentlich hat er immer Gutes geleistet, aber bis auf die Kronprinzessin, die einen förmlichen Kultus mit ihm treibt, vertraut ihm niemand so recht. Die Armee kennt ihn nur aus dem Wirtshaus, bei der Bevölkerung von Mainz scheint er sehr beliebt.

Von allen Corps stoßen die Spitzen hier zusammen; man dirigiert den Aufmarsch der Armeen von Berlin aus, und bis dahin fühlt man natürlich keine Reibung. Schließlich geht auch hier alles glatt, weil die Menschen vernünftig sind und voll vom besten Willen.

In Mannheim fühlt man die Nähe des Feindes. Ueberall Sorgen und Vorkehrungen für den Fall seines plötzlichen Vorbrechens. Im übrigen aber gesunde Begeisterung und festes Vertrauen auf die Zukunft. Jetzt zeigt sich mit Macht, was es heißt, ‚ein Volk in Waffen'."

*

Mainz, 27. 7. 70.

„Ich bin hier nicht übermäßig beschäftigt, aber doch den ganzen Tag in Anspruch genommen; es ist gut, daß jemand da ist, der Verantwortungen übernehmen kann, denn die Verpflegung spielt eine große Rolle für die moralische Stimmung in der Armee, und es ist eine schlechte Basis, wenn hierin nicht vom ersten Tage an Ordnung herrscht.

Während ich in Berlin zu den gut unterrichteten Leuten gehörte, bin ich jetzt nur auf Zeitungen angewiesen. Heut aber kommt schon Prinz Friedrich Karl und damit ein Zentralpunkt für die hiesigen Operationen.

Die bisherige Unthätigkeit der Franzosen hat die Gemüter außerordentlich beruhigt.

Von Dir bin ich zu meinem Kummer immer noch ganz ohne Nachricht und weiß nicht einmal, wo meine Gedanken Dich zu suchen haben. Daß ich selbst noch mal nach Berlin komme, erscheint mir mehr wie unsicher, denn die Reise ist langwierig wegen der überlasteten Eisenbahnen, und hier giebt es Arbeit genug. Ist denn Otto wenigstens dort und bekümmert sich um Pferde und Leute?"

*

Mainz, 29. 7. 70.

„Ich habe Sehnsucht nach Umgebung und Hilfe und wünschte, Otto wäre hier mit meinen Sachen. Ich sitze den ganzen Tag still auf meiner Stube, empfange und schreibe Telegramme, höre eine Menge Menschen und bin wütend auf die Intendanturbeamten.

Diese Herren sind in Berlin zusammengetreten und haben beschlossen, sich gemeinsam mir entgegenzustellen, weil meine Ansichten über Armeeverpflegung falsch seien. Ich glaube, zum zweitenmal werden sie mir solche Mitteilung nicht machen.

Die erste Angst vor der Invasion ist vorüber, und die Menschen werden wieder heiter. Ich wohne so, daß alle Regimenter, die hier durchkommen, bei meiner Wohnung vorbei müssen. Es erhebt das Herz, die frische und flotte Haltung der Leute zu sehen. Hier glaubt man, es sei schon eine Million Soldaten vorbeigekommen, und es ist doch gerade nur genug, um den ersten Widerstand leisten zu können.

Ich treffe eine Menge Bekannter, und es macht mir immer von neuem Kummer, wenn ich bekennen muß, in welcher Stellung ich bin. Ich werde das mögliche daraus machen, aber es ist doch eine Lumperei; ich beneide jeden Frontsoldaten.

Hat denn Otto die Pferde eingefahren?"

*

Mainz, 30. 7. 70.

„Heut ist auch Prinz Friedrich Karl von hier abgegangen, und so bin ich wieder auf Zeitungsnachrichten reduziert. Die Franzosen haben sich wohl anfänglich stark überstürzt, und jetzt ist ihnen die Puste ausgegangen; lassen sie uns noch ein paar Tage Zeit, so sind wir ganz obenauf. Ich habe heut die Ueberzeugung gewonnen, daß die Verpflegung für die nächste Zeit gesichert ist; es hatte seine Schwierigkeit, da durch die plötzliche Unterbrechung aller Kommunikationen nur die hiesigen dürftigen Quellen zur Disposition waren.

Eben bekomme ich vom Minister ein Telegramm mit der Nachricht meiner Beförderung; ich gratuliere also zur Excellenz und zur soliden Verbesserung des Einkommens.

Ich gehe des Abends in die Anlagen mit einem Oberstabsarzt Weber, der neben mir bei Tisch sitzt; er ist so schweigsam, daß er mir gerade paßt, denn ich kann nur Leute brauchen, die keine Konversation von mir fordern."

*

Mainz, 31. 7. 70.

„Ich wollte heut nach Speyer fahren, um den Kronprinzen zu begrüßen; ein Telegramm des Ministers machte mir einen Querstrich. Er giebt mir den Auftrag, ich solle Agenten annehmen und Kontrakte abschließen. Das thue ich aber nicht. Meine Hand soll frei bleiben von dem Schmutz dieses Geschäfts; ich habe den Auftrag nach andrer Seite abgegeben."

*

Mainz, 2. 8. 70.

„Heut bin ich seit vier Uhr auf den Beinen, um den König zu empfangen. Als ich zum Bahnhof ging, fand ich den Großherzog mit einer langen Pfeife vor dem Palais sitzend, wo der König absteigen sollte. Er sagte mir: ‚Ich begreife nicht, daß so viele deutsche Fürsten dem König in den Krieg folgen; ja, wer ein Kommando hat! Aber so ist es doch nur für alle Teile unbequem.'

Der König kam um halb sechs; die Ereignisse frischen ihn auf, er sah nach achtundvierzigstündiger Eisenbahnfahrt brillant aus. Zu mir war der alte Herr die Herzlichkeit selbst, und es wäre alles gut, wenn ich nicht Intendant wäre. Ich lebe immer noch der Hoffnung, daß ich mir das abschütteln kann; freilich müßte der Feldzug dazu länger dauern, was man als guter Patriot nicht wünschen darf.

Mittags kam auch Otto mit meiner Ausrüstung."

Am 3. August war ich in Kirchheimbolanden beim Prinzen Friedrich Karl. Ich fand ihn sehr munter und guter Laune. Stiehle machte auch einen frischen Eindruck. — Verdy war zum Kronprinzen geschickt worden, um ihn zu veranlassen, gegen Weißenburg vorzugehen, um mit den beiden andern Armeen in gleicher Höhe zu bleiben. Er hatte weder beim Kronprinzen noch bei Blumenthal Neigung dazu gefunden, dem Gegner so unmittelbar auf den Leib zu rücken, wie gefordert wurde; endlich aber hatte Verdy die Bedenken überwunden, und es wurde dem Befehl Folge gegeben. Im Hauptquartier herrscht die größte Spannung. Ich schrieb am 5.:

„Heute schreibe ich im vollen Glück über diesen ersten Erfolg unsrer Waffen. Wir sind alle in Rührung und Dankbarkeit, und ich möchte wohl in Berlin sein, den dortigen Jubel zu sehen. Hier, wo man kosmopolitisch ist, gelang es nur mühselig, aus der allgemeinen Kälte eine geringe Ovation für den König zuwege zu bringen.

Dafür empfangen die Einwohner die französischen Gefangenen mit vieler Liebe; ich empfinde so bitteren Haß gegen diese ganze Nation, daß mir dies Kokettieren wahren Ekel erregt; ich hoffe, Ihr seid in Berlin verständiger.

Wenn Ihr über den Karten sitzt und studiert, so denkt an mich; das ist meine Hauptbeschäftigung. Denn wenn die Armee leben soll, muß ich die großen

Operationen vorher berechnen, um zur rechten Zeit alles zur Stelle zu schaffen. Und es ist lächerlich, wie viel 600000 Mann und 200000 Pferde täglich fressen. Es wird manchmal knapp sein, aber ich hoffe, es wird kein Grund zu wirklicher Klage kommen."

Die beiden Schlachten von Wörth und Spichern gingen aus dem Thatendrang der Generale, nicht aus dem Befehl der Heerführer hervor; ein jeder wollte an den Feind, das kostete uns am Anfang zwar viele Leute, gab aber unserm Angriff solchen Schwung, daß die Franzosen ihm nie widerstanden. Ich hoffe, dieser Drang von unten bleibt für immer das charakteristische Merkmal der deutschen Armee; ohne ihn ist die schönste Strategie umsonst.

In Ludwigshafen erhielt ich am 8. die Nachricht von der schweren Verwundung meines Bruders Max, der als Kommandeur des 46. Regiments bei Wörth einen Schuß in das Knie bekommen hatte. Er war nach Mannheim in das Lazarett gebracht worden.

*

Saarbrücken, 11. 8. 70.

„Ich fürchte, der alte Steinmetz ist nicht lange mehr zu halten. Gestern war ich nach Völklingen geritten, weil er mich sprechen wollte. Er war fort, kein Mensch wußte wohin. Man klagt, daß er auf niemand hört, sich jedem höheren Einfluß entzieht und alles nach seinem eigensinnigen altersschwachen Kopf machen will. Sperling, sein Chef, ist in solcher Verzweiflung über ihn, daß er behauptet, er halte es körperlich nicht mehr lange mit ihm aus. Die Perle unsrer Heerführer ist der Kronprinz, er unternimmt immer frisch, was ihm von Männern seines Vertrauens geraten wird. Aber auch Prinz Friedrich Karl hat sich bisher außerordentlich gut gemacht."

*

Herny, 16. 8. 70.

„Ich erhalte sehr schlechte Nachrichten von Max. Es ist eine Amputation nötig, und die Aerzte zweifeln am Erfolge.

Wir sind hier inmitten der Katastrophe; Du erfährst aus den Zeitungen früher das Resultat."

*

Pont-à-Mousson, 21. 8. 70.

„Die Franzosen sind in Metz eingeschlossen, und die schrecklich blutigen Kämpfe vom 16. und 18. haben zum glorreichen Ziele geführt. Für mich sind es schreckliche Stunden, wenn ich, wie am 18., in der Umgebung des Königs auf dem Schlachtfelde halte. In solcher Zeit in nichts mitwirken zu können, ist

das Entsetzlichste, was ich kenne. Moltkes Ruhe wird mir ganz unheimlich, aber er trägt wenigstens die Verantwortung, und ich habe gar keine Thätigkeit. Auf unserm Flügel war es bis in die Nacht hinein ganz ungewiß, wie die Sache stand. Otto hat sich nützlich gemacht mit Adjutantieren.

Gestern fuhr ich nach Nancy, um einiges zu arrangieren, da traf ich den Kronprinzen; er war außerordentlich herzlich, küßte mich, erklärte daß er mich vermisse, und sprach eine ganze Stunde mit mir.

Heut bin ich den ganzen Tag an die Stube gefesselt; alle Welt arbeitet und ordnet, eine neue Basis für die Zukunft zu schaffen.

Und nun zu unserm Anteil an der allgemeinen, großen Trauer der Welt. Max ist tot, er ist den Folgen seiner Verwundung erlegen. Der jüngste von uns Brüdern mußte zuerst von uns gehen, sein Platz in unserm schönen Familienleben bleibt leer. Er war ein braver, treuer Bruder, möge ihm die Erde leicht werden. Er starb einen schönen Soldatentod und leicht, da er unverheiratet war."

Die Kronprinzessin schrieb:

Neues Palais, 23. 8. 70.

„Bester General! Diese Zeilen kommen leider viel später, als ich wollte, um Ihnen meine ganze und aufrichtige Teilnahme bei dem Tode Ihres Bruders auszusprechen, aber Sie werden es mir gewiß glauben, daß ich gleich und mit dem wahrsten Mitgefühl Ihrer und der Ihrigen gedachte, als wir die Trauerkunde erfuhren! Sie müssen es nun auch erfahren, wie so viele Hunderte in unserm lieben Vaterlande, — mit wie vielen Thränen und mit welchem Schmerz die Siege erkauft sind, die uns mit Stolz und Begeisterung erfüllen! Diese letzten Tage waren so schrecklich, daß man nur den Jammer des Krieges empfand; den Kummer der Zurückbleibenden mit anzusehen, ist herzzerreißend. Der liebe Gott wolle die gebrochenen Herzen trösten und aufrichten!

Des Kronprinzen Gedanken und die meinigen suchen Sie in dieser ernsten großen Zeit oft auf, wie schade, daß Sie nicht bei ihm sind!

Gern würde ich mehr schreiben, es giebt so viel zu sagen, daß man nicht weiß, wo anfangen und wo schließen, ich will aber alle Betrachtungen trauriger und freudiger Art aufsparen, bis ich Sie wieder einmal zu sehen bekomme, hoffentlich nach baldigem ruhmvollem Frieden.

Ihre

Viktoria, Kronprinzessin."

*

Commercy, 24. 8. 70.

„Zum erstenmal kommen wir in Gegenden, aus denen die Einwohner nicht geflohen sind; das macht das Leben bequemer, und das Plündern der leeren Häuser hört auf. Man wird von den Franzosen ordentlich um Nachrichten bestürmt, denn sie sind schon über acht Tage ohne Zeitungen, ohne Briefe, ohne Telegramme; es muß ein eigentümliches Gefühl sein, so abgeschnitten zu sein,

wo die ganze Existenz erschüttert und alle Lebensnerven berührt sind. Aber auch uns fehlen augenblicklich alle Nachrichten aus Paris."

*

Clermont, 28. 8. 70.

„Ich habe schrecklich zu thun gehabt. Die Armee hat ihre Operationslinie gewechselt, und nun handelte es sich darum, den ganzen Schwanz des Nachschubes auch nach rechts zu werfen. Wir sind in größter Spannung, jede einzelne Meldung wird sorgfältig abgewogen, und da die ganze Masse unsrer Kavallerie hart am Feinde ist, so kommen stündlich Berichte über seine Bewegungen und geben reichen Stoff zu Kombinationen. Moltke entzückt positiv in seiner Klarheit und Bestimmtheit.

Am 25., als sich die Meldungen vom Abmarsch der Franzosen nach Nordosten mehrten, waren wir zuerst unsicher, was man daraus machen sollte. Wir saßen den Abend bei Moltke am Whist, als die Bestätigung kam. Da legte er die Karten nieder und sagte: ‚Die Kerls sind doch zu dumm, nun sollen sie ihre Strafe haben.' — Er hatte alle Dispositionen bereits im Kopfe fertig, sie wurden noch in der Nacht ausgegeben. Auch Blumenthal ging sehr entschieden und mit Eifer vor."

*

Vendresse, 31. 8. 70.

„Wir haben gestern ein glorreiches Gefecht gehabt, das IV. Corps hat einen sehr schönen Tag gemacht und mit dem kleinsten Verlust die größten Erfolge erkämpft. Der König hatte einen sehr vorteilhaften Standpunkt, wir übersahen die Operationen der ganzen Armee, und wenn nicht in der Sache ein so furchtbarer Ernst lag, so wäre es einer der schönsten Anblicke gewesen.

Wir kamen erst spät ins Quartier; für Moltke war mal wieder neben all den Fürstlichkeiten des großen Hauptquartiers kein Bett vorhanden. Er war wütend, und wir mußten ihn mit Gewalt unterbringen. So etwas klingt wie ein Märchen."

*

Donchery, 2. 9. 70.

„‚Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!' Du liest die Depeschen und fühlst mit uns, was wir erlebten. Ereignisse so groß und so erfolgreich, wie sie viele Generationen nicht sahen.

Die Bravheit unsrer Truppen hat sich unglaublich bewährt, im Marschieren wie im Gefecht. So fiel uns der Feind gestern als abgehetztes Wild in die Hände.

Moltke hat das Größte erlebt, was einem Feldherrn beschieden sein kann. Wenn man so mitgesehen hat, wie klar, sicher und kühn er auf dieses Resultat hin disponierte, wie er immer rechnete und niemals irrte, so kann man ihn nur mit der größten Bewunderung ansehen.

Von dem Berge, auf dem der König Aufstellung genommen hatte, übersah man das Schlachtfeld so genau, daß man mit dem Glase die einzelnen Tirailleurlinien beobachten konnte, und dazu die herrliche Landschaft mit dem schlängelnden Fluß. Die ganze Seele hing an dem, was vor uns geschah. Die Tirailleurs und Kolonnen des 11. Corps gingen über freies Feld vor, um einen entscheidenden Bergabhang zu nehmen. Der Feind, dreimal so stark, wies sie ab; da warf sich ihm kühn ein kleiner Trupp in die Flanke, und unsre Leute drangen wieder vor, trotz der riesigen Verluste, die sie eben erlitten.

Dann ein großer Kavallerieangriff; Reiter und Pferde verschwanden vor dem Feuer unsrer dünnen und müden Linien; immer neue Angriffe, neues Gewoge hin und her, bis endlich wilde Flucht uns das Feld überließ.

Wie kann ich das alles beschreiben? Dazu der ungeheure Lärm der Schlacht, die Feuersbrunst in der Stadt, schließlich die weiße Flagge und die Ankunft von Reille!

Unsre Verluste berechnen wir auf den dritten Teil dessen, was am 18. gefallen ist, das bedeutet aber viel Trauer bei allem Glück.

Diese Zeilen nimmt Hatzfeld mit, der nach Belgien reist."

*

Réthel, 4. 9. 70.

„Gestern hatten wir den ganzen Tag zu thun, die Gefangenen zu übernehmen; es ist eine große Arbeit, sie zu ernähren und zu transportieren. Ich war nach Sedan hinein, um dort zu ordnen, aber sehr vergnügt, als ich aus diesem Höllenkessel wieder heraus war, ohne etwas mitzubringen, als ein geschundenes Schienbein.

Heut sind wir scharf auf dem Weg nach Paris. Wir werden zwar der Armee noch einige Tage Ruhe gönnen müssen, damit sie sich wieder Kräfte holt, denn die Leistungen waren auf ein sehr hohes Maß gespannt. Das bedeutet aber keine Stockung in dem allgemeinen Vorgehen. Gersdorff durfte ich nicht besuchen; Rudolf Kräwels Tod ersehe ich aus der Zeitung."

*

Reims, 6. 9. 70.

„Die alte Stadt ist überfüllt, das ganze VI. Corps, außer dem großen Hauptquartier. Otto brachte mich in ein sehr anständig aussehendes Haus, der Wirt empfing mich und stellte sich vor als M. Werlé, Inhaber der Firma Veuve Cliquot. Champagner giebt's aber nur auf Befehl."

*

Reims, 10. 9. 70.

„Vorgestern morgen fuhren wir nach dem Lager von Chalons, um Kenntnis von den dortigen Anlagen und vor allen Dingen von den Beständen zu nehmen. Es herrscht dort ein großartiger Luxus, wie er uns in der Verwaltung voll-

ständig fremd ist. Freilich hat die Hand des Krieges schon vieles zerstört; das Beste ist ein komplett montiertes Lazarett zu einigen 100 Betten. Ich bringe Dir ein Andenken mit, eine Tasse mit dem N und der Krone gezeichnet. Das Lager ist sehr ausgedehnt, und es gab viel zu sehen. Als ich dem König davon erzählte, wurde er ganz neugierig und ist dann heute auch hinausgefahren.

Gestern hat der Kronprinz mir schreckliche Arbeit gemacht, und zwar durch einen Gnadenakt. Ein Anschlag von ihm an den Straßenecken setzte die ganze Stadt in Aufruhr: er machte bekannt, die Soldaten sollten aus den Magazinen verpflegt werden, die alles bar bezahlen würden, die Stadt Reims habe sich um nichts zu kümmern. Das Magazin ist aber nicht vorhanden, und Geld zum Bezahlen auch nicht. Da wurde mir denn die Gnade etwas unbequem.

Die Unterbringung der französischen Gefangenen macht uns viel Kopfzerbrechen, zumal wenn die 130000 Mann mindestens aus Metz noch dazu kommen. Ich hoffe, man wird sie zu öffentlichen Arbeiten verwenden.

Freytag habe ich einigemal gesehen. Er hat uns jetzt verlassen und ist mit einem Feldjäger in die Heimat zurückgekehrt; den besten Teil des Feldzuges hat er mitgesehen. Sein letztes Werk hier war die Verfassung des Aufrufs für die Invalidenstiftung.“

*

Reims, 11. 9. 70.

„Mein Aufenthalt hier dauert schon zu lange; die Masse der Menschen, sogar die benachbarten Ortschaften, fangen an, mich als verantwortlichen Verpfleger zu kennen und kommen, mir ihre Klagen vorzutragen. Nun sind die Leute hart bedrückt, und das Herz thut mir weh, obgleich kein Franzose ein Recht auf unser Mitleid hat. Aber wenn man die jammervollen Gesichter sieht, muß man sich immer künstlich in die Härte hineinreden. Trotzdem werde ich wohl noch drei Tage hier aushalten müssen, denn die Promenade nach Sedan hat uns Zeit und Kräfte gekostet, die jetzt eingeholt werden müssen.

Steinmetz macht wieder neue Schwierigkeiten, es peinigt ihn, daß er noch keine Heldenthaten verübt hat.

Aus meinem stets beschäftigten Leben kann ich nicht viel erzählen; der Gnadenhimmel wölbt sich auch über mir, ich esse in der Tour jeden dritten Tag beim König, spiele abends mit Moltke Whist und reite täglich spazieren. Daß das Diner des Königs um vier statthat, ist unbequem, es kommt immer mitten in die Arbeit, aber der alte Herr ist es so gewöhnt.“

*

Reims, 13. 9. 70.

„Ich freue mich, daß mein Brief von Sedan Dir so rasch zukam; einer unsrer Diplomaten, der nach Brüssel ging, war so liebenswürdig, ihn von dort zu expedieren. Er sollte den Transport unsrer Verwundeten durch Belgien vermitteln, brachte es aber nicht fertig. Trotzdem laufen sie aber alle diesen Weg, nur nicht offiziell, denn die belgische Regierung will uns nicht offen dieses

Zugeständnis machen. Nur darf kein Soldat sie begleiten; die freiwillige Krankenpflege bildet hierfür den neutralen Boden.

Fürst Pleß und seine Gehilfen zeichnen sich auf diesem Gebiet außerordentlich aus; was die Zeitungen dagegen räsonnieren, ist Unsinn.

Ich habe heut zum erstenmal in meinem Leben Tabak verkauft. Dann habe ich große Berichte für den König zu machen wegen Klagen über Konfiskationen oder Requisitionen, die ihm direkt zugegangen sind. — Dabei will ich Dir gleich bemerken, daß, wenn die Verpflegung gut, dies vor allen Dingen der Jahreszeit zu verdanken ist. Man kann es nicht für ein Kunststück ansehen, wenn man hier futtert.

Hier in Reims entwickelte sich der erste Konflikt zwischen Moltke und Bismarck; man hat die Empfindung, als fühle dieser das Bedürfnis, neben dem glorreichen Feldherrn auch mal aktiv zu werden, wenigstens war nicht ersichtlich, was ihn bewog, Herrn Stieber als Präfekten einzusetzen. Als er interpelliert wurde, was ein Beamter im Gewaltbereich der Armee zu thun hätte, wurde er gereizt. Moltke blieb vornehm, und so verlief sich die Sache wieder, aber nur, um bald in andrer Form wieder ans Licht zu treten."

Wir gingen nun, im Glauben, durch Paris nicht lange aufgehalten zu werden, in großen Etappen über Chateau Thierry und Meaux gegen Paris vor.

Das Hauptquartier zunächst nach Ferrières.

*

Ferrières, 22. 9. 70.

„Hier wohnt nun der König in dem Zauberschloß des Barons Rothschild. Es ist gewiß ein schöner Bau, aber unser Schloß Eisgrub in Böhmen war viel schöner und edler im großen wie im einzelnen. Ganz großartig ist der Park, mit den auserlesensten und schönsten Bäumen ausgestattet; von den Fasanen denken wir noch einigen Nutzen zu ziehen.

Ich wohne mit meinem Stabe und dem Fürsten Pleß bei einem Gärtner, d. h. bei einem Obstzüchter, der ausgesuchtes Tafelobst nach Paris verkauft, und zwar zu exorbitanten Preisen. Der Besitzer selbst ist geflohen, auch die Leute bis auf eine alte Köchin; so leben wir gut, und ich genieße meinen schönen Salon mit dem Ausgang nach dem Garten.

Ich fuhr schon früh in die Welt, um mich über die Verpflegung auf dem linken Seineufer zu orientieren. Bei dem prachtvollen Wetter war der Blick über das reiche Thal der Seine und Marne sehr schön und klar; die Stadt Paris dehnt sich in weitem Panorama aus und liegt vor uns wie ein Rätsel. Unsre Leute auf Vorposten starren es voller Erwartung an; nach Lage der Verhältnisse dürfen wir erwarten, in einigen Tagen dort einzurücken, und zwar ohne allen Kampf. Es gärt dort ganz gewaltig, und Jules Favre hat schon wieder-

holt seinen Weg hierher gefunden; der bevorstehende Fall von Straßburg wird ihm seine schwere Aufgabe erleichtern."

*

Ferrières, 24. 9. 70.

„Die Verhandlungen sind vorläufig abgebrochen, weil Favres Kollegen in Paris die aufgestellten Bedingungen nicht annehmen wollen. Sie bedürfen noch einiger auflösender Elemente mehr, um die bittere Pille herunterschlucken zu können. Wenn man sich einigen Verlusten aussetzen wollte, so könnte man Paris sofort nehmen; das hilft uns aber nichts, denn die Regierung, die wir da einsetzen müßten, würde nie so stark werden, uns den Frieden garantieren zu können. Die republikanischen Führer müssen selbst kommen und auf eigne Verantwortung um Frieden bitten.

Es fehlt in der Stadt wohl an Viehfutter und allerhand anderm, Mehl aber haben sie für sechs Monate, und von Brot lebt der Franzose vorwiegend. Zwischenein ist es sehr wichtig, daß wir Toul genommen haben.

Gestern morgen war der Kronprinz hier, da die Nachricht von den Favreschen Verhandlungen zu ihm gedrungen war. Außer Favre bewegt sich hier aber auch noch ein napoleonischer Agent und ein Vertreter von Gambetta. Alle erkennen die Richtigkeit unsrer Bedingungen an, keiner aber ist mächtig genug, sie zu vertreten. Der Kronprinz hat in der Sache sehr verständige Ansichten und ist mit Bismarck in vollster Harmonie; in allen politischen Angelegenheiten verhandelt es sich gut mit dem Herrn. Er war sehr herzlich, und wir sind lange Zeit in dem Park spazieren gegangen. Seine Urteile über die Anlagen interessierten mich übrigens sehr; dafür ist er ganz sachverständig."

*

Ferrières, 25. 9. 70.

„Ich habe eben einen Auftritt gehabt, der meinem Schnupfen wohlgethan hat. Ein Berliner Jude offerierte, 4000 Zentner Hafer à zehn Thaler aus der Gegend von Meaux heranzuschaffen. Was thut der schlaue Sohn? Er kauft von hiesigen Bauern, die beim Dreschen sind, den Hafer, den wir bereits mit Beschlag belegt haben, und zwar für einen Spottpreis, den diese aber immer noch lieber nehmen, wie unsern Bon. Ich selbst konstatierte das ganz zufällig bei einem Ausgang. Den Kerl habe ich ausgewiesen und ihm jede Lieferung untersagen lassen. Wenn die Bahn über Toul erst in stand ist, wird auch das nicht mehr passieren.

Die Masse der Bittenden verleidet mir hier schon wieder die Existenz. Jeder Bauer wird von den Soldaten geplagt, und jeder Bauer sucht sich als Leidtragender den Weg zu mir zu öffnen. Wenn ich fortgewesen bin, finde ich den ganzen Garten blauschimmernd von lauter Blusen.

Mein Leben verläuft ganz regelmäßig. Um halb sieben wird aufgestanden, Kaffee getrunken und regiert; um acht gehe ich nach dem Generalstab, mich zu

orientieren, Befehle zu empfangen und selbst mitzusprechen. Damit wird es zehn Uhr, bis ich wieder in meinem Bureau bin. Dann folgt um halb zwölf das Déjeuner; wir sind täglich neun Personen, sieben ich und die Meinen, Fürst Pleß und sein Adjunkt, Herr v. Salisch. Es gab heut dicke Erbsen mit Wurst, kalten Karpfen, Hammelbraten mit Salat und Kartoffeln, Butter, Käse und Obst. Nach dem Frühstück ist Schreibstunde, heut war ich zur Kirche, und um zwei Uhr wird geritten und gefahren, wobei man die Annehmlichkeit mit den Interessen des Dienstes zu verknüpfen sucht. Gestern waren wir bei den Vorposten und sahen uns Paris an. Um sechs wird diniert, Bouillonsuppe, Milchreis und Rindsbraten; eine Partie Whist schließt den Abend. Zwischenein läuft natürlich noch viel Arbeit, Audienzen u. s. w.

Unsre militärische Zukunft wird so beurteilt, daß man meint, Straßburg werde in dieser Woche fallen, Metz in der folgenden. Wann Paris genug hat, hängt von den Gärungsmomenten ab; diese aber werden verstärkt dadurch, daß wir in der nächsten Woche die Beschießung beginnen, denn das Belagerungsgeschütz kann jetzt heran. So werden Metz und Paris wohl ziemlich gleichzeitig fallen.

Gestern sagte Bismarck, man begreift jetzt, daß Friedrich der Große kriegsmüde wurde, als der Krieg sieben Jahre dauerte."

*

Ferrières, 27. 9. 70.

„Gestern fand ich eine Depesche vom Kronprinzen vor, der mich nach Versailles beruft; ich fahre also gegen zwölf dorthin und bleibe die Nacht dort. Morgen abend aber bin ich wieder hier, um Sonnabend mit dem ganzen Hauptquartier nach Versailles zu gehen. Der König fängt an, sich hier zu langweilen, und braucht Abwechslung. Ich hätte gern hier den Einzug in Paris abgewartet.

Wir sind gespannt auf den Ausfall der Wahlen, die für den 2. Oktober ausgeschrieben sind. Ob sie der jetzigen oder überhaupt einer Regierung die Autorität verschaffen werden, die wir zum Friedensschluß brauchen?"

*

Ferrières, 1. 10. 70.

„Ich verspätete mich beim Reiten und kam zum Diner beim König zu spät; ich aß am Adjutantentisch und hätte mich ruhig wieder fortgestohlen, hätte mir der Kronprinz nicht sagen lassen, er müsse mich sprechen. Er nahm mich denn auch nach Tisch mit auf sein Zimmer und hatte viel zu erzählen; auch heut früh bin ich wieder eine Stunde mit ihm gegangen. Er ist immer sehr herzlich und warm, und das bleibt nicht ohne Eindruck auf die Zuschauer.

Von den politischen Konstellationen kann ich dem Papier nichts anvertrauen, nur das will ich erwähnen, daß die Verhandlungen von Delbrück in München ganz außerordentlich erfolgreich gewesen sind; man war dort überraschend coulant.

Der Kronprinz zog einen sehr klaren und richtigen Vergleich zwischen den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm; es interessiert mich, bei solchen

Unterhaltungen immer wieder zu beobachten, wie vor fürstlichen Augen die Weltereignisse den Charakter der Familienpolitik annehmen. Dem Unterthanenverstande ist solche Anschauung ganz neu, weil die Unterlage fehlt, man gewöhnt sich aber daran.

Nachdem wir gestern die besten Pariser Truppen, die römische Brigade, zurückgeschlagen haben, hoffen wir nunmehr, unsre Feste am 18. mit der Feier der Kapitulationen verbinden zu können; dann wollen wir trotz der Trennung vergnügt singen: Nun danket alle Gott."

*

Ferrières, 2. 10. 70.

„Gestern aß Graf Bismarck mit uns, er war bester Laune und erzählte eine Menge kleiner Züge aus der neuesten großen Politik. Jules Favre sei der reinste Phrasenmacher, aber ausgestattet mit all jenen imponierenden äußeren Eigenschaften, die Waldeck als Redner besessen habe. Von Napoleons mangelnder Widerstandskraft sei er überrascht gewesen; er habe geglaubt, der Kaiser besäße die ganze Energie des Phlegmas und würde nicht so leicht von der Stelle gehen. Er sei aber ein ganz abgethaner Mann, durch Krankheit und körperliche Leistungsunfähigkeit."

*

Ferrières, 3. 10. 70.

„Uebermorgen gehen wir nach Versailles; ich muß dies als einen Fehler bezeichnen, weil man dadurch unsre Angriffsfront andeutet, und dann, weil der König nicht die natürliche Rückzugslinie verlassen darf. Die ganze Rechnung geht zu sehr auf die Schwäche des Feindes, er kann sehr gut mal durchbrechen, und dann giebt es fatale Stunden, wenn der König abgeschnitten ist."

*

Versailles, 6. 10. 70.

„Ich war endlich in Tremblay, dem Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen, wo ich schon längst zu thun hatte; man sieht dort im Norden vielmehr Zerstörung und gar keine Einwohner. Hier im Süden finden sich langsam die Menschen wieder, und das Leben etabliert sich.

Gestern haben wir den großen Umzug gemacht, bei dem der König unterwegs die Truppen begrüßte. Merkwürdigerweise war das VI. Armeecorps dabei im Ordonnanzanzuge gekommen, die Infanterie ohne Gewehre. Wenn die Franzosen zu dieser Zeit einen Ausfall machten, so war es eine dumme Sache. Einem solchen Feinde gegenüber wird man zu liederlich.

Otto hat für mich gut Quartier gemacht, wir wohnen wieder alle zusammen wie in Ferrières, auch Fürst Pleß und sein Adjutant, und mein dicker Proviantmeister besorgt die Küche. Ich habe fünf Zimmer und bin sehr gut eingerichtet; der Hausherr ist geflohen.

Dein Bruder Moritz steht mit der 6. Kavallerie-Division hier in der Nähe; Otto traf Hans Bendemann; ich denke, ich sehe sie beide nächstens.

Heut springen ‚les grandes eaux‘ dem König zu Ehren; es sind wirklich Zauberwerke, und der prächtigste Sonnenschein erhöhte den Effekt. Der alte Herr war außerordentlich heiter und bewegte sich frei im größten Getümmel. Das ist nicht unbedenklich bei der Tollheit des Volkes, und man folgt mit Sorge jedem seiner Schritte; aber andrerseits imponiert gerade diese Freiheit der Erscheinung ungeheuer. Bei der Einfahrt hatte man an die Spitze des Zuges Ulanen genommen, die hier am gefürchtetsten sind; die Kerls kamen aber auch wie der helle Teufel herangesprengt, und es war ein Vergnügen, zu sehen welchen vorzüglichen Eindruck das machte.

Ich habe hier weniger zu thun wie bisher, da in Ferrières, wo die Einschließung begann, alles geordnet worden ist, um die Verpflegung zu sichern; jetzt läuft es von selbst weiter.“

*

Versailles, 9. 10. 70.

„Gestern abend war ich zum Diner beim Kronprinzen, und während wir bei Tisch saßen, wurde mir ein Zettel zugeschoben mit den Worten: ‚Rittmeister Ulrich bringe ich soeben hier in das Schloß mit einem Schuß durch die Schulter‘, unterschrieben von einem Johanniter, der Moritz auf sechs Meilen sorgfältig hierhergebracht.

Da der Generalarzt Wilms zur Stelle war, bat ich ihn um seinen Beistand; er sagte, die Kugel sei unter dem Schultergelenk durch den Oberarm gegangen und nicht ungefährlich.

Moritz fand ich unbesorgt um seine Wunde, aber fürchterlich aufgeregt über den Verlust seiner Schwadron. Er war im Quartier überfallen worden, gestern früh zwischen drei und vier, und wußte nicht, wie viele sich gerettet. Er war der Aelteste am Ort und macht sich nun Vorwürfe; das ist eine schlechte Zugabe zur Heilung.“

*

Versailles, 11. 10. 70.

„Der Ort des Ueberfalls heißt Ablis und liegt zwischen Rambouillet und Chartres; die Husaren lagen hinter einer Feldwache im Alarmquartier und wurden von den Einwohnern im Schlafe überfallen. Eine Schuld kann Moritz nicht treffen, aber es ist schlimm, wenn ein Rittmeister über 100 Mann und Pferde von der Schwadron auf solche Weise verliert. General v. Schmidt, bis dahin Kommandeur der 16. Husaren, hat den Ort an allen vier Ecken anstecken lassen.

Der Krieg fängt an, grausam zu werden, und deshalb wäre es doppelt wünschenswert, wenn er zu Ende ginge.

Wir haben Deinen Bruder in ein Privathaus gebracht, weil Wilms im Lazarett eine Eitervergiftung fürchtet. Fürst Pleß sorgt für alle Unterstützung, vor allen Dingen für eine Pflegeschwester.

Unsre Bewegung auf Orleans und Tour macht einen guten Eindruck, mit der Annäherung der Verstärkungen werden wir uns überhaupt mehr ausdehnen und mehr Lebensadern gewinnen.“

*

Versailles, 13. 10. 70.

„Vor acht bis zehn Tagen ist die Operation nicht möglich, also habe Geduld, vorläufig geht alles ordentlich.

Fürst Pleß hatte Otto und mich zum Diner nach St. Germain eingeladen, wo er den Kanzler des Johanniterordens, den Grafen Stolberg, und noch mehrere Durch- und Erlauchten bewirtete. Wir aßen sehr gut und waren sehr munter und fuhren in schönster Mondscheinnacht nach Hause. Es war das erste ganz friedliche Vergnügen in diesem Feldzuge; Du aber wollest aus diesem Betragen Deines soliden Mannes entnehmen, wie die allgemeine Stimmung ist. Wer nicht unmittelbar am Feinde steht, auf Vorposten oder im Gefecht, der denkt sorgenlos, wie er die Zeit totschlägt, und lebt dem Augenblick.

Heut diniere ich beim König."

*

Versailles, 15. 10. 70.

„Wir waren noch einmal nach St. Cloud geritten, um dieses neue Opfer der französischen Zerstörungswut zu sehen; das Schloß ist vollständig ausgebrannt, die Jäger haben die Bibliothek und einiges Mobiliar gerettet. Man hat manches Kunstwerk verbrennen lassen und dafür bunten Kram, Stühle, Sofas, Uhren, gerettet. Ich habe den Kronprinzen, der über die Sachen disponiert, um ein paar Sèvresvasen gebeten.

Unser Patient war heut ganz heiter."

*

Versailles, 17. 10. 70.

„Die Gegenwart des Generals Boyer hier ist ohne Folgen, da der Mann nichts bieten kann; Bazaine und seine Armee bedeuten keine Macht, auf die man sich behufs des Friedens stützen könnte. Schließlich aber steht die Kapitulation von Metz doch nahe bevor.

Dieses Metz, die Rinderpest, der herannahende Winter und der Zwang, hier für alle Fälle reichlich verproviantiert zu sein, machen mir viele Arbeit und Sorge. Dazu kommt noch die Viktoria-National-Invalidenstiftung.

Ich habe gestern abend beim Kronprinzen gegessen, der mich in dieser Angelegenheit sprechen wollte. Die Königin meint, alle milden Stiftungen gehörten in ihr Ressort, der König war sehr ungnädig gegen den Kronprinzen, und nun stand das Barometer des Herrn auf Sturm. Es ist mir nur mit Mühe gelungen, ihn zu beruhigen; heut früh aber kam ein Brief von Normann, der Oel ins Feuer gießt, und ich habe wieder neue Arbeit. Denn will man überhaupt die Möglichkeit eines Konfliktes zwischen dem alten und dem jungen Herrn, und gar aus solcher Veranlassung, zugeben, so erachte ich doch den Augenblick für möglichst schlecht gewählt. Ich rede und schreibe also, um auszugleichen, und bin neugierig, wie der Hase läuft."

*

Versailles, 18. 10. 70.

„Zunächst Gruß und Kuß zu unserm heutigen Festtage. Fahre fort in dem himmlischen und segensreichen Geschäfte der letzten 25 Jahre und mache mich weiter so glücklich wie bisher. Ich möchte Dir gern Gleiches mit Gleichem vergelten und nach den stürmenden und drängenden Zeiten Dir solche der stillen und genießenden Ruhe versprechen. Sehe ich aber hier die große Zahl der rein der Ruhe lebenden Franzosen, die kein andres Bedürfnis kennen, als das des stillen, von der Welt abgeschlossenen Genusses, so muß ich sagen, die Kerls sind mir zu dumm, um ihrem Beispiel zu folgen. Du mußt also schon dulden, daß ich mich noch eine Weile herumtummele, und daß der Ehrgeiz manchmal das äußere Leben stört; wir wollen sehen, wie lange wir es noch aushalten.

Ich hätte Dir gern die Kapitulation von Metz als silbernes Festgeschenk aufgebaut, aber sie ist ausgeblieben; auch ein großer Ausfall aus Paris war uns durch Spionsnachrichten angesagt, und man hatte sich vorbereitet, sie würdig zu empfangen, aber auch dieses Vergnügen ist uns versagt. So werde ich Dich im Rausch verschiedener Feste mitfeiern."

*

Versailles, 20. 10. 70.

„Gestern ist die Operation erfolgt und vorläufig gelungen. Die Krisis beginnt morgen und damit die Entscheidung; es ist nun auch noch ein Johanniter im Hause stationiert, Du siehst also, daß alles Denkbare für die Pflege geschieht.

Am 18. setzte man mir ein großes Diner vor und behandelte mich äußerst feierlich; auch zwei Gedichte wurden überreicht. Den Abend war ich beim Kronprinzen und war betrübt, zu sehen, wie formell augenblicklich sein Verkehr mit dem König ist. Es ist kein Vergnügen, in solchen Dingen der Vertraute zu sein.

Gestern mußte ich wegen der verdammten Rinderpest in das Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen fahren. Solche Tour durch die schöne Gegend ist für mich immer ein großes Vergnügen, zumal, wenn man feststellt, daß die Einwohner sich immer zahlreicher wieder einfinden, und daß auf den Aeckern gepflügt und gesäet wird; trotz der Nähe der Heere wird den Bedürfnissen des Friedens nachgegangen."

*

Versailles, 23. 10. 70.

„Gestern konnte ich Dir verhältnismäßig Gutes melden; seitdem wurde der Zustand von Moritz immer bedenklicher. Ich habe lange bei ihm zugebracht; er war leidlich klar, aber entsetzlich schwach, das Fieber verließ ihn nicht. Er hat dann die ganze Nacht phantasiert und wurde heute Morgen immer schwächer, das Bewußtsein kam nicht wieder, und er ist um $11^1/_4$ Uhr ruhig entschlafen.

Gestern sprach er mir noch von allem, was er von der Zukunft erhoffte, wann er zu Dir gehen wolle, welches Bad er brauchen müsse, wann er wieder Dienst thun könne. Und ich stand ihm voll Rede und machte ihm allerlei Bilder und wußte doch von Wilms, daß er nicht mehr 24 Stunden zu leben hätte.

Durch die Eiterung war der Körper derartig in Auflösung, daß schon eine Stunde nach dem Tode die Verwesung anfing."

*

Versailles, 24. 10. 70.

„Soeben komme ich vom Begräbnis von Moritz. Er wurde mit noch einem Offizier und sechs Soldaten hinausgetragen, und es war ein großer Cortège. Der Kronprinz schickte den Wagen, Fürst Pleß, mein Haus, waren zur Stelle, Blumen bedeckten den Sarg. Ich wäre lieber ganz still mit ihm gegangen und hätte still an den braven und treuen Menschen gedacht und an Dich, denn an Dir hing er mit ganzer Seele.

Man wird des Krieges müde, wenn so einer nach dem andern von dannen zieht."

*

Versailles, 25. 10. 70.

„Inzwischen sammeln sich hier die Minister und Diplomaten und machen Visiten; das ist für mich das Schlimmste an ihnen. Ihre Thätigkeit geht an mir vorüber. In meinem Amte plagt mich am meisten jetzt die Rinderpest."

*

Versailles, 26. 10. 70.

„Heut feiern wir Moltkes Geburtstag, den Beginn der Verhandlungen wegen der Uebergabe von Metz und die Ankunft des Herrn Thiers. Nun kommen wir vorwärts, und am Ende bin ich doch noch zu Weihnachten bei Euch.

Wir waren in corpore zu Moltke gegangen. Er war heiter und frisch, bescheiden und zurückhaltend wie immer, und doch glücklich in dem Besitz seines Ruhmes. Er ist eine große Seele.

In Metz will man noch nicht an die Bedingungen von Sedan heran, möchte gern Armee und Festung trennen, aber das Zieren hilft nicht mehr, der Hunger ist zu mächtig.

Thiers ist im Auftrage der Regierung gekommen; was er will, weiß ich nicht, aber er muß doch Waffenstillstand und Frieden darbieten, wozu käme er sonst?

Uebrigens fängt das Wetter an, niederträchtig zu werden, feucht und kalt; Kaminfeuer brennt unausgesetzt, sonst ist es nicht zum Aushalten. Man gewöhnt sich hier an vieles leidlich rasch, nur nicht an den Hochmut dieses Volkes."

*

Versailles, 28. 10. 70.

„Ich gehe morgen früh von hier nach Metz, um dort die ordnende Hand für die Uebernahme zu bilden. Es ist dies eine sehr angenehme Unterbrechung in dem hier etwas einförmig werdenden Leben; der Krieg tritt doch wieder einmal an mich heran, und ich greife in den Gang eines großes Dramas mit ein.

Gestern war zu Ehren des Tages großes Diner beim König; er war außerordentlich heiter und sprach mit großer Anerkennung vom Prinz Friedrich Karl. Er kann auch von seinem Standpunkt aus gerecht sein, für unsre Instanzen ist das schwerer, denn jeder will immer alles selbst gemacht haben und gönnt dem andern keinen Ruhm. Blumenthal sagte neulich, der Prinz habe es vor Metz mit 40 bis 50 000 Mann zu thun; Moltke entgegnete, wir rechneten auf 130 000; das fand er lächerlich und stritt bis aufs Blut; nun sind es aber 173 000, und damit muß doch der Ruhm von Friedrich Karl wachsen.

Es ist beinah ein Unglück, daß der Kronprinz, Blumenthal und Gottberg, alle drei Engländerinnen zu Frauen haben. Das macht unwillkürlich eine Partei aus ihnen, sogar in politischen Dingen. Normann hat mir neulich einen sehr knurrigen Brief geschrieben, weil ich in der Sache der Viktoria-Stiftung eine vermittelnde Stellung einnähme. Ich habe ihm sehr gutmütig geantwortet, um nichts auf die Spitze zu treiben; aber weit vom Schuß sind die Menschen immer ungeheuer klug."

*

Corny vor Metz, 31. 10. 70.

Heut schreibe ich Dir aus unsrer neuesten Eroberung. Das erste, was ich auf der Reise und hier lernte, ist die Erkenntnis, wie schwer es ist hinter der Armee Ordnung zu halten. Das leitende Element ist hier zu schwach; abgelebte Führer über undisciplinierten Massen. Vor allem muß der Eisenbahnbetrieb in schärfere militärische Organisation gebracht werden, und zwar schon im Frieden.

Ich fuhr zu General v. Manteuffel und fand ihn mit großem Gefolge, Zastrow, Goeben p. p., trotz eben geheiltem Beinbruch hoch obenauf und voller Bedürfnis, sich auszulassen: daß Tann Orléans genommen, daß nur Prinzen Heerführer werden, wie die Eisernen Kreuze verteilt werden. Dazwischen ließ er sich auch erzählen; sobald ich Bismarck nannte, fuhr er auf, es sei eine Schande, daß solch ein Politiker mehr Einfluß habe wie die Heerführer und Generale; kurz, er predigte in der alten Tonart mit vieler Lebhaftigkeit, und ich hörte ihm amüsiert zu. Goeben, ein wenig stark geworden, ist ein frischer, angeregter Mann und griff kräftig in die Unterhaltung ein. Ich habe mich sehr an seinem ganzen Wesen erfreut.

Zastrow ist vollständig Greis; er muß weg, das ist alles was ich sagen kann.

Es ist merkwürdig, das Urteil über die französische Armee zu hören; sie war, wie jetzt die Zahlen ergeben, zeitweise stärker wie wir, hat von Krankheiten weniger gelitten, war gut genährt, gekleidet, und bewaffnet. Nur das moralische Element fehlte, und damit war ihr Schicksal besiegelt. Mangel an Nahrung hat überhaupt nicht existiert; Goeben erzählte, daß er ein Fort eingenommen, in dem noch für vier Monate Lebensmittel für die Besatzung gewesen seien. Die Kapitulation ist das größte Armutszeugnis, das die Franzosen sich ausstellen konnten. Uns kostet die Einschließung etwas über 2000 Mann, die an Wunden und Krankheit gestorben sind.

In Paris werden die Verhältnisse ganz analog liegen; seit dem letzten großen Ausfall auf Bougival haben wir erkannt, wie große und wohlbewaffnete Truppenmassen die Franzosen organisiert haben; unser Uebergewicht kann auch da nur aus den moralischen Faktoren entspringen, thäte sich aber bei ihnen ein wirklicher Führer auf, so könnte man doch noch Ueberraschungen erleben. Ich wollte, wir schössen endlich."

*

Metz, 3. 11. 70.

„Hier verschwinden allmählich die roten Hosen; die ersten Tage war es ordentlich unbequem, wie vereinsamt man unter ihnen war. Sieht man die Offiziere und Mannschaften näher an, so erscheint es um so weniger wunderbar, daß sie so vollständig geschlagen worden sind; denn sie entbehren jeder Haltung.

Die Stadt selbst ist übrigens viel französischer, als ich gedacht hatte; eigentlich sprechen nur die niederen Klassen ein schlechtes, fast unverständliches Deutsch. Metz hat keinerlei deutsche Beziehungen, und kein Eingeborner denkt daran, daß er deutsch werden könnte, und gewiß werden sie lange Widerstand leisten. Glücklicherweise wird vorläufig wenigstens die Geistlichkeit nicht gegen uns operieren, sie ist hier vom größten Einfluß, und ich habe noch nie so viele und gut gekleidete Pfaffen gesehen wie hier. — Gestern abend war ich in Jouy beim General v. Manteuffel zum Diner, wo auch Prinz Friedrich Karl, der Feldmarschall, war; voller Gnade und strahlend von Glück. Es wurden zwei Reden gehalten, und dabei dokumentierte es sich, wie hohen Wert der Prinz auf diese Ernennung legt.

Ich fand eine Menge alter Bekannter, Schwarz, der Dich grüßen läßt, Rameke, der drei Wochen an Ruhr daniederlag; es hat überhaupt eine Menge Krankheit geherrscht.

Man rechnet, daß das Material, das wir übernehmen, einen Wert von über 300 Millionen Franken hat."

*

Versailles, 8. 11. 70.

„Ich habe mir aus Metz eine Erkältung mitgebracht, die sich auf der Fahrt hierher noch erhöhte. Nachdem ich meine Meldungen und Berichte gemacht, legte ich mich ins Bett und ließ Lauer kommen; er nennt es nervöse Magenaffektion und erklärt, wie wunderbar unter den hiesigen Verhältnissen die Nerven mitspielen. Ich soll mich stillhalten, gut nähren und viel schlafen."

*

Versailles, 13. 11. 70.

„Heut bin ich zum erstenmal wieder nach dem Generalstabsbureau gegangen und wieder in die Geschäfte voll eingetreten. Es ging noch ein bißchen wackelig, aber Lauer meint, das wird sich rasch geben.

Man war sehr liebenswürdig zu mir während meiner Krankheit, und ich

hatte oft mehr Besuch, wie mir angenehm war. Der Kronprinz forderte schriftlich meinen Rat in Angelegenheiten der Viktoria-Stiftung, die immer noch nicht ruht; ich blieb auf meinem vermittelnden Standpunkt und hatte schließlich die Genugthuung, daß der Herr selbst kam und sagte, er nähme meinen Rat einfach an. Wenn sich nun auch Normann ärgert, so ist es doch das einzig Richtige.

Häufiger besucht mich Roggenbach; er lebt hier mit den Diplomaten, kennt alle politischen Velleitäten und spricht außerordentlich interessant davon. Unsereins beschäftigt sich ja auch unausgesetzt mit Politik, und da ist es äußerst lehrreich, solchen Politiker von Handwerk zu hören; hier hat man alles schärfer und intensiver. Und dazu seine schöne Art des Vortrags; er erfüllt mir meinen Raum mit prächtigen Gedanken, die noch lange in mir nachklingen.

Die Kaiserfrage ist immer noch offen, und das macht den Kronprinzen unglücklich; der alte König macht sich nichts daraus, und wenn Bayern draußen bleibt, wie es jetzt fast den Anschein hat, dann will er auch den neuen Titel nicht.

Heut hoffen wir schon, daß sich das Vordringen der Metzer Armee gegen die Loire fühlbar macht; zumal wir, seitdem das 2. Corps hier eingetroffen ist, auch von hier noch Truppen disponibel haben. Es kann ein Kesseltreiben werden wie bei Sedan, das schlechte Wetter thut den Franzosen mehr Schaden wie uns. Aber es wäre des Guten zuviel, wenn wir noch mal 100000 Mann gefangen nähmen. Als neulich über die Eventualität des Falles von Metz gesprochen wurde, sagte Bismarck: ‚Sowie die Nachricht kommt, mache ich mir den Spaß und frage bei Gortschakoff an, ob er mir nicht auf drei Monat Sibirien borgen will; wo soll man mit all dem Volk hin?‘"

*

Versailles, 14. 11. 70.

„Heut bin ich wieder geritten und glücklich darüber; ich kann mich doch nun wieder umsehen und brauche nicht in fieberhafter Spannung vom Zimmer aus auf jeden Schuß zu hören. Die Bewegungen unsrerseits gegen die Loire-Armee haben eine höchst unruhige Führung erhalten. Man kann hier nicht übersehen, wer die Schuld trägt, ob der Großherzog oder sein Chef Krensky; hätten die Franzosen eine Ahnung von Kriegführung, so könnte uns die Sache sehr schlecht bekommen, aber es ist schon bedenklich, daß sie die Courage fanden, gegen Tann loszugehen und Orléans wieder zu nehmen.

In der Zwischenzeit verstärken wir uns hier möglichst, und Friedrich Karl muß sich doch auch bald fühlbar machen."

*

Versailles, 16. 11. 70.

„Die Diplomaten sind fertig. Baden und Hessen reisen mit abgeschlossenen Traktaten ab, Württemberg muß sich erst die Unterschrift in Stuttgart holen, und Bayern macht seinen Separatvertrag.

Samwer ist auch heute fort; er war gestern noch bei mir. Ich fürchte mich stets, mit ihm zu sprechen, da ich kein Atom von Vertrauen zu ihm habe, konnte ihn doch aber nicht pure rausschmeißen. Er spielt sich jetzt ungeheuer auf den Preußen und Einheitsstaatler, sein ganzes Leben aber wäre dann eine Lüge. Roggenbach und Samwer haben sich hier gar nicht oder so gut wie gar nicht gesehen; der letztere ist neidisch auf Roggenbachs Position überhaupt und beim Kronprinzen.

Geffcken hat mir eine Broschüre geschickt über die Verfassung des norddeutschen Bundesstaates, die viele partikularistische Institutionen erhalten will; er hat aber mit seinen Vorschlägen ziemlich getroffen, was zur Ausführung kommt.

Ich lasse mir aus Saarbrücken Weißwein kommen, denn ich vertrage den schlechten Rotwein nicht, und der gute aus dem kaiserlichen Keller in St. Cloud ist ziemlich verbraucht. Auch der Champagner war ganz ausgegangen; da Lauer aber sagt, daß hier alle Welt nervös ist, und daß Champagner das beste Mittel zur Beruhigung der Nerven ist, so mußte vom medizinischen Standpunkt aus die General-Intendantur den Artikel mit in ihre Verpflegung aufnehmen. Morgen kommen 250 Flaschen."

*

Versailles, 18. 11. 70.

„Wir sitzen immer noch vor Paris und warten darauf, daß die Leute dadrinnen hungrig werden; diese aber warten auf ihren Messias, der ihnen in der Gestalt der Loire-Armee kommen soll, die, seitdem sie wohlfeilen Ruhm gegen die Bayern erwarb, der Stolz von ganz Frankreich geworden ist.

Gestern hat Tresckow, der seit einigen Tagen die Division des erkrankten Schimmelmann übernahm, einen Teil der Nordarmee geschlagen, d. h. die Kerls liefen fort, als er herankam. Heute geht der Großherzog mit allen Truppen weiter vor. Krenski hat leider sehr an Ruhm eingebüßt; er hielt die Truppen durch ewiges Marschieren und stetes Befehlen in Atem, ohne daß etwas geschah. Die Folge davon ist, daß die Armeeabteilung demnächst unter das Kommando des Prinzen Friedrich Karl gestellt werden wird, der am 21. seine Operationen gegen die Loire-Armee beginnen kann.

Die Pariser exerzieren alle Tage, haben sich Gepäck und Fuhrwerk zugelegt, und es sieht aus, als wollten sie durchbrechen. Man ist nur gespannt, wann. Auch haben sie eiserne Rationen für sechs Tage ausgegeben und haben alle Einwohner aus St. Cloud verbannt, und da noch obenein ein so dicker Nebel auf der Landschaft lag, daß man den ganzen Tag nicht 100 Schritt weit sehen konnte, so glaubten wir, sie würden dieses zum Vorstoß benutzen. Es ist nichts geschehen, aber trotzdem hat man den Eindruck, daß Paris auf die Loire-Armee wartet. Bis dahin aber ist Friedrich Karl heran.

Heut speise ich bei Königs, morgen wahrscheinlich beim Kronprinzen als Belohnung für einige Schriftstücke. Er soll sehr schlechter Laune sein, Eulenburg meint, ich müßte ihm mal wieder zureden."

*

Versailles, 20. 11. 70.

„Gestern ist ein englischer Diplomat hier angekommen, der noch einmal mit Paris verhandeln will. Ich bin überzeugt, daß sie nicht mehr so spröde sein werden wie das letzte Mal. Wir haben jetzt hier eine sehr hübsche Verbindung mit Paris, die uns gut au courant der dortigen Ereignisse hält; sie geht durch einen Bäckerladen in den Vorposten, wo einzelne Franzosen kaufen dürfen, wenn sie Zeitungen und Nachrichten mitbringen. Das mußt Du aber für Dich behalten.

Die Schwierigkeit, Geld zu bekommen, wird schließlich beim Friedensschluß die größte sein. Unsre Generale, vorzüglich die Prinzen, haben gar kein Talent, Requisitionen zu machen und Geld herauszudrücken; die Franzosen bei uns haben es ganz anders gemacht und würden es wieder ganz anders machen. Selbst unsre Leute sind viel zu gutmütig; sie müssen immer erst hinterrücks angefallen sein, ehe sie die Franctireurs einfach abschießen. So wird die Armee von Metz in dieser Beziehung noch ihre Studien machen müssen, um scharf zu werden.

Roggenbach kam zu mir, er lebt hier still am Ort, den Fall von Paris erwartend; ich lud ihn ein, mit mir spazieren zu fahren, und wir machten einen Ausflug nach St. Germain, wo man von der Terrasse eine prächtige Aussicht hat. Dort promenierten wir und fuhren durch kaiserliches Jagdrevier nach Hause. So habe ich drei bis vier Stunden in schöner Luft und Welt mit ihm geplaudert und politisiert. Dann wurden wir aber nicht einig über die Personalbestimmungen im neuen Reich; wir müssen stillhalten.

Vorige Woche war Roon sehr krank, und man hat mich zu seinem Nachfolger gemacht, wie ich nachträglich gehört; ich denke, es hat gute Wege, er ist wieder wohl und sehr konservativ."

*

Versailles, 23. 11. 70.

„Es klingt ja ganz melancholisch, wenn Du schreibst, daß ihr ohne mich kein Weihnachten feiern wollt; ich denke aber immer noch, daß wir bis dahin zu Hause sind. Hier fällt die Entscheidung noch in diesem Monat, denn Paris wartet mit der Kapitulation einfach auf den Ausgang der Schlacht bei Orléans, die in einigen Tagen geschlagen werden wird. Die Franzosen haben ihre Streitkräfte von allen Seiten zu diesem Zweck zusammengezogen, und wir bestreben uns, ebenfalls rechtzeitig und stark zur Stelle zu sein. Es ist die letzte Armee, die Frankreich hat, und es ist der letzte große Wurf. Fällt er zu unsern Gunsten aus, woran niemand zweifelt, so treibt alles rasch seinem Ende zu.

Ich habe einen Brief von Geffcken erhalten; er macht mir einen ungeheuer langen politischen Erguß und bittet mich schließlich auf einem besonderen Zettel, den Brief Bismarck zukommen zu lassen. — Im Jahr 1866 war es Zeit, sich an Bismarck anzuschließen und Apostel der deutschen Einheit zu werden, heut macht er damit keinen Eindruck mehr. 1866 spielte sich Geffcken auf den Verfechter der kleinstaatlichen Selbständigkeit und machte den Opponenten gegen Bismarck; jetzt nach dem größeren Erfolge wird er Enthusiast und Stellenjäger.

Damals brach ich die Korrespondenz mit ihm ab, weil er sich als Hamburger Diplomat in London gerierte; heut soll ich ihm helfen, Deutschlands Vertreter in London zu werden. Das liest man zwischen den Zeilen, denn er macht den Grafen Bernstorff schlecht und erzählt und belegt seine eigne vorzügliche Stellung in London.

Des Abends finden sich immer eine Menge Menschen in meinen Salons ein, schon weil es so warm da ist, denn Otto hat auch Dein Talent des Stocherns. Da habe ich gestern gewettet, daß wir am 3. Dezember in Paris sind, und die Friedensverhandlungen im Gange. Ob ich recht behalte, wird die nächste Zukunft lehren."

*

Versailles, 25. 11. 70.

„Gestern hat Bayern seine Konvention unterschrieben oder vielmehr seinen Eintritt in den Bund, aber zur Kaiserproklamierung scheint es wirklich nicht zu kommen. Ich kann nicht leugnen, daß ich ganz zufrieden damit bin, denn der Trara hat für mich keinen Wert, aber der junge Herr thut mir leid, er wird außer sich sein. Ich beklage nur eins: War der bisherige Bund schon allein auf den einen Kanzler basiert, der neue ist es noch viel mehr. Die Frage: ‚Wie befindet sich Bismarck?' wird in Zukunft die erste und bedeutendste in aller Politik sein; da er nun jetzt schon ganz nervös ist, so weiß ich nicht, wie das nach dem Kriege werden wird, wo die Folgen der heutigen Anstrengung sich erst voll geltend machen.

Gestern abend habe ich Roon besucht; ich kann Dir sagen, wenn die Menschen von seinem Nachfolger sprechen, so dreschen sie leeres Stroh."

*

Versailles, 26. 11. 70.

„Vor Orléans sammeln sich jetzt Friedrich Karl und der Großherzog; es sind einige Verpflegungsklagen gekommen, und ich werde deshalb heut oder morgen wohl mal dorthin fahren müssen. Ich teile Dir das mit für den Fall, daß ein oder zwei Briefe ausbleiben sollten, Du darfst dann nicht ängstlich sein. Ich nehme Otto selbstverständlich mit. Und nun muß ich ins Geschäft, darum adieu."

*

Bonneval, 28. 11. 70.

„Man hat mich also, weil Not am Mann war, als Chef des Stabes beim Großherzog von Mecklenburg versetzt oder kommandiert, wo Krenski bis jetzt fungierte, und wo es gar nicht gehen wollte. Die Armeeabteilung besteht aus dem Corps v. d. Tann, Division Tresckow, Division Wittich und Kavallerie. Ich bin sehr froh, daß ich zum Schluß der Campagne wenigstens noch die militärische Laufbahn betrete.

Wie es gekommen, ist schwer zu sagen. Es mußte ein älterer General hin, des Großherzogs wegen, und um Sicherheit in das Ganze zu bringen. Meine Kommandierung allein störte keine andre militärische Kombination, und ich war

jetzt, wo alles in Ordnung, vollständig abkömmlich. Man wird mich wohl mal vermissen, aber ich nicht die General-Intendantur.

Meine Position hier hat ihre delikaten Seiten, aber ich glaube bereits über die größten Schwierigkeiten fort zu sein, denn jedermann empfindet, daß es nach der Quecksilbrigkeit der letzten Leitung hier der Ruhe und Sicherheit bedarf. Heut muß ich die Sache erst voll in die Hand nehmen, und morgen geht es mit Gottes Hilfe vorwärts, um übermorgen mit Prinz Friedrich Karl die Schlacht bei Orléans zu schlagen und den Feldzug hier zu Ende zu bringen. Mein ganzes Kommando dauert vielleicht nur acht Tage, aber diese können recht inhaltreich werden."

*

Bonneval, 29. 11. 70.

„Wenn Du von Versailles aus auf der Karte direkt südlich nach Orléans zu die Eisenbahn verfolgst, so kommst Du in die Gegend, nach der wir heute eilen. Gestern hat Voigts-Rhetz einen Durchbruch der Franzosen von deren rechtem Flügel gegen Paris siegreich zurückgeschlagen, und heut wollen wir uns zwischen Orléans und Paris schieben, um Friedrich Karl zur großen Entscheidung freizumachen. Ich denke, der Krieg geht jetzt frisch seinem Ende entgegen, ich wenigstens werde mein möglichstes thun, um jeden unnützen Aufenthalt zu unterdrücken.

Ich kann Dir gar nicht sagen, wie dankbar ich dem lieben Gott bin, daß er mich wieder zur Truppe zurückgeführt hat; hier lebt und fühlt man mit dem Ganzen, und die Wechselwirkung, die von der Truppe wieder zurückströmt, ist immer fruchtbar. Ein Wort, ein Blick in die Truppe, und man ist orientiert.

Meine persönliche Stellung im Hauptquartier klärt sich, noch steht natürlich Krenski eine ganze Stufe höher im Herzensvertrauen des Allerhöchsten, aber ich kann mit dem Dichter sprechen: ‚Halb zog er ihn, halb sank er hin' —, bald ist's um ihn geschehn.

Krenski sagte gestern: ‚So ruhig, wie der Großherzog heute ist, habe ich ihn noch nie gesehn!' Das rechne ich mir zu, und ich denke, wir werden noch eine ganz glückliche Ehe bilden. Der Herr hat etwas Frisches und Unternehmendes, aber ihm fehlt die Routine der Truppenführung. Er denkt noch zu viel an die Absichten des Feindes, anstatt an die eignen. — Krenski hat sich auch schon gegeben, nun noch ein kleiner Erfolg, und alles ist gut.

Die gestern stattgehabte Aktion der Franzosen beweist, daß es mit Paris wackelig steht, sonst hätten sie den Mut zum Angriff nicht gefunden. Auch hier sind die Kerls überall, aber sobald unsre Truppen sich zeigen, ziehen sie sich eiligst zurück. Es steckt in unsern Soldaten, die bei dem bisherigen Hinundherziehen vom kleinen Krieg viel litten, eine furchtbare Wut gegen Franctireurs, und wehe dem, der in ihre Hände fällt. Beide Abende, die ich hier sah, war der Himmel vom Feuerschein erleuchtet."

*

Viabon, 29. 11. 70.

„Heut nach einem sehr scharfen Ritt hier angekommen, schreibe ich Dir noch, da ich morgen ganz früh zum Prinzen fahren muß, um wegen der ferneren Operationen Rücksprache zu nehmen.

Der Großherzog reitet wie der Teufel auf seinen Vollblutpferden; ich denke, ich gewöhne ihm das noch ab, da die Masse der geringeren Pferde das nicht aushält. Im übrigen war es ein hübscher Ritt an den Truppen vorbei und durch einiges Kanonenfeuer aus der Ferne gewürzt. Wir begrüßten auch das Gothaer Regiment, Hans Bendemann sieht munter und kräftig aus.

Die Gegend ist frei, offen und sehr fruchtbar; der wohlhabende Bauer, bei dem wir im Quartier liegen, ist von der größten Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit. Daß der Fall von Paris den Krieg entscheidet, sprechen alle Franzosen offen aus.

Meine Stellung hier wird täglich besser, man kommt mir allgemein mit Vertrauen entgegen."

*

Janville, 30. 11. 70.

„Ich fuhr vier Stunden über Land, ein recht frischer Wind pfiff über die freie Ebene mir um die Ohren, und es war zum erstenmal so kalt, daß ich den Pelz vermißte. Dafür habe ich aber beim Prinzen und bei Stiehle kräftig eingeheizt; wir wollen sehen, was es hilft.

Zu einer Gefechtsthätigkeit sind wir bisher noch nicht gekommen, trotzdem aber bin ich hier viel besser dran, wie in Versailles, wo es mir passieren konnte, ganz allein von aller Welt über einen bevorstehenden Ausfall oder dergleichen nicht informiert zu sein. Aber wir werden auch hier noch zu thun kriegen."

*

Janville, 2. 12. 70.

„Es hat sich ergeben, daß die bisherige Auffassung des Oberkommandos, wonach der Feind sich auf unsern linken Flügel konzentrierte, falsch ist; die Hauptmasse steht nicht vor dem Prinzen, sondern vor uns, und so kann es heut ein sehr entscheidender Tag für mich werden. Die Bayern haben gestern Terrain verloren und sind zurückgegangen; d. h. also die Franzosen müssen heut derbe geschlagen werden, sonst werden sie übermütig, und das ist heut meine Aufgabe. Geht es gut, so werden die Unterrichtetsten mir die Ehre des Tages zurechnen; weichen die Franzosen aber aus, so ärgern sie mich scheußlich, denn ich weiß nicht, wo ich sie wieder packen kann. So ist die Situation, und das Ende wirst Du aus den Zeitungen wissen, lange ehe dieser Brief bei Dir ist.

Du kannst Dir nun denken, daß ich in großer Bewegung war, und daß eine Meldung der andern gefolgt ist; ein paar Stunden habe ich aber gut geschlafen und gehe mit voller Frische an meine Aufgabe.

Otto hat heut nacht einen scharfen Ritt zum Prinzen Friedrich Karl

gemacht, damit er uns den Rücken freihält. Es ist ein prächtiger Wintertag, die Sonne scheint hell und klar; dazu ist es auch Freitag, das ist unser Glückstag, also vorwärts!“

*

Janville, 3. 12. 70.

„Gestern haben wir Lorbeeren erworben und uns um das Vaterland verdient gemacht, aber es war ein gefährlicher Kampf, und hätten wir einen Feldherrn uns gegenüber gehabt, so war es schlecht um uns bestellt.

Wir kamen nach acht auf der Höhe von Bazoches an, gerade als unser rechter Flügel, das bayrische Corps, anfing zu wanken; sie hatten an den vorigen Tagen schwer gelitten und waren erschöpft, aber es ist ein schreckliches Gefühl, wenn das Instrument, mit dem man arbeiten soll, vor der Uebermacht versagt. Glücklicherweise konnte Tresckow, der links der Bayern disponiert war und sich noch im Anmarsch befand, seine Têten sofort vorbringen und stellte rasch das Gefecht her. Von jetzt ab blieb der Erfolg an unsre Fahne gefesselt, aber es war schwere Arbeit und wäre ohne solche Prachttruppen unmöglich gewesen. Der alte Prinz Albrecht wirkte mit der Kavallerie-Division ganz rechts und bedrohte die Flanke des Feindes, und Krenski brachte die Bayern wieder in Position.

So war es schon zwölf Uhr geworden, als wir mit Ruhe der Gefechtsentwicklung zusahen; bis dahin war es doppelt häßlich, als auch auf unserm weiteren linken Flügel der Kanonendonner begann, und Wittich meldete, daß er, mit großen Massen im Kampf, linksum habe machen müssen und nicht mehr im stande sei, die angewiesene Stelle und Richtung in der Schlacht einnehmen zu können.

Jetzt trat für uns die große Schwierigkeit ein, daß wir auf ziemlich eine Meile auseinanderstanden und einer dreifachen Uebermacht gar kein Zentrum, nur zwei Flügel entgegenstellen konnten. Unsre Situation wurde gefährlich, und der Großherzog begann in Sorge zu kommen. Das Kunststück war, im Angriff zu bleiben und nicht in die Defensive zu fallen. Tresckow schlug sich ganz brillant, die Bayern kamen auf dem rechten Flügel vorwärts, und Prinz Albrecht griff mit seiner Kavallerie scharf um den linken feindlichen Flügel. Zu dieser Zeit erschien ein neues feindliches Corps gerade vor unsrer Mitte; sie hätten glatt durchmarschieren können, denn wir hatten ihnen nichts entgegenzustellen, zogen sich aber zur Unterstützung des hart von Tresckow bedrängten 16. Corps nach rechts und wurden dort festgehalten.

Unterdessen erscholl ein furchtbar heftiges Feuer von dem linken Flügel, und endlich traf die Nachricht ein, daß Wittich im Vorgehen sei, vor der kolossalen Uebermacht aber nur Schritt für Schritt mache. Auch Tresckow kam nur langsam vorwärts, und von drei bis fünf sah ich mit sorgenvollem Blick nach der Sonne, ob sie nicht so gut sein wollte, unterzugehen. Aber der Mond löste sie ab, der hell und klar die Frostnacht erleuchtete, und so wurde bis acht Uhr weitergekämpft,

immer mit fortschreitendem Erfolg. Es war ein furchtbar schwerer Tag für die Truppen, die ihre Aufgabe unvergleichlich gelöst haben.

Heut liegt Schnee auf Berg und Thal, und wir wollen Orléans nehmen, d. h. Friedrich Karl; wir werden nur die Nebenrolle spielen."

*

Orléans, 6. 12. 70.

„Der 3. Dezember war von mir bestimmt, die Früchte des 2. durch direkte Verfolgung des Gegners einzuheimsen. Der Prinz aber zog uns zu sich heran, und wir mußten seinen rechten Flügel bilden bei dem Vorgehen gegen Orléans. Am 3. verloren wir nur 50 Mann, am 4. 200 und hatten so leichte und große Erfolge, daß wir noch spät in der Nacht als die einzigen in Orléans eindrangen. Das hat einer Menge Leute nicht gepaßt, die den Siegeslorbeer anders verteilen wollten, und ich habe unfreundliche Gesichter gesehen.

Hier haben wir nun zwei Tage Ruhe gehabt, ich freilich sehr wenig; jetzt am Abend ist es still geworden, wenngleich ich noch ununterbrochen gestört werde.

Ich bin gespannt, was weiter aus mir wird; mein Kommando lautet ‚Zu den Operationen gegen Orléans'. Die Bestimmung hängt vom König ab, der Großherzog läßt mich jetzt nicht freiwillig los, das fühle ich."

*

Orléans, 6. 12. 70.

„Mein lieber Ulrich! Zu Deinem bevorstehenden Wiegenfeste sende ich Dir meine allerherzlichsten Glückwünsche. Daß ich es gut mit Dir meine, daran wirst Du nicht zweifeln und versichert sein, daß ich mit allen Kräften für Dich sorge. Freilich ist jedermann seines Glückes Schmied, und keiner kann Dir helfen, wenn Du nicht selbst das Feld Deiner Entwicklung und Zukunft richtig bearbeitest. Sei also fleißig und treibe Dich selbst, ich kann jetzt leider nicht bei Dir sein.

Du weißt, was ich zu arbeiten habe, und ich kann Dir sagen, daß ich meine jetzige Thätigkeit der bisherigen weit vorziehe. Freilich ist sie nicht so bequem; unser Quartier ist meist schlecht, die Nahrung kärglich, und bei der jetzigen Kälte friere ich tüchtig. Heut habe ich für Otto und mich große Kapuzen von dickem, filzartigem Tuch gekauft, aber die Füße bleiben kalt.

Ich denke aber, daß wir am Ende des Krieges angekommen sind; wir haben hier die Loirearmee so hergerichtet, daß sie den Parisern nicht mehr helfen kann, und deren Ausfälle sind auch glücklich zurückgeschlagen. Paris muß also demnächst fallen, und dann haben wir so viel Soldaten übrig, daß wir ganz Frankreich erobern können.

Die Kälte ist eine Macht für uns, und unsre Leute vertragen sie ganz gut, aber Du solltest nur mal sehen, wie elend und klapprig die gefangenen Franzosen hier ankommen, die täglich in großen Massen eingebracht werden.

Nun adieu, mein lieber Sohn, noch einmal Glück auf, und wenn ihr ein Glas Sekt trinkt, so denkt an uns."

*

Meung, westlich von Orléans, 8. 12. 70.

„Auch Dein Geburtstag rückt heran, und ich habe kaum Zeit, Dir zu schreiben; Du weißt, wie gut ich es meine. Witte bringt auch seine Wünsche für Dich und Ulrich.

Hier ist vollster Winter eingetreten. Die Landschaft ist fest eingefroren und mit Schnee bedeckt, dabei müssen wir fechten und marschieren. Während der Prinz ruhig von Metz vorging, wurden unsre Truppen schon in täglichen Gefechten mürbe gemacht; dann folgten die Tage des Vorgehens auf Orléans und der gewaltigen Anstrengungen, unter der dauernden Fiktion des Oberkommandos, daß uns kein Feind gegenüber stände. Nachdem wir in der Nacht Orléans, überraschend für das Oberkommando erobert hatten, kam Graf Häseler mit dem Befehl, sofort die Stadt zu räumen und nach Westen zur Verfolgung vorzugehen. Das konnte ich noch glücklich abwenden und meinen Leuten zwei sehr notwendige Ruhetage verschaffen. Der Prinz und Stiehle sprachen immer von Bourbaki, der seine Truppen bei Gien sammeln sollte; das war das Gespenst, das die Gedanken der zweiten Armee verfolgte, und Stiehle sagte mir wiederholt, die ganze feindliche Armee sei nach Süden abgezogen.

Wir sind nun heut bis zu unserm obigen ersten Quartier gelangt, nachdem wir einen sehr heftigen Widerstand durch die Division Tresckow überwunden haben, und zwar entwickeln die Franzosen lauter frische Truppen gegen uns, die sich ganz gut schlagen, zumal wenn sie wie hier in einem günstigen Terrain in den Weinbergen stecken und sich verschanzt haben. Auch Wittich und die Bayern sind auf den Feind gestoßen, und alle Meldungen bringen uns die Ueberzeugung, daß wir einem starken Feinde gegenüberstehen. Wir werden heut ja weiter sehen."

*

Meung, 11. 12. 70.

„Rasch, eh' die Brandung wiederkehrt, noch ein paar Zeilen. Es waren schwere Tage, die wir hier verlebt, aber unsre braven Truppen haben uns nicht im Stich gelassen, wir haben täglich gegen drei- bis vierfache Uebermacht gekämpft und dabei doch noch Terrain gewonnen, Gefangene gemacht und Geschütze genommen.

Wir haben härteste Taglöhnerarbeit geleistet; denn die Franzosen entwickeln eine große Zähigkeit des Widerstandes und werden von Chanzy merkwürdig gut geführt. Die Bayern konnten positiv nicht mehr, und auch der Großherzog fing an, genug zu haben. Die Aufgabe, zusammengeschrumpfte Geister wieder aufzurichten und repräsentabel zu machen, ist die sauerste und kostet viele Kräfte. Wie prächtig aber unsre Truppen sind, das kann ich gar nicht oft genug sagen.

Mir war völlig klar, daß wir nicht zurück durften; das hätte den Effekt einer verlorenen Schlacht gemacht, und die Folgen auf Friedrich Karl, den König und Paris wären unberechenbar gewesen.

Aber die Verantwortung war groß. Der Oberquartiermeister des Prinzen, Herzberg, war am 8. beim Gefecht zugegen gewesen und hatte genau über unsre

prekäre Lage gemeldet; dafür brachte uns am andern Morgen Graf Waldersee die Mitteilung, daß der Prinz uns keinenfalls Hilfe gewähren würde, er wolle nach Osten und Süden abmarschieren.

Ich telegraphierte nun direkt nach Versailles an Moltke: „Soll kein Rückschlag erfolgen, so muß uns noch eine Division — sollen wir unsre Aufgabe lösen, noch ein Armeecorps zur Verstärkung gesandt werden."

Schon am gleichen Nachmittag machte sich die Wirkung geltend; es kam vorläufig Artillerieverstärkung, und das machte auf unsre Leute einen sehr guten Eindruck. Da war auch der Großherzog zufrieden, schüttelte mir die Hand und sagte: „Sie haben doch recht gehabt."

Gestern griffen die Kerls wieder an, wir bekamen aber das ganze zehnte Corps zur Unterstützung, und dies hat auch heut die Verfolgung übernommen."

*

Chateau Talcy, 12. 12. 70.

„Als Geburtstagsgeschenk kann ich Dir heut ein mir besonders wertvolles Stück schenken, die anbei folgende Kabinettsordre mit der eigenhändigen Anerkennung des Königs. Daß ich mir das Kreuz in der Aktion verdiente und nicht im Bureau, wie mir drohte, wird mich freuen, so oft ich es trage. Otto hat gestern auch die zweite Klasse erhalten und noch das Mecklenburger Verdienstkreuz.

Wir arbeiten hier wacker am Frieden, aber nur mit der Gewalt, wir sind fest am Feinde, und ich glaube, die Kriegsgeschichte wird unsre Thätigkeit einst loben. Aber die fünf Tage, die wir in Meung zubrachten, waren schwere, sehr schwere Arbeit, und wir waren Sieger, nur weil wir es sein wollten, und weil wir unsre braven Divisionen mit ihrem vollen Wert eingeschätzt hatten.

Am 11. war des Feindes Widerstand gebrochen. Er manövrierte, ging in Positionen, aber es kam nicht zum Gefecht. Wir hatten beide das Bedürfnis, uns auszuruhen, und zwar in solchem Maß, daß die sich gegenüberstehenden Tirailleurlinien auf 200 Schritt nicht aufeinander schossen. Dann baute er ab, aber wir sind ihm heute wieder auf den Fersen, obgleich er die ganze Nacht marschierte. Und das Marschieren ist bei dem Tauwetter ein furchtbares Ding; nur langsam schleppen sich Mannschaften und Pferde dahin, aber es ist doch schön, wenn man so als Sieger durchs Land zieht.

Meine Existenz ist leidlich gesichert, da der Großherzog kocht, aber die Fleischtöpfe von Versailles waren doch inhaltreicher."

*

Talcy, 14. 12. 70.

„Meines Erachtens muß es sich in den nächsten Tagen entscheiden, ob wir vor Jahresschluß Paris und damit den Frieden haben; die hiesigen Einwohner sind alle derselben Ansicht. Auch unser Quartierwirt, der eine Spezialität bedeutet, wie ich sie bisher in Frankreich nicht fand; er ist nämlich protestantischer Pfarrer.

Es ist unfreundliches Regenwetter und grundloser Schmutz."

*

Ducques, 16. 12. 70.

„Es ist gar nicht so leicht mit dem Großherzog zu wirtschaften, denn es ist ganz natürlich, daß sich alle Welt mit Fragen an mich wendet, und das nimmt er übel. Am 13. morgens hatte ich einige Anordnungen zu treffen; Voigts-Rhetz, sein Stab und alle Adjutanten waren um mich versammelt; es ist wohl möglich, daß ich in irgend einem Detail vergaß, die Form seiner Befehlserteilung zu wahren; plötzlich fuhr der Herr dazwischen und sagte so, daß alle Welt es hören mußte: ‚Was bestimmen Sie da? Das verstößt ja gegen die ersten Regeln der Taktik.‘

Voigts-Rhetz machte ein paar so schnodderige Bemerkungen, daß ich, um nur Ruhe zu schaffen, die Veränderungen, die der Großherzog getroffen, ruhig gehen ließ, aber von Stund an hatte ich einen Vorgesetzten, der mir die Leitung sehr erschwerte.

Der alte Prinz Albrecht faßte die Situation humoristischer. Vorgestern früh, als ich mit dem Großherzog in dessen Zimmer die Operationen besprach, trat er ein und sagte nach der Begrüßung zu mir: ‚Na, Stosch, was soll ich denn heute thun?‘

Der Großherzog sagte kurz: ‚Ich befehle hier.‘ Da erwiderte der Prinz: ‚Wir sind hier unter uns Mädchens und brauchen uns nicht zu genieren; also, Stosch, was soll ich thun?‘

Die Leute haben schwer auszustehen; es ist bei dem Wetter außerhalb der Chausseen gar nicht zu gehen, und auf den Straßen steht handhoher Schlamm. Die Stiefel fallen von den Füßen, und die Pferde verlieren die Eisen. Außerdem stehen Teile unsrer Truppen unausgesetzt im Gefecht, es gilt eben die letzte Arbeit der Vernichtung der Loirearmee. Wir haben über 15 000 Gefangene gemacht und haben sie allein zum Rückzug über den Loirebach gebracht. Jetzt kommt auch der Prinz heran, es scheint aber, er will nicht schlagen und braucht darum so viel Zeit zum Aufmarsch. Vielleicht hat er recht, denn die Franzosen fallen auch so auseinander, und wir schonen unsre Kräfte.

Ich habe nach Versailles den Vorschlag gemacht, jetzt gleich mit dem zehnten Corps und Kavallerie auf Le Mans vor zu poussieren; es wird aber wohl Schwierigkeiten machen, weil man uns dann wieder selbständig machen müßte. So wird es wohl dabei bleiben, daß wir nach Chartres gehen, wo die Armeeabteilung als solche aufgelöst werden wird. Ich gehe dann wieder nach Versailles.“

*

Ducques, 18. 12. 70.

„Prinz Friedrich Karl hat uns plötzlich verlassen, und so stehen wir außer aller Verbindung; glücklicherweise läuft der Feind was er kann, und wir sind in der Lage, uns auszuruhen.

Heute gehen wir nach Cloyes, wo ich meine Rückberufung erwarte. Ich war in der langen faulen Zeit in Versailles ordentlich dick geworden, habe aber jetzt das unnütze Fett wieder abgestoßen und bin ganz leistungsfähig.

Nun küsse mir die Kinder und feiert gute Weihnachten; das ist eine Zeit, wo wir in den langen Jahren unsrer Ehe noch nie getrennt waren."

*

Versailles, 21. 12. 70.

„Heute schreibe ich Dir wieder aus dieser meiner Residenzstadt, nachdem für mich in der Provinz keine Arbeit mehr war. Beim Scheiden sagte mir der Großherzog noch eine Menge schöner Sachen und überschüttete mich mit Ehren; so schieden wir als gute Freunde.

Hier hat man mich überall herzlich empfangen. Der stumme alte Moltke war sogar voller Anerkennung: ‚Wir haben Ihre energische Hand gespürt.' — Der König war sehr gnädig und weich und sagte: ‚Sie haben allen meinen Erwartungen entsprochen und gethan was ich nur wünschen konnte.'

Die drei Wochen waren eine schöne Episode meines Lebens und sind in meiner jetzigen Stellung von kolossaler Bedeutung. Ich gehe doch als Soldat, und nicht ohne Anerkennung, aus dem Feldzuge hervor, und dafür bin ich dem lieben Gott dankbar."

*

Versailles, 22. 12. 70.

Es ist doch sehr merkwürdig, daß Paris nach den Mißerfolgen des letzten Ausfalles und nach der Zersprengung der Loire-Armee sich immer hält. Schließlich bekommt solche Hartnäckigkeit ordentlich etwas Respektables, und das hat in dem verfaulten Nest niemand mehr gesucht. Wir haben zu lange getrödelt, und Paris ist langsam an unsrer Schwäche gewachsen, sie haben Armeen gebildet, einen Artilleriepark formiert und angefangen uns zu bedrohen. Wo unsre Einschließung Energie zeigt, das ist im Norden unter dem thätigen Kronprinzen von Sachsen, hier war Blumenthal bisher jedem Vorgehen hinderlich.

Selbstverständlich ist hier alle Welt unzufrieden, und die Geister stehen sich hart gegenüber in der Beschießungsfrage, in die die große Politik mit hineinspielt. Ich, als noch nicht engagierter Mann, werde von allen Seiten umworben und zur Anerkennung der einzelnen Meinungen aufgefordert, was ebenso schmeichelhaft wie schwierig ist.

Bismarck ist wütend, da die militärische Stockung seine politischen Kombinationen arg stört; der König hat mehr wie genug von Konflikten und möchte gern Schicht machen. Beide lassen ihren Zorn oder Unmut an dem geduldigen Moltke aus, der nie grob wird, sondern aus innerem Aerger nur krank. Vor Bismarcks Heftigkeit fürchtet sich der König, Moltke hüllt seinen Zorn in vornehmes Schweigen. Roon wird immer leidender und verlangt dringend die Beschießung.

Der Kronprinz ist wütend, weil man in der Welt seiner Gattin und dem englischen Einfluß das Nichtschießen zuschreibt. Blumenthal, der eigentliche Spiritus rector, schimpft am meisten.

Kurz, alles reibt sich und zwar mit lautem Getöse, und der alte Herr, der überall ausgleichen und einrenken soll, fängt an ganz schwarz zu sehen.

Die Verhandlungen zur Einigkeit des Deutschen Reichs sind fertig gemacht; Graf Holnstein hat sich schließlich das größte Verdienst erworben."

*

Versailles, 24. 12. 70.

„Otto ist hier nebenan emsig beschäftigt, den Aufbau zu leiten und den Baum zu putzen; wir haben große Bescherung, aber geben kein Geld dafür aus, d. h. aus unsern eignen Taschen; denn die Tischkasse, die aus Zahlungen der Stadt Versailles gebildet ist, und die Bureaukasse, die aus den etatsmäßigen Bureaugeldern besteht, tragen die Unkosten.

Versailles bietet eigentlich so wenig Kaufbares wie Potsdam, da die Nähe von Paris jeden Verkehr nach dort lenkt. Jetzt aber sind die Läden mit einer Unmasse hübscher kleiner Sachen garniert, wie sie die Armee braucht und reißend kauft. Die Unternehmer sind Berliner Juden.

Endlich hat auch die Beschießung frische Beine bekommen, man hat Kameke und Hohenlohe mit der Leitung beauftragt, und ich denke, nun wird es in den letzten Tagen losgehen. Das neue Jahr muß baldige Entscheidung bringen. Dauert der Krieg aber noch in den Januar hinein, so kommt ein Kriegsjahr mehr in Rechnung, was auch ein Vorteil ist, wenn man älter wird und in die Lage kommt, in politische Angelegenheiten mit einzugreifen."

*

Versailles, 25. 12. 70.

„Wir haben ein solennes Fest gefeiert. Zunächst wurde den 25 Trainsoldaten beschert, dann den Subalternbeamten der Intendantur und endlich uns. Letzteres ging in unserm Salon mit allen Schikanen vor sich, nur die Beleuchtung war dürftig, denn Lichter giebt's überall nicht. Ich bekam von Otto ein Tranchiermesser, vom Fürsten ein Aquarellbild, von Salisch Spielmarken, vom Kronprinzen ein paar kolossale Vasen, die als Cachepots dienen sollen.

Während wir nun feierten, schlug man bei Amiens; es sind dort ähnliche Verhältnisse, wie wir sie an der Loire hatten; man läßt sich angreifen, bis die Franzosen müde sind, und dann verfolgt man sie. Das Angreifen gewöhnen wir uns ab, es kostet zu viel; unser ganzer Krieg ist ein hinhaltender, die Verluste der Franzosen sind auch so kolossal. Hier unterbricht der Eisgang die Kommunikationen."

*

Versailles, 26. 12. 70.

„Auch im Süden entwickeln sich wieder neue Ereignisse, und es wird jemand dorthin müssen. Geht es gut, so trete ich wieder in Thätigkeit; Du weißt, wenn der Mensch erst einmal Blut geleckt hat, kann er nicht wieder davon lassen. Die Ruhe hier will mir gar nicht schmecken, es giebt aber auch Menschen, denen es

gar nicht darauf ankommt, meinen Kredit irgendwie zu erweitern. Die Sache muß sich bald entscheiden.

Ich kann Dir sagen, daß hier auf das Schießen gerade so gedrungen wird wie in Berlin; der Drang ist so heftig, daß einzelne nicht mehr widerstreben können. Morgen fängt man bei den Sachsen schon an.

Gestern hat der Feind angefangen mit der Sappe gegen uns vorzugehen, aber das wird ihm nicht viel helfen. Eigentlich sollten sich die Arbeiten gegen Norden richten, da aber die Nordarmee durch Manteuffel geschlagen ist, so werden sie es wohl wieder aufgeben.

Dir und den Kindern Heil und Segen zum neuen Jahr; möge es uns bald wieder vereinen. Hier ist es bitter kalt."

*

Versailles, 28. 12. 70.

„Also nach dem Süden komme ich nicht; aber was hilft's, die menschlichen Dinge müssen mit den vorhandenen Kräften abgespielt werden, wenn man diese nach den Umständen ohne Umstände ändert, so giebt's Revolution.

Die Sachsen haben gestern mit der Beschießung angefangen; hier ist Blumenthal immer noch eigensinnig dagegen, aber auch er wird sich geben müssen.

Ich bin wirklich ganz starr, daß die Kronprinzessin unsrer Kinder zu Weihnachten gedacht hat; Du mußt Dich mit Normanns verabreden und darum bitten, Dich persönlich bedanken zu dürfen. Ich werde es hier bei dem Herrn mündlich besorgen."

*

Versailles, 31. 12. 70.

„Die Beschießungsvorbereitungen gehen vorwärts, aber man hat hier bisher zu viel vernachlässigt, um rasch fertig zu werden. Die großen Erfolge am Mont Avron geben sehr gute Hoffnung, und Kameke, neben dem ich gestern beim König saß, erzählt, daß die Franzosen bereits die oberen Etagen ihrer Forts geräumt haben, um nicht zuviel unserm Feuer ausgesetzt zu sein. Kurz, alles beweist, daß wir auch hierin den Kampf gegen Paris nicht zu scheuen brauchen.

Von außen bewegen sich auch wieder Entsatztruppen, aber so rasch können sie nicht Bedeutung gewinnen, und der Frost hindert sie in jeder Beziehung, denn ihre Leute vertragen die Kälte nicht. Am ersten wird Chanzy wieder mobil werden, und am Ende komme ich noch einmal beim Großherzog in Thätigkeit. Für uns hat das Wetter den Vorzug, daß das Eis auf unsrer großen Kommunikationslinie zum Stehen gekommen ist und mit Wagen befahren werden kann. Wir hatten des Eisgangs wegen unsre Brücken abfahren müssen, und alle Transporte erhielten dadurch einen Umweg von drei Meilen. Der Frost ist überall unser guter Verbündeter, auch die Pariser frieren mehr wie wir."

*

Versailles, 1. 1. 71.

„Wir haben das neue Jahr fürstlich gefeiert, so fürstlich, daß, als mich der Kronprinz zur Tafel befahl, ich absagen mußte. Wir hatten außer unsrer Tischgesellschaft den Herzog von Ujest, Graf Stolberg, Maltzahn und Verdy und waren bis nach ein Uhr sehr heiter zusammen. Nicht unwesentlich trug dazu bei, daß Otto hier im Hause noch einen zweiten sehr wohlgefüllten Weinkeller traf; unser Wirt wird zur Strafe, daß er uns dies cachierte, nicht viel übrig behalten.

Soeben hat mir der Flügeladjutant des Großherzogs von Oldenburg das Großkreuz mit Schwertern gebracht.

Ich schließe diese Zeilen mit dem Bericht vom großen Diner beim König, von dem ich eben heimkehre. Es waren nicht weniger wie 32 Fürstlichkeiten da, und die Rede des Großherzogs von Baden, der die Gesundheit des Königs ausbrachte, spitzte sich so sehr auf den Deutschen Kaiser zu, daß man nur in Erwartung stand, er würde mit der Ausrufung desselben schließen. Es war ein merkwürdiger Moment; ob wohl die ganze Frage so verlaufen wird?“

*

Versailles, 4. 1. 71.

„Englische Korrespondenzen sprechen von der Uebermüdung und Furcht, die sich bei uns eingeschlichen habe; das ist dummes Zeug, nur die Ueberzeugung hat Raum gewonnen, daß es eine Thorheit wäre, unsre guten Truppen zu etwas anderm zu verwenden, als zur Zurückwerfung des Gegners. Wir wollen Frankreich nicht erobern, aber Paris wollen wir haben und den Frieden, und zwar unter den bekannten Bedingungen. Wer sich dem widersetzt, verfällt dem Tode.

Wir haben heute keine Briefe und Zeitungen, als Folge von Neujahr, und der Himmel will es nicht zulassen, daß wir heute mit der Beschießung beginnen, denn ein dicker Nebel liegt auf der Erde, und es ist unmöglich sein Ziel zu sehen. Nun ist es merkwürdig, daß der Feind, der ja seine Zielobjekte ganz genau kennt, daraus keinen Nutzen zieht und unsre Batterien beschießt, ehe sie sich selbst eingeschossen haben. Es scheint fast, daß ihm unsre Absicht noch unbekannt ist. Wir müssen abwarten.

Ich habe angefangen, an Geffcken zu schreiben, von dem ich wiederholt Briefe hatte, und der mir auch Zigarren versprach, die aber nicht angekommen sind.

Auch Holtzendorff schrieb mir vor ein paar Tagen; sein Junge will von der Marine fort, weil sie nicht in Aktion getreten ist. Das scheint mir Unsinn. Man muß nicht dem Augenblick nachgeben, wenn man sein Leben bestimmen will. Es wird gewiß nicht vorteilhaft für die Entwicklung der Marine sein, daß sie in diesem Kriege so gar nicht zur Geltung gekommen ist; hätten wir sie gar nicht gehabt, so wäre uns daraus kaum ein Schaden entstanden. Damit ist sie aber nicht in alle Ewigkeit verdammt, sondern kann uns nochmal sehr dienlich werden oder sehr fehlen. Roon ist zu anhaltend krank und kommt dadurch mit der Leitung der Marine völlig auseinander; das war das Malheur.

Bismarck soll sich in den letzten Tagen ein wenig erholt haben, im übrigen aber ist er über die Maßen reizbar und mit aller Welt verknurrt. Ich habe ihn gestern zu beruhigen versucht und werde ihm dazu noch 150 Flaschen guten Wein schicken."

*

Versailles, 6. 1. 71.

„Ich bin nicht zum Schreiben gekommen, weil ich gern den Erfolg unsrer Schießerei sehen wollte; der Himmel aber war obstinat und zeigte mir nichts, so lange ich auch wartete, denn es lag trotz hellen Sonnenscheines ein ganz undurchsichtiger Duft über der Stadt.

Trotzdem wurde geschossen, und anscheinend mit gutem Erfolg, denn die Batterien des Gegners schweigen immer mehr. Es ist aber auch Zeit daß wir zu Ende kommen, und die Pariser denken ebenso.

Ich habe heut mit großem Interesse den Bericht eines Herrn in Paris vom 2. Januar gelesen. Der Inhalt ist verbissener, aber langsam verzweifelnder Ingrimm; besonders drastisch beschreibt er den furchtbaren Schrecken der kalten und dunkeln Nächte. Der Schluß lautet: ‚Wenn wir nicht bald Hilfe von außen bekommen, so muß die Uebergabe erfolgen.'

Wir haben die entscheidenden Tage vor uns, und dabei ist die Uneinigkeit, die augenblicklich in den oberen Regionen herrscht, schlimm; das Hoffen und Harren! — Roon ist noch immer krank. — Deine Frage wegen Hindersin und Kleist ist einfach dahin zu beantworten, daß beide Herren, wie man sagt, kaltgestellt wurden, weil sie, unterstützt von Blumenthal, nicht von der Stelle kamen. Blumenthal ist auch heut noch der obstinate Nichtschießer.

Gestern machten wir im Nebel eine kleine Promenade vor den Vorposten; von dem Bilde der Verwüstung, das sich dort darbietet, kann man sich keine Vorstellung machen. Die Häuser bestehen nur noch aus den vier Mauern, aber auch ganze Häuserreihen sind gefallen und alle Bäume, um die Schußlinien freizumachen. Wenn die Besitzer heimkehren, werden sie um die Baustellen prozessieren müssen, denn jetzt ist das Ganze ein schön geglätteter Schutthaufen."

*

Versailles, 7. 1. 71.

„Die Franzosen fühlen sich doch in ihrem Haupthause angegriffen, und das ist das Wesentlichste; man merkt aus dem rastlosen Anstürmen der äußeren Armeen, daß wir jetzt an der letzten Arbeit sind. Moltke ist wieder ganz auf seiner Höhe, und um nicht vom Gegner dirigiert zu werden, disponierte er sofortigen Angriff gegen Chanzy, der bedeutende Kräfte bei Le Mans zusammenzieht. Prinz Friedrich Karl, der nur für Bourbaki Augen hat, muß nun ganz contre coeur nach Westen gehn und die Offensive ergreifen. Das ist der Vorzug dieser Anordnung.

Ich dränge hier mein Teil, um das Vorgehen gegen Paris so entschieden wie möglich zu machen; hier liegt die Entscheidung, und hier muß die größte Kraft entwickelt werden."

*

Versailles, 9. 1. 71.

„Gestern war ich wieder den ganzen Tag in Anspruch genommen. Erst Generalstabsbureau. Dann hatte mich der König zum Vortrag befohlen, weil Bismarck sich über meine Anordnungen in betreff der zukünftigen Verproviantierung von Paris ausgelassen hat und dagegen ein ganzes Promemoria ausarbeitete, die Folge seiner nervösen Verstimmung. Dann folgte eine lange Promenade mit dem Kronprinzen."

An Gustav Freytag.

Versailles, 9. 1. 71.

„... Das erste Heft Ihrer neuen Zeitschrift habe ich richtig empfangen, auch sofort Ihre Thätigkeit darin gesucht und das Gedicht gefunden. Da ich ehrlich bin, sage ich auch meine Ansicht offen: Ich habe es wiederholt und sehr aufmerksam lesen müssen, um es ganz zu verstehen; und nachdem ich es jetzt noch einmal durchgegangen, sage ich Ihnen, daß es durch Ihre eigne Schuld so schwer verständlich ist, denn Sie haben einen inneren Zwiespalt zum Gegenstand des Gedichtes gemacht, den Sie zum Schluß unaufgelöst und offen lassen. Das war doch aber sicher nicht Ihre Absicht. Sie feiern den Kaiser und werfen ihn weg. Form und Sprache entsprechen gewiß dem ernsten Gedankengang; ob das Ganze aber dem jungen Herrn, für den es doch ausschließlich berechnet ist, zu Sinne geht, das ist mir fraglich, und ich fürchte, daß es gerade für diesen Zweck sich nicht leicht genug erschließt.

Auf die Seele des Kronprinzen wirken die harten Kämpfe des jetzigen Momentes stark ein. Er ist nach allen Richtungen hin in erwartungsvoller Spannung, und die schweren Sorgen, die aus allen Himmelsrichtungen heraufziehen, verdunkeln das bisher sorgenlose Leben des fürstlichen Feldherrn. Die Beschießung von Paris, die Entsatzarmeen, die aus Norden, Osten und Westen sich zeigen, dazu die großen politischen Fragen mit ihren Kämpfen, die sich hier am Orte abspielen, das sind alles Prüfungen, die die Kräfte des Herrn herausfordern, und ich muß sagen, daß ich mit hohem und warmem Interesse den inneren Vorgängen gefolgt bin, die der Herr durchlebt. Er hat Ruhe und teilt sie mit; dadurch verbessert er seine Stellung.

Neulich hat der Kronprinz einen Mann, dem er vor versammeltem Kriegsvolk das Kreuz erster Klasse einhändigte, an den Kopf genommen und geküßt; die Leute haben vor Wonne darüber gezittert und geweint.

Ein vorzügliches Verdienst um den Beginn der Beschießung hat der Kronprinz von Sachsen, der sie auf eigne Hand betrieb; er ist augenblicklich ohne Zweifel unser bester Heerführer, ein sehr guter Kamerad und strenger Vorgesetzter. Er ist so sehr Soldat, daß ich meine, es kann ihm nicht viel von Partikularismus verbleiben."

*

An meine Frau.

Versailles, 11. 1. 71.

Heut ist die Beschießung zum erstenmal voll im Gange und, was für die hiesige Welt sehr entscheidend ist, infolge der Windrichtung auch zu hören. Ich

habe schlecht dabei geschlafen, denn man verfolgt in Gedanken doch unwillkürlich die Wirkung jedes Schusses, berechnet die möglichen Resultate, wünscht, daß das ganze Nest in Flammen aufgeht, und hat doch Mitleid mit jedem einzelnen, der getroffen werden könnte.

Heut war eine lange Besprechung bei Moltke über das, was nach der Kapitulation werden soll. Die Nachrichten von Werder lauten auch nicht günstig, wir rechnen aber, daß die Franzosen bei ihrer Unfähigkeit, sich zu bewegen, und bei den Mängeln ihrer Administration die Entscheidung nicht rasch herbeiführen können; und dann kommt Manteuffel mit seiner neuen Armee vollständig heran und kann dort eine große Katastrophe herbeiführen. Er kann, aber ich glaube nicht daran, denn wir sind auf einem Standpunkt der Kriegführung angekommen, wo nur Mittelmäßiges geleistet wird, so groß ist die allgemeine Ermüdung.

Goeben wird jetzt als Feldherr fungieren, ich bin sehr neugierig auf seine Leistungen. Ich wünsche und hoffe, daß er sich eine Dotation erobert, er kann sie brauchen.

Vorgestern abend stand plötzlich Holleben vor mir und ist bei mir abgestiegen. Er ist sehr lebhaft und spricht viel von seiner Thätigkeit; mich glaubte er noch beim Großherzog und ist ganz zufällig hier gestrandet. Er hat das Kreuz am weißen Bande bekommen in Anerkennung seiner regen Thätigkeit. Heut hat er keinen Kutscher gefunden, und ich kann ihm meinen nicht geben, er braucht den Wagen auf mehrere Tage."

*

Versailles, 13. 1. 71.

„Ihr seid noch ungeduldiger auf den Fall von Paris wie wir, denn Ihr erlebt nicht mit uns die täglichen Hindernisse und unendlichen kleinen Zwischenfälle, durch die alle Erwartungen aufgehalten werden. Der Nebel ist im höchsten Grade tückisch und gestattet nur selten in den Mittagstunden ein leidliches Zielen. Je mehr Pausen aber, desto mehr Zeit haben die Franzosen, ihre Schäden wieder auszubessern, und um so öfter müssen wir von vorne anfangen. Der Hunger nimmt aber trotz des Nebels zu.

Wie hinderlich das Glatteis ist, muß man gesehen haben; man spannt zehn und zwölf Pferde vor ein Geschütz und kommt nicht vorwärts. Die Sonne schmilzt täglich die Eisdecke und glättet sie, die Nacht mit ihrem Frost macht sie fest.

Gestern waren wir auf einem herrlichen Aussichtspunkt. Paris lag klar vor uns, rechts und links flogen die Granaten von und nach den Batterien, man schwebte unausgesetzt zwischen Furcht und Hoffnung. Neben uns standen unsre Leute mit geladenem Gewehr und trieben sofort jeden Franzosen zurück, der sich zeigte. Bisher war es umgekehrt; bisher beherrschten sie unser Terrain. Die Welt hatte wohl recht, daß es an der Zeit war, endlich in Aktion zu treten; die treibende Kraft kommt von unten herauf, und jedermann hat das Gefühl, daß wir hier fertig werden müssen.

Friedrich Karl hat gestern Le Mans eingenommen, und wir haben wieder genug Truppen frei, um Frankreich um und um zu drehen.

Holleben ist soeben nach Orléans abgereist und will in ein paar Tagen heimkehren.“

*

Versailles, 15. 1. 71.

„Ich habe so viel hohe Politik zu treiben, daß ich wenig zum Schreiben komme, denn die Entscheidung naht, und ein jeder bereitet sich darauf vor. Um so schärfer wird daher der Kampf der führenden Geister, und die Meinungen platzen hart gegeneinander. Da nun Roon ganz krank ist, und Tresckow noch immer bei der Armee weilt, so fehlt das vermittelnde Element. Da ist denn der Kronprinz eingetreten, und so fällt ein Teil der Sorge auf mich, und ich bin gezwungen, den Sachen selbst näher zu treten. Kurz, ich schwimme oben. Die Welt plagt sich auch schon wieder mit dem Gedanken, mich zum Minister zu machen. Glaube aber nichts davon.

Goeben schlägt sich mit vielem Geschick gegen Faid'herbe, aber er spricht aus, daß er seine Siege nicht verfolgen kann, um die Kräfte zu schonen.

Werder hat anscheinend einen sehr schweren Stand; ich glaube nicht daran, daß Bourbaki es fertig bringt, mit Energie auf seinen rechten Flügel loszugehen und sich auf unsre Verbindungslinie zu werfen. Aber die Befürchtung ist hier allgemein, und für die nächsten Tage wird Werder unser Schmerzenskind bleiben, denn Manteuffel kann sich beim besten Willen noch nicht fühlbar machen. Meine Gedanken wandern Tag und Nacht von Werder zu Bourbaki.

Uebermorgen beginnt die Beschießung bei St. Denis. Hoffen wir das Beste davon.“

*

Versailles, 17. 1. 71.

„Noch rührt sich Paris nicht, und doch soll morgen der neue Kaiser proklamiert werden. Es ist eigentlich toll, mit welchen Seelenstimmungen man dabei zu thun hat; alle Nerven und Gedanken sind gespannt den unausgesetzt kämpfenden Armeen zugewandt, und daneben wird man in die wichtigen Fragen der Titulaturen und Dekorationen hineingezogen, man mag wollen oder nicht. Es ist ein großer Gedanke, gerade hier in Versailles unser neues Reich zu gründen, aber die Stimmung zur Aktion fehlt eigentlich allen und den Nächststehenden am meisten.

Bismarck, der so lange elend war, hat in der letzten Zeit wieder Humor gewonnen und arbeitet wieder, und der erste Schritt zu den Friedensverhandlungen wird alle Differenzen in den leitenden Kreisen auch wohl heben. Noch aber ist der Teufel los, und selbst der König und Bismarck sind veruneinigt.

Gestern schrieb Jules Favre an Bismarck und bat, ihn mit seiner ganzen Familie aus Paris herauszulassen. Bismarck hat aber abgelehnt.“

*

Versailles, 18. 1. 71.

„... Unterdes habe ich dem ersten Akte der Feierlichkeit beigewohnt. Mein erster Eindruck war der, solch ein Fest zu begehen, nicht nur angesichts des Feindes, sondern doch immer mit der Chance, daß ein Rückschlag eintreten könnte, sei eigentlich etwas leichtsinnig. Ein günstiger Stern brachte aber heut die Nachricht von Werders Erfolg gegen Bourbaki, und damit war der einzige Kummer der Situation gehoben; eine bessere Nachricht war nicht möglich. Hätte Paris ein Atom von kräftiger Führung, so würde es jetzt kapitulieren. Aber die Kerls sind zu feige dazu.

Die Rede des Predigers Rogge gefiel mir gar nicht; ich meine, eine feierliche katholische Messe erfüllt für solche Gelegenheit besser ihren Zweck.

Der König war außerordentlich ergriffen, und als wir ihn zum Kaiser ausriefen, war niemand, der nicht das Gefühl der hohen Weihe des Augenblicks gehabt hätte.

Als der Kaiser die Huldigungen der Fürsten und Offiziere angenommen hatte, ging er die Reihe der Unteroffiziere und Mannschaften hinunter und sprach mit den Leuten. Das war schön und berührte echt preußisch.

Nun will ich ein wenig reiten und die Eindrücke nachwirken lassen. Nachher ist großes, feierliches Diner."

*

Versailles, 20. 1. 71.

„Gestern haben die Pariser mit 80 000 Mann einen Ausfall gemacht, der gar nicht matter sein konnte; gefangene Offiziere sagten aus, die Regierung sei in den Händen des Pöbels, und dieser habe zum Ausfall gezwungen. Dazu erfindet man dann immer neue Siegesberichte von den Provinzialarmeen, so daß die Truppe glaubt, wir würden auf den ersten Anblick fortlaufen. Dieser Glaube der Franzosen an ihre Unüberwindlichkeit ist einfach verrückt nach den Erfahrungen dieses Krieges. Als am 18. die gesamten Fahnen zur Kaiserfeier auf das Schloß gebracht wurden, sagten die Versailler, man ordne sie schon jetzt, um sie bei der Kapitulation unsrer ganzen Armee ordnungsmäßig an Trochu zu übergeben. Das ist heller Wahnsinn bei den Leuten, die uns seit vier Monaten als Sieger bei sich sehen. Wie muß nun die Lüge erst auf die Pariser wirken, die immer noch unberührt sind.

Wir beraten hier schon, ob wir Paris im Falle der Kapitulation ernähren können und wollen. Welche Schwierigkeiten dabei entstehen, magst Du daraus entnehmen, daß allein für die Gasbeleuchtung in der Hälfte des früheren Bedarfes von Paris täglich sechs Kohlenzüge nötig sind, was den vierten Teil unsers gesamten Materials bedeutet. Trochu hat eine 48 stündige Waffenruhe erbeten, um seine Toten zu begraben. Sie ist ihm auch bewilligt worden, aber nur für den Fleck wo sie liegen. Das Ende ist unwiderruflich da.

Auch Belfort wird bald fallen, und dann kommt Kritter in feste Position, ich kann mir seine Verstimmung sehr wohl denken. Was aus mir wird, wenn der Krieg zu Ende ist, kann ich noch gar nicht übersehen."

*

Versailles, 22. 1. 71.

„Die allerhöchste Politik nimmt meine Zeit gar zu sehr in Anspruch, und ich kann Dir nur kurz schreiben. Die hohen Herren sind über die Frage der Kapitulation und des Friedens, und wie der Krieg eventuell fortzusetzen, dergestalt aneinander geraten, daß es dringend eines Vermittlers bedarf. Dieser ist natürlich wieder der Kronprinz, und so ist der General-Intendant zu einer sehr gesuchten Person geworden, der überall gestreichelt wird und heut sogar bei Bismarck ißt. Ermiß selbst meine Bedeutsamkeit.

Es ist merkwürdig, wie viele Kräfte und Fähigkeiten der lange Krieg verbraucht, und wie mancher schon unter den mittleren Horizont gesunken ist, der sonst seinen Kopf sehr hoch trug. Jetzt bin ich neugierig, wie weit sich Manteuffel bewähren wird; er kann sehr schöne Erfolge erringen.

Der Kronprinz von Sachsen beschießt mit großem Erfolge St. Denis und wird bald den Sturm folgen lassen. Dann ist die Entscheidung da, denn die Franzosen bedürfen eines Vorwandes zur Kapitulation."

*

Versailles, 24. 1. 71.

„Als ich heut früh auf dem Kalender neben dem Datum las: ‚Geburtstag Friedrichs des Großen', da dachte ich, den Tag müßten die Pariser doch festlich begehen. Und siehe da, der Anfang ist gemacht. Jules Favre erschien gestern abend und erklärt, Paris sei ‚en sédition et endiablé' und könne sich nicht länger halten. Ich zweifle nicht daran, daß das den Frieden bedeutet, um so mehr, als gleichzeitig die volle Besiegung aller feindlichen Armeen erfolgt ist.

Eben erst verdüsterte das Uebermaß von Gefahr den Horizont, jetzt beleuchtet hellster Sonnenschein unsre ganze Lage. Noch bei dem Ausfall vom 19. gab es hier Leute, die schon die Wagen hatten packen lassen, um sofort die Flucht ergreifen zu können. Es ist oft gar nicht hübsch, wenn man zu scharf hinter die Kulissen sieht, die großen Männer gehen verloren.

Tadellos in ihrer spezifischen Größe bleiben mir allein Moltke und Bismarck. Ihre innere Verschiedenheit hat sie freilich auseinander gebracht; sie stehen sich scharf gegenüber, und nur mühevoll gelingt es, wenigstens die Geschäfte in Fluß zu halten. Moltke ist der Mann der vornehmen Ruhe, Bismarck der leidenschaftliche Politiker; jener die Sache kühl erwägend, dieser immer fest die Personen anfassend. Selbst innerhalb des Generalstabes ist der Kampf entbrannt, weil es Bismarck versteht, die Menschen zu bestechen und zu beherrschen.

König und Kronprinz sind höchst unglücklich über diesen Konflikt, haben aber keine Mittel, ihn beizulegen.

Uebrigens war mein vorgestriges Diner bei Bismarck sehr behaglich; er war sehr guter Laune, und die Unterhaltung nett und angeregt."

*

Versailles, 25. 1. 71.

„Nun sind wir doch schon ein ganzes Stück weiter; es war gestern amüsant, wie sich die Welt mit der hiesigen Thätigkeit von Jules Favre beschäftigte. Der

eine wußte dies, der andre jenes, die eigentlich Wissenden aber spielten Versteckens mit ihren Kenntnissen. Um zwölf Uhr mittags war ich bei Bismarck und wurde eingeweiht; um fünf war Diner beim König, der die Diskretion selbst war; auch der Kronprinz war furchtbar zurückhaltend, und heut früh fand Moltke nur schwer die Sprache. Morgen oder übermorgen wird Favre zurückkommen und alle Zungen lösen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, Bismarck in der Aktion zu sehen, und muß sagen, daß ich die Energie seiner Anschauungen und Handlungen bewundere. Eigentümlich war, daß er bei allen entscheidenden Verhandlungen ängstlich jede Person von seiner Seite entfernte, wo er nicht gerade, wie in meinem Fall, eines technischen Beirates bedurfte. Er saß ganz allein dem Gegner gegenüber und zerzauste ihn. Der Vorzug ist, daß die Verhandlungen rasch von statten gehen, der Nachteil, daß das Stipulierte oft doch auslegbar bleibt. Da muß dann die Gewalt die Entscheidung geben.

Wie die Verhandlungen in Paris aufgenommen werden, darauf bin ich neugierig. Nachdem man die Bevölkerung unausgesetzt belogen hat, ist es schwierig, ihr die Wahrheit nahe zu bringen. Ein Glück ist, daß der Hunger jedes Argument der Wahrheit unterstützt."

*

Versailles, 26. 1. 71.

„Ich bin zu aufgeregt um einfach zu erzählen, denn obgleich man sieht und fühlt, wie alles dem Ende zutreibt, so ist augenblicklich die Verwirrung hier aufs höchste gestiegen. Ich habe noch nie solche Erbitterung gegen einen Menschen erlebt, wie sie augenblicklich gegen Bismarck herrscht, der gerade jetzt alles auf die Spitze treibt, um seinen Willen durchzusetzen. Ich habe mir unendliche Mühe gegeben, um den Frieden herzustellen, aber es will nicht gelingen, denn der Kronprinz steht als Fürst den Menschen zu fern, um ihre Leidenschaften zu verstehen, und Bismarcks große Eigenschaften in Verbindung mit seinen rücksichtslosen Eigenheiten imponieren ihm schließlich wie uns allen.

Von Manteuffel fehlen uns vollständig die Nachrichten. Bei ihm scheinen sich doch noch zum Schlusse des Krieges große Ereignisse zu schürzen."

*

Versailles, 28. 1. 71.

„Ich bringe den ganzen Tag auf dem Generalstabsbureau zu wegen der Verhandlungen; auch heut ist es knapp mit der Schreibezeit.

Ich bin als Soldat nicht zufrieden mit dem Resultat, aber ich erkenne an, daß, um die heutige Regierung von Frankreich zu erhalten, um wenigstens eine Art von konservativem Element an der Spitze des Landes zu haben, man ein gut Teil Schonung gegen das Land ausüben muß. Man darf nicht vergessen, daß der Friede die Hauptsache ist. Verfolgen wir die Resultate bis in alle Konsequenzen, so kommt die rote Republik zur Herrschaft, und ein Ende ist gar nicht abzusehen. Danach muß man den Maßstab anlegen."

*

Versailles, 30. 1. 71.

„Alle Welt ist glücklich über die Friedensaussicht, und man sieht wie stark der Drang danach war, bei den Franzosen wie bei uns. Die Besetzung der Forts ist unbeanstandet von statten gegangen, meist sogar viel leichter, zumal formloser wie vorgeschrieben. Die Artillerie hat mit großer Genugthuung die Stellen ihrer Schußwirksamkeit gesehen; die gewonnenen Resultate hatte niemand erwartet. Nun kommt es auf die bevorstehenden Wahlen an; ich bin trotz aller Schwarzseherei der Ueberzeugung, daß die Friedensseligkeit jeden Tag immer größere Fortschritte machen wird, und danach wird man auch wählen. Hier hört man aus den Fürstenkreisen Reisepläne, und ich glaube, daß selbst der König in dieser Richtung schon spekuliert; der Kronprinz wird auch gehörig treiben. Ich sah ihn seit ein paar Tagen nicht, soll aber heut bei ihm essen.

Gestern hat mir Fabrice den sächsischen Militärverdienstorden gebracht; ich habe ihn dafür zum Mittagessen eingeladen; Meidam war auch da, und sie delektierten sich an Sauerkohl, den uns die freiwillige Krankenpflege geschenkt hat.

Die drei Tage der Verhandlungen waren im höchsten Grade interessant und lehrreich; man beobachtet mit Erstaunen und mit Betrübnis, wie wenige es sind, die die Dinge mit Bescheidenheit und Ruhe behandeln. Der alte Moltke bleibt in jeder Lage die edle und vornehme Natur, nur ist er fremd auf dem Gebiet der Personen und greift nie direkt ein. Seine Umgebung aber zeigt sich bei dem Mangel eigner Verantwortung oft nicht geneigt sich unterzuordnen. Gestern nahm ich Gelegenheit, den Herren dies einfach zu eröffnen. Sie nehmen mancherlei von mir an, weil ich unparteiisch zwischen ihnen stehe.

Der König blieb den Verhandlungen ganz fremd und erhielt von ihrem Resultat erst Nachricht, als Bismarck sie bereits unterschrieben hatte, der sich auch vorher keine Instruktionen geholt hatte. Der König empfindet oft die anmaßende Gewalt seines Ministers, zumal wenn dieser auf das militärische Gebiet übergreift, aber er kann sich nicht wehren. Zwischen Moltke und Bismarck aber hat sich bei den Verhandlungen wieder ein besseres Verhältnis gegründet. Bismarck versuchte, seine frühere Schroffheit wieder auszugleichen, und war in diesen Tagen unendlich zuvorkommend und liebenswürdig. Das alte Sprichwort hat sich wieder bewährt: ‚Müßiggang ist aller Laster Anfang‘. Das Warten hatte zu lange gedauert.

Jules Favre hat gestern geäußert, daß sie die Kapitulation 14 Tage zu spät eingeleitet haben, sie sind dicht am Verhungern und brauchen jetzt noch acht Tage, ehe sie etwas nach Paris hineinbringen können. Ich werde wohl noch von meinen Vorräten mitteilen müssen, um sie vor dem Hungertod zu retten. Vorläufig ist man noch nicht geneigt dazu, weder zu geben, noch zu nehmen.“

*

Versailles, 1. 2. 71.

„Gestern habe ich doch eine große Satisfaktion erhalten. Graf Bismarck hatte mich neulich beim König verklagt, daß ich Staatsmittel gebrauchte, um

Paris zu verproviantieren. Ich hatte nachgewiesen, daß diese Behauptung falsch sei, und erhielt darauf den Befehl, unter keinen Umständen für Paris vorzusorgen.

Gestern schreibt mir nun Bismarck, ich möchte alle meine Kräfte daran setzen, den Parisern etwas zu essen zu geben. Nun hatte ich alle Reservevorräte unterdes aufgegessen, und die Franzosen haben die Brücke bei Toul gesprengt, trotzdem soll ich die Massen heranschaffen.

Bismarck ist gegen die Franzosen über die Maßen zuvorkommend und plötzlich ganz gesund geworden. Roon hat drei Wochen Urlaub genommen und will nach Bonn gehen, wo seine Gattin zur Pflege des Sohnes weilt. Mein Ehrgeiz liegt aber nicht darin, ihn zu vertreten.

Die Juden überlaufen mich jetzt und wollen nach Paris liefern, aber auch andre Menschen mischen sich hinein, und man ist immer im Zweifel, wer alles verdienen will. Ich habe mit den Franzosen unter Führung des Polizeipräfekten lange Verhandlungen wegen Lieferungen gehabt; sie fordern nur Mehl, es ist aber eine Riesenaufgabe, ihren Tagesbedarf für einige Zeit gleich bei der Hand zu haben. Ihre Art der Geschäftsabmachung mißfällt mir übrigens sehr."

*

Versailles, 2. 2. 71.

„Ich habe mich sehr über Deinen Brief vom Sonntag gefreut, der Jubel über den Abschluß der hiesigen Verhältnisse kommt voll zum Ausdruck. Auch hier wird er immer stärker, und die Freude überwindet die Sorgen, die um die Zukunft hier und da noch auftauchen.

Verhandlungen zwischen Favre und Bismarck sind unausgesetzt im Gange. Man sieht, wie tausendfach die Berührungen sind, die das in Frankreich erwachende Leben überall hervorruft. Ich muß gestehen, daß ich es jetzt schon sehr vernünftig finde, wenn Bismarck das Verhandeln als seine unbedingte Domäne in Anspruch nimmt und alles und zwar ganz allein abmacht. Gewiß erregt er so allgemeines Mißvergnügen bei Militär und Zivil, aber je mehr Menschen sich in solche Sachen mischen, je mehr wollen sich wichtig machen und um so mehr Zeit wird vertrödelt. Die kleinen Eitelkeiten aber sind die niederträchtigsten, und manch einer wird es ihm sein Leben lang nicht vergessen, daß er jetzt nicht zu Rate gezogen wird.

Militärisches wird nun von hier aus gar nicht mehr zu berichten sein; schade, daß man nicht noch Garibaldi gefangen hat, das wäre noch ein netter Abschluß. Heute kommt jedoch Favre wieder, um wegen des Waffenstillstandes auch für die dortigen Gegenden zu verhandeln; den Herren sind jetzt die Augen aufgegangen, daß sie Narren waren, sich die Waffenruhe nicht durch Uebergabe von Belfort sofort zu erkaufen. Belfort muß in den nächsten Tagen fallen, und Kritters Aufgabe dort wird eine sehr respektable werden."

*

Versailles, 4. 2. 71.

„Ich bin nicht überrascht über die Masse von Fragen und Gedanken, die Du an den Waffenstillstand knüpfst; die Welt wird sich noch lange und oft

damit beschäftigen und wird noch mehr räsonnieren, wenn endlich der Friede geschlossen wird.

Die großen Dinge sind immer die Früchte von Kompromissen ganz entgegengesetzter Meinungen und Interessen, folglich passen sie dem einzelnen nie ganz. Aber glaube mir, wenn wir jetzt Paris nicht knechten, so wie Napoleon einst Berlin, so handeln wir unter den gegebenen Verhältnissen nur weise, und vor allem sichern wir uns dadurch die Möglichkeit, daß aus dem Waffenstillstand der Friede wird. Hier macht man Bismarck allein verantwortlich, und es finden sich eine ganze Menge Menschen, die sich bestreben, die Macht dieses großen Tyrannen auf ein Minimum zu reduzieren; das wirkliche allgemeine Friedensbedürfnis wird schließlich auch auf unsrer Seite das Einsehen erleichtern.

Paris mit seinen tausend Bedürfnissen macht mir nur Sorgen, und ich werde unausgesetzt von den Franzosen überlaufen, die noch nicht begreifen können, daß nicht alles wieder so im Gange ist wie vor dem Kriege. Die Bevölkerung strömt von allen Seiten herzu und sucht das alte Nest, manch einer findet es nur nicht oder kommt sehr ungelegen. Uns wäre es auch sehr wunderbar, wenn plötzlich der Hausherr heimkehrte und mit uns wohnen wollte; es ist gar kein Platz für ihn vorhanden.

Wir haben zauberhaft schöne Tage; freilich ist es schmutzig, aber milde, und im hellen Sonnenschein ziehen Tausende, die mit eingeschlossen waren, wieder in die Heimat. Sie wissen, daß sie nur Trübsal finden, aber es muß doch besser sein, als noch länger in Paris zu bleiben."

*

Versailles, 5. 2. 71.

„Podbielski hat heute in Berlin seine Telegramme abgesagt; ich thue dasselbe, und Du darfst Dich nicht wundern, wenn Du weniger häufig Nachricht erhältst. Ich habe noch immer viel zu thun und habe im ganzen Kriege noch nicht so viel Französisch gesprochen wie in diesen Tagen. Aber besser wie das schönste Französisch ist bei solchen Verhandlungen eine Portion Grobheit; auch einige Falschheit. Man muß diplomatisieren.

Paris fängt langsam an, Nahrungsmittel zu bekommen, und nun besteht für mich das Kunststück darin, die Zufuhr so zu regeln, daß am Schluß des Waffenstillstandes keinerlei Vorräte gesammelt sind, so daß sie auch nicht einen Tag von uns unabhängig leben können. Uns aber sollen die reichgeöffneten Eisenbahnen vollständig zu gute kommen.

Die jetzige Ruhe wird benutzt, um Photographien zu sammeln; heut läßt sich der Generalstab abkonterfeien, und man hat auch mich aufgefordert, mich dabei zu beteiligen. Ich habe aber darauf verzichtet, denn die Gesellschaft, die sich da im Schatten von Moltke zusammenfindet, ist mir zu groß, und ich mag niemand im Wege sein."

*

Versailles, 9. 2. 71.

„Ich werde den ganzen Tag von Leuten behelligt, die in Paris kaufen oder dorthin verkaufen wollen; nun haben wir in der Konvention unsern Bezirk

von dem Recht des Einkaufs ausgeschlossen, aber eine Masse von Spekulanten hat in der Erwartung, daß Paris sich öffne, große Quantitäten hier und in benachbarten Orten niedergelegt, die sich nicht plötzlich verkaufen lassen und im Preise verlieren. Ich bin der einzige, der das Recht hat, für Waren ein laisser passer zu geben, und Du kannst Dir denken, mit welcher Macht auf mich eingedrungen wird. Ich bin nun leidlich hart, aber Bismarck hält es augenblicklich für politisch, daß wir vor der Welt als Schirmherren von Paris erscheinen, und dringt auf Großmut bei mir.

Nun versuche ich, den Franzosen klar zu machen, daß sie die Sperrung der Thore von Paris aufgeben müssen, dann wäre der Markt offen und ihnen geholfen; unsre Soldaten aber könnten das Vergnügen haben, in der Zeit des Waffenstillstandes die Herrlichkeiten dort zu bewundern. Wir wollen sehen, was sich ermöglichen läßt.

Die gestrigen Wahlen bilden die große Frage des Tages; Gambettas Rücktritt ist schon vorweg ein großer Erfolg, und die Friedensaussichten wachsen täglich. Freilich giebt es auch eine Menge Schwarzseher, so der Prinz Friedrich Karl, der die letzten Tage hier war und den alten König ganz ängstlich gemacht hat; er imponiert durch die lebhafte Schilderung der Schwierigkeiten und durch drangvolle Darstellung seiner Lage.

Der König ist erkältet; manchmal kann ich die Furcht nicht unterdrücken, daß er nicht mehr heimkehrt, so angegriffen erscheint er. Auch Roon ist zu schwach geworden, um den Entschluß der Abreise zu fassen, er hat wieder ausgepackt. Er hat mir neulich eröffnet, daß ich, wenn alles nach Wunsch geht, mit einer kleinen Dotation aus meiner jetzigen Stellung scheiden werde. Doch es ist nur ein Hoffnungsschimmer auf 20 bis 25000 Thaler; lasse ihn nicht an das Licht des Tages kommen, er könnte die Sonne nicht vertragen und entschwinden.

Du frägst nach der Zukunft; nun, unter uns gesagt, habe ich seit Beginn des Waffenstillstands alle Schritte gethan, um Generalgouverneur des Elsaß zu werden. Ob es gelingen wird, weiß ich nicht; im Kabinett wendet man ein, daß man dort nur einen kommandierenden General brauchen könne; aber auch Bismarck hat noch mitzusprechen.

Daß Hans Bendemann hier ist, um sich auszukurieren, habe ich wohl schon berichtet; seine Division rückt am 12. hier ein, bis dahin ruht er sich bei uns aus und zieht mit Otto durch die Stadt.

Es riecht überall nach Frieden, und man spricht schon von einer Verlängerung des Waffenstillstandes. Wann der König heimkehrt, und ob ich gleich mitkomme, hängt von zu vielen Umständen ab, um gleich beantwortet zu werden."

*

Versailles, 13. 2. 71.

„Man kommt nicht zum Schreiben, es giebt zu viel Arbeit. Erst war ich bis elf Uhr auf dem Bureau, weil der offizielle Bericht über Manteuffels Operationen eingetroffen war und ich die langen Expektorationen hatte anhören müssen.

Manteuffel hat vorzüglich manövriert, aber er kam nicht an den Feind und ist deshalb trotz der schönen Erfolge kein Held geworden; er wird auch aus diesem Feldzuge ohne Popularität zurückkehren. Fransecki dagegen hat sich, wie 1866, als famoser und zuverlässiger Soldat gezeigt. Werder ist augenblicklich der große Mann für das Volk, wie Falckenstein 1866. Belforts Fall muß alle Tage erwartet werden, man verhandelt hier um die Einstellung der Feindseligkeiten, da Belfort allein vom Waffenstillstand ausgeschlossen ist.

Als ich dann nach Haus kam, fand ich die Franzosen bei mir mit 2 Millionen Franken, deren Abnahme mich bis 6½ Uhr in Anspruch nahm; sie haben nur Banknoten und große Wechsel zur Stelle gebracht, müssen aber, um den Bestimmungen des Waffenstillstands zu genügen, 50 Millionen in Gold zahlen, die erst von außen kommen und noch nicht heran sind. Morgen wird die erste Zahlung in Gold erfolgen.

Zum Empfang der Wechsel ist Bleichroeder hierher kommittiert. Er geriet in spaßhafte Begeisterung über zwei Wechsel zu je 2 Millionen Thalern von Rothschild, zeigte sie mir wiederholt und fragte mich, ob es wohl Schöneres gäbe. Er war Feuer und Flamme dafür, so viel Geld auf so kleinem Zettel vereinigt zu sehen.

Außer ihm hat man noch den Geheimrat Scheidtmann von der Seehandlung hierher geschickt. Er ist ein alter reicher Junggeselle, der viel von Rotwein versteht und die Langeweile und körperliche Unbequemlichkeit des Geldzählens dadurch zu überwinden strebt, daß er plötzlich aufspringt und einige Freiübungen oder Zimmergymnastik vornimmt, wie Helmerding auf der Bühne. Er erzählte, er ziehe ein Paar Stiefel nur einmal in der Woche an und würde, da er nur drei Paar bei sich habe, in Versailles nicht viel ausgehen können. Wozu die Menschen alles Zeit haben!

Die Herren von der französischen Kommission wahrten ihre Würde dadurch, daß keiner einen Bissen von meinem Frühstück annahm, waren aber sonst höflich."

*

Versailles, 14. 2. 71.

„Heut wollten die Kerls um 11 Uhr hier sein, um Gold einzuwechseln; es ist alles zu ihrem Empfange bereit, aber sie kommen nicht und lassen auch nichts sagen. Jedermann klagt über ihre Unzuverlässigkeit.

Ich habe einen Brief von Freytag bekommen; er schreibt zornig über das ‚Retten und Rollen‘: ‚Man habe Kisten aus Sèvres und St. Cloud nach Hause geschickt, der Diebstahl sei organisiert.‘ Ich habe reuig an mein Herz geschlagen und ihm geantwortet, daß auch ich Beute nach Hause gesandt habe. Die Sèvresfabrik enthielt nur Staatsgut; als Granate auf Granate hineinschlug, konfiszierten wir die Vorräte, und sie wurden durch königliche Ordre verteilt. Ich war gerade an der Loire und wurde doch bedacht, und zwar durch den König und den Kronprinzen.

St. Cloud wurde von den Franzosen in Brand geschossen, ein Teil des Inhalts mit Lebensgefahr gerettet und ebenfalls als Staatsgut verteilt. Kirchbach

war an beiden Orten kommandierender General, erhielt also die reichsten Geschenke und schickte sie in Kisten nach Hause. Wer will ihm daraus einen Vorwurf machen? Ich aber will auch keinen hören. Wer die Höflichkeit unsrer Soldaten gegen die Franzosen gerade jetzt sieht, wo diese Kerls glauben, ihren ganzen Hochmut zeigen zu dürfen, wird sehr hoch von ihnen denken. Es gehört die ganze Kultur unsrer Nation dazu, um ihnen gegenüber Mensch zu bleiben, und ihre Art der Kriegführung hat zuerst in unsern Truppen niedrige Leidenschaften entfesselt. Der Eigentumsbegriff schwindet notgedrungen in jedem Kriege, aber er findet sich auch in geordneten Verhältnissen wieder ein. Ich selbst kann nicht leugnen, daß ich über den Besitz der Franzosen mit kaltem Blute verfüge, als ob er uns gehörte. Wer sich auf diesem Wege bereichert, thut unrecht, denn die Werte gehören dem Staat; aber es ist Pflicht, die Kerls arm zu machen.

Hans Bendemann hat unser und das Mecklenburger Kreuz bekommen und ist Fähnrich geworden. Er ist munter und strahlt.

Heut wird Belfort übergeben; gestern ist der Waffenstillstand verlängert worden. Die neugewählten Leute sind durchgängig monarchisch und für den Frieden à tout prix, man rechnet auf höchstens 150 Republikaner. Ich rechne, daß der König zur Reichstagseröffnung zu Haus ist."

*

Versailles, 18. 2. 71.

„Ich will doch noch zur Befriedigung der Neugierde meiner Kinder erzählen, wie es mit dem vielen Gelde herging. Also zuerst zahlten die Franzosen die ganze Summe in Bankbillets von 1000 Franken. Die Zählung wurde von 20 Zahlmeistern besorgt und dauerte fünf Stunden. An drei Tagen wurden dann 20 Millionen in Silber umgewechselt. Hierbei wurden immer nur einzelne Säcke gezählt, andre gewogen, die Masse auf Treu und Glauben der französischen Siegel übernommen und doch täglich sechs Stunden auf das Geschäft verwendet. Morgen zahlen sie noch 30 Millionen in Gold. Das Geld ist übrigens nicht in meine Kasse, sondern in die Corps-Kriegskasse XI. Armee-Corps geflossen, die es sofort weiter zu verteilen hat.

Die eigentlichen Zahlungen werden wohl durch Wechsel in der Heimat erfolgen. Wie viel es wird, darüber zerbrechen sich die Menschen die Köpfe, aber so hoch wie die Zeitungen fordern, kann es nicht steigen, denn so viel haben die Franzosen nicht. Der Krieg hat alle disponibeln Mittel vernichtet, und es müssen erst neue Werte geschaffen werden, ehe gezahlt werden kann.

Ich habe gestern bei Bismarck gegessen; wir saßen zuletzt, Bismarck, Treskow und ich allein, und er besprach die Friedensbedingungen, klar, überlegen, unbestechlich wie immer. Ganz neue Fragen tauchen auf, z. B. über den Rücktransport der Armee. Hier steht alles durcheinander gewürfelt; welche Truppen im Elsaß bleiben sollen, welche zur Occupation, steht zur Entscheidung, und dazwischen muß doch immer die Eventualität des Wiederbeginns der Feindseligkeiten in Betracht gezogen werden. Ich fürchte, unser großer Generalstab wird

diese Aufgabe nicht so glatt lösen wie den Hertransport, weil alles zu sehr nach Hause drängt. Man muß das mit anhören, wie jeder einzelne sich hier für abkömmlich hält; ich bin der Ansicht, daß, wenn der König geht und die Prinzen, Moltke als Oberkommandierender hier bleiben muß, um die Geschäfte abzuwickeln.

Was aus mir wird, weiß ich nicht, aber das Elsässer Gouvernement bekomme ich nicht. Die Arbeit, jeden einzelnen im Frieden wieder richtig unterzubringen, ruht wie eine Felsenlast auf Treskow. Das bequemste ist natürlich, jeden auf seinen alten Platz zurückzuschicken, und so wird es auch wohl ungefähr werden. Alle die Verabschiedeten, die reaktiviert wurden, hoffen auch wieder in der Armee zu bleiben; das wäre ein schöner Unsinn, dann kämen wir veraltet nach Hause anstatt verjüngt. Zu den extraordinären Avancements an einzelne hervorstechende Offiziere scheint man sich nicht entschließen zu können.

An Gustav v. Rosenstiel, Gorgast.

Versailles, 18. 2. 71.

„Viel angenehmer und erwärmender wie das Nachzählen der 200 Millionen und wie Bleichroeders Entzücken über die Rothschildschen Wechsel ist es mir, wenn ich von Bismarck nach Tische große Politik höre. Es war ein Meisterstück von ihm, daß er von dem Tage an, wo Favre anfing zu verhandeln, diesen zu stützen und zu heben suchte, um das bestehende Gouvernement zu festigen. Es gelang, Favre wurde eine Macht, Gambetta fiel daran, und wir haben jetzt die Nationalversammlung, die ein großes Maul hat, aber so gut zusammengesetzt ist, daß der Friede gesichert erscheint.

Wir sollen gute Grenzen und viel Geld bekommen, auch nach Paris einrücken. Im übrigen sind wir großartig, und es ist uns gleichgültig, welche Regierungsform entsteht. Ich würde die Republik für das Wünschenswerteste erachten, weil sie jede wirkliche Festigung hintanhält. Von andrer Seite wünscht man mehr, Napoleon kehrte zurück, denn er versteht am besten die Franzosen kurz zu halten und müßte uns ein treuer Bundesgenosse sein. Ich glaube aber nicht an seine Kraft, er ist alt und abgenutzt.

Nach allem, was die Franzosen selbst erzählen, sehe ich überhaupt nicht ab, wie sich eine Regierung halten soll. Paris steht in voller Anarchie, die Massen werden vom Staat gefuttert und denken nicht an Arbeiten. Gestern war ein Baumeister aus Paris hier; er sagte, er habe für acht Franken Tagelohn keinen Arbeiter bekommen können.

In den allernächsten Tagen sollen die Grundlagen des Friedens festgestellt und dann der Waffenstillstand abgeschlossen werden, der den Anfang des Friedens bildet. Einigt man sich nicht, so beginnt der Krieg am 24. wieder. Sie können sich denken, wie in solcher Lage die leitenden Geister angeregt sind, und daß ich das Glück habe, mit diesen augenblicklich in näherem Verkehr zu stehen, genügt schon die hiesige Existenz angenehm zu machen.

Dazu tritt dann freilich noch der Reiz der Gegend und das prachtvolle Wetter. Das Frühjahr erwacht, wir haben schon eine Reihe von Tagen über

Mittag 15 Grad im Schatten, und es ist ein wahrer Hochgenuß, die Luft zu atmen. Frankreich ist ein schönes und reiches Land, es wird rasch die Folgen des Krieges überwinden, wenn das Volk nur in sich wieder zu Kräften kommt. Aber es giebt Stadien, wo das Fallen leichter ist wie das Aufstehen."

An meine Frau.

Versailles, 19. 2. 71.

„Die Welt hat mich belagert, und ich habe pour comble de plaisir auch noch eine Stunde sitzen müssen, um mein Konterfei für ein Bild herzugeben. Es sieht genau aus wie der österreichische Kriegsminister und ist also ungeheuer ähnlich."

*

Versailles, 22. 2. 71.

„Thiers ist hier; der Waffenstillstand ist um zwei Tage verlängert und damit ausgesprochen, daß der Friede nahe bevorsteht. Thiers mußte seine 15 Ratgeber erst abwarten, ehe er sich zur Nachgiebigkeit entschließen konnte.

Wie sich dann die Sachen gestalten, hängt zu sehr von den Friedensverhandlungen ab. Die nächsten Tage werden reich an Entscheidungen sein, aber gerade jetzt hört man nichts vorher. In der Zeit der Entscheidung verstummt Bismarck immer, so viel er auch sonst spricht. Thiers soll sehr klein sein, hat das Gefühl, nichts hinter sich zu haben, und sucht Bundesgenossen. Bismarck hat aber alle Diplomaten von hier entfernt, und so fehlt ihm jede Anlehnung. Auch Napoleon soll einen Abgesandten hier haben, um sich eventuell einschieben zu können. Thiers wird nun heut in geheimer Audienz, die ihm gewährt wurde, an das Herz des Königs appellieren; ich hoffe, Bismarck steht hinter der Gardine, sonst wird der alte Herr am Ende noch weich.

Ich fahre nachher mit dem Kronprinzen nach St. Germain, nachdem er Thiers empfangen hat; er will mich wahrscheinlich darüber sprechen.

Heut habe ich mich dreimal photographieren lassen müssen, für ein Bild, das Fürst Pleß bestellt hat, und dann für das Album des Königs.

Jetzt sitzt Karl Münchhausen bei mir, der Dich herzlich grüßen läßt, auch Botho Wussow war mehrfach hier."

*

Versailles, 23. 2. 71.

Wir stehen voll in dem Kampfe um den Frieden, der schließlich ein Handel ist wie jeder andre; man fordert viel, um nachgeben zu können. Wir fordern sechs Milliarden und Metz und werden wohl schließlich mit vier Milliarden ohne Metz, wogegen wir Luxemburg erhalten, zufrieden sein.

Gestern also ist Thiers vom König und Kronprinzen empfangen worden; er thut furchtbar bescheiden, wirft die ganze Schuld des Krieges auf Napoleon und bittet um Schonung für Frankreich. Beide Herren haben den Wunsch nach Frieden ausgesprochen, ihn aber mit allem Detail der Verhandlung an den Grafen Bismarck verwiesen. Die große Frage des Einrückens in Paris hat

Thiers auch erwähnt, nicht als an sich schwer, sondern nur als ‚agaçante‘ für die Pariser und als einen Gegenstand der Furcht für den Besitzenden, denn wir würden im Fall eines Exzesses die Reichen für die zuchtlosen Banden zahlen lassen.

Hätte ich zu entscheiden, so würde ich der Stadt Paris noch 100 Millionen Franken Kontributionen abnehmen und auf das Einrücken verzichten. Denn einmal ist es in dieser Form doch nur eine Form, dann aber grassieren dort mehr Krankheiten, als für unsre Truppen wünschenswert ist; außer den Pocken, an denen die Franzosen viel leiden, weil keine Zwangsimpfung existiert, herrschen infolge des Hungers und der schlechten Nahrung eine Menge epidemischer Krankheiten, und man müßte sich jedenfalls auf die westlichen Teile beschränken.

Der alte Herr kann sich immer noch nicht von seinem Hexenschuß erholen, ist unbehaglich und verdrießlich und kann sich zu nichts entschließen. Bismarck aber macht schon die Sache und hilft dem König gelegentlich mit einem fait accompli über den Berg. Der Kronprinz ist außerordentlich thätig und macht sich geltend.“

*

Versailles, 24. 2. 71.

„Gestern war die Finanzkommission in Paris, um die Geldzahlungen in bestimmte Form zu bringen; heut ist Thiers wieder hier, um wo möglich zum Abschluß zu kommen. Ich gewinne immer mehr die Ueberzeugung, daß wir rasch aus dem Lande kommen werden, rascher, wie es im eignen Interesse der französischen Regierung liegt, die keine Kraft hat gegen all die Schreier und Maulaufsperrer. Sollte es gegen alle Erwartungen doch noch zum Kriege kommen, so kann er nicht lange dauern, denn den Franzosen fehlt alle Möglichkeit des Widerstandes, und Paris würde zunächst leiden.

Ich habe im Generalstab immer die weitgreifenden Pläne für den nächsten Krieg für falsch erklärt; auch Moltke ist davon zurückgekommen. Er hat sich endlich mit Bismarck in näheres Einvernehmen gesetzt, und jetzt kann man erwarten, daß die kriegerischen Maßnahmen mit den politischen Aufgaben übereinstimmen.

Heut waren die verschiedensten Pariser bei mir, auch eine sehr elegante Dame; sie haben alle große Angst vor unserm Einmarsch und meinen, es wäre da wirklich nichts zu holen, es brenne kein Gas, die Theater seien geschlossen u. s. w.

Mit einer besseren Art Dame dinierten wir gestern in St. Germain, einer Gräfin Schlieffen, die mit ihrem Gatten aus purer Unternehmungslust die Reise hierher machte, um ihren Sohn zu sehen.“

*

Versailles, 25. 2. 71.

„Ich kann Dir sagen, daß ich in rosigster Stimmung bin, denn nun kommt’s zum Klappen. Das einzige was mich stört, ist daß wir Belfort nicht behalten können; auch für Kritter thut’s mir leid, der den schönen und einflußreichen Posten wieder verlassen muß.

Wir werden nun am nächsten Montag in Paris einrücken und den diesseitigen Teil besetzen; dann können wir in der Stadt, die so lange von weitem vor uns lag, spazieren gehen und die Denkmäler ansehen. Ich wünschte nur noch, daß man mich zum Gouverneur von Paris machte, so zum Schluß noch ein militärisches Kommando, das fände ich sehr nett."

*

Versailles, 26. 2. 71.

„Heut in der letzten Stunde wird der Präliminarfrieden unterschrieben. Ich habe gestern die interessante Gelegenheit gehabt, eine ganze Weile den Verhandlungen Bismarcks mit Thiers und Favre beizuwohnen. Er war ganz allein und rief mich dazu, um in militärischen Fragen ein Lexikon zur Seite zu haben. Er hat sie ordentlich geschüttelt. Als er gleich beim Anfang mal hinausging, öffnete Thiers das Fenster. Nur um etwas zu sagen, äußerte ich, daß es sehr heiß sei; da rief Thiers: ‚Zumal wenn man so behandelt wird wie wir'.

Die beiden Franzosen waren ungeheuer wortreich und hielten auf jede Bemerkung oder Proposition lange Reden. Endlich sagte Bismarck:

‚Das geht nicht, damit kommen wir nicht vom Fleck. Ich muß Sie bitten, mir mit einfachen Gegenpropositionen zu antworten.'

Thiers: ‚Aber man muß sie doch begründen.'

Bismarck: ‚Nein, das müssen Sie mir schon zutrauen, daß ich die Gründe selbst erkenne. Ueberhaupt muß ich Sie ersuchen, Ihre Worte mehr in der Gewalt zu haben und sich verletzender Reden zu enthalten. Sie sind die Herren von Frankreich und ganz unumschränkt. Ich dagegen bin an meine Instruktionen gebunden, an Ihnen also ist es, milder zu sein, während ich genötigt bin, die Befehle meines Machtgebers strikte zu erfüllen. Sie wissen, daß wir Montag zu schießen anfangen, wenn wir bis dahin nicht fertig sind, und diese Sprache werden Sie wohl verstehen. Wir sitzen heut schon sieben Stunden und werden nicht fertig, das verträgt meine Gesundheit nicht.' —

Die Franzosen wurden dieser Philippika gegenüber ganz klein, und Thiers rief ein über das andre Mal: ‚Mais mon comte, mais mon comte!' — Endlich erklärten sie, sie könnten nicht mehr, und fuhren nach Haus. Heut sind sie wieder da und haben, wie mir mitgeteilt wird, die Absicht, zu unterschreiben.

Die armen Leute kommen nicht zum Abschluß, weil Bismarck immer mehr Spezialitäten in den Präliminarvertrag bringt; er will mit den Franzosen ganz auseinander sein, ehe andre das Recht haben, die Nase hineinzustecken, und es wird ihm auch gelingen. Diese langen Kämpfe ganz allein müssen kolossale Kräfte in Anspruch nehmen, und er wird sich wieder krank machen; es ist aber sicher, daß er allein besser durchkommt.

Ich hoffe, mit dem königlichen Hauptquartier hier frei zu werden und mit dem König Anfang März die Heimreise anzutreten. Wie wird die Ministerialarbeit schmecken? — Heut springen die Wasser zu Ehren des Königs von Württemberg."

*

Versailles, 1. 3. 71.

„Es gab so viel Arbeit, daß ich Dir seit drei Tagen nicht schreiben konnte; nun aber muß ich Dir melden, daß ich soeben aus Paris zurückkehre.

Am frühen Morgen sah es aus, als würden wir schlechtes Wetter bekommen; je höher der Tag aber stieg, um so glänzender kam die Sonne zum Durchbruch und bestrahlte unsern Ritt durch die Stadt. Schade, daß es nicht schon grün ist, sonst hätten wir Paris nicht prächtiger sehen können. Die Beschreibung der Parade überlasse ich den Zeitungen. Longchamps ist einer der schönsten Plätze der Welt für solche Zwecke, aber es war doch ein eigentümlicher Genuß, denn die Zuschauer fehlten gänzlich; was auf dem Platz war, gehörte der Armee an. Trotzdem war alles sehr angenehm angeregt, auch der König ungemein heiter und teilte gnädige Worte und Blicke nach allen Seiten aus. Er ritt aber nicht mit nach Paris hinein.

Wir, d. h. mein Haus, meine Beamten, Fürst Pleß und Graf Maltzahn, dirigierten uns aber zunächst nach dem Bois de Boulogne; noch kahl und innerlich devastiert, der zoologische Garten ganz leer ausgegessen, jenseits eine Menge Bäume gefällt, aber trotz allem schön und ziemlich groß, denn erst nach einem tüchtigen Trabe erreichten wir die jenseitige Grenze und endlich das Thor im Erdwall, das nur eben geöffnet war. Wir kamen in die Avenue de l'Impératrice, vornehme, elegante Häuser, nur hier und da ein Mensch, hinter den Gardinen und Jalousien stand unser Publikum versteckt. Ich bemerke, daß unsre Gruppe allein ritt. Am Arc de Triomphe hatte man abermals einen großen Erdwall durchbrochen, und von hier an, wo die eigentliche Stadt beginnt, fing es an, recht lebhaft auf den Straßen zu werden; anscheinend nur Proletariat, dies aber zu Tausenden, stellenweise pfeifend und johlend, auch uns umringend.

Es war manchmal nicht ganz behaglich, wir thaten aber, als nähmen wir keine Notiz von ihnen, und damit beruhigten sie sich. Die Langeweile der Erwartung lag auf den Massen, ehe die Truppen kamen, und das brachte einzelne Ungezogenheiten zum Ausbruch, sonst war es ganz harmlos. Auf der Place de la Concorde waren die Statuen der großen Städte, die den Platz schmücken, schwarz verschleiert. Straßburg ganz verhangen. Wir schwenkten nun rechts nach der Seine; hier war es leidlich einsam, die Massen hatten sich am andern Ufer gesammelt, um uns zu beobachten und namentlich die Lager der Truppen auf den großen Plätzen.

Ein prächtiger Anblick bot sich vom Trocadero, einem dem Champ de Mars gegenüberliegenden erhöhten freien Platz. Hier lagerten unsre Regimenter, die Musik spielte, und das Volk amüsierte sich. Wir hatten unsre Wagen hierher bestellt, und diese waren schon vor den Truppen da gewesen. Man hatte sie angestaunt, aber ganz unbehelligt gelassen, kurz, die Bevölkerung blieb trotz aller Dummheiten ganz ruhig. Aber sie langweilen sich und arbeiten nicht, und da die Regierung dumm genug ist, unsre Kraft nicht dazu zu benutzen, diese Bande niederzuwerfen durch eine wirkliche Occupation von Paris, sondern ihnen um-

gekehrt für alles Nichtsthun noch Tagelohn und Nahrung giebt, so ist es ganz klar, daß das nur sehr übel endigen kann.“

*

Versailles, 2. 3. 71.

„Also der Präliminarfrieden ist unterschrieben; die Garde rückt morgen nicht in Paris ein; wir räumen das linke Seineufer, Versailles wird frei, und wir könnten ohne allen Aufenthalt in die Heimat eilen. Der König wird noch mehrere Zwischenquartiere nehmen, Truppen sehen, Paraden abhalten, wird aber spätestens zum 18. in Berlin sein, da der Reichstag am 20. eröffnet wird; das giebt also den äußersten Termin. Ich dränge nach Kräften, damit meinerseits allen Ansprüchen genügt ist, wenn zum Abschied geblasen wird.

Heut war der Chef des Generalstabs der französischen Armee bei mir mit dem Generalintendanten. Mit dem letzteren ist ganz gut zu verhandeln, denn er ist wenigstens klar und sich seiner Aufgabe bewußt. Aber es ist jämmerlich, wie sich alle diese Menschen davor herumdrücken, die kleinste Verantwortung zu übernehmen; sie haben für nichts Mut und decken sich immer mit dem Minister. Eine Ahnung von unsrer Sprache hat natürlich keiner, und ich muß den ganzen Tag französisch sprechen.

Zwischendurch sind wir nochmals in Paris gewesen; unser Stadtteil war überschwemmt von Soldaten, und Paris hatte sich eben dahin ergossen, so daß die Champs Elysées ein einziges sehr friedlich wogendes Menschenmeer bildeten, allerdings in zwei vollständig voneinander geschiedenen Strömen der Franzosen und der Deutschen. Eine Berührung erlaubt der Plebs nicht, außer mit den Augen. Heut abend ist großer Zapfenstreich; ich bin neugierig, ob alles ruhig verlaufen wird.“

*

Versailles, 6. 3. 71.

„Ich bin jetzt den ganzen lieben Tag im Getriebe. Die Franzosen wollen nicht wie sie sollen, und müssen deshalb gezwiebelt werden. Wenn ich nun so den ganzen Tag verhandelt und mich in fremder Zunge gequält habe, so bin ich abends ganz elend. Heut morgen haben sie mir nun Ruhe gelassen, aber ich hatte mich für den Nachmittag zum neuen Gefecht vorzubereiten.

Morgen treten wir nun langsam die Heimreise an und kommen zuerst wieder nach Ferrières. Der König wird von dort einige Ausflüge machen; auch ich würde gern Otto Amiens und Rouen zeigen, aber die Franzosen machen mir das Leben zu sauer, und ich werde keine Zeit finden.

Vor zwei Tagen hatte mir der Kronprinz an das Herz gelegt, nunmehr nach dem Kriege zu seiner Person versetzt zu werden. Meine Abneigung gegen den Hofdienst ist und bleibt immer dieselbe, aber es half mir nichts. Nun habe ich ihm gestern noch einmal vorgestellt, wie ich ihm doch sehr viel mehr nützen würde, wenn er mich in einer einflußreichen Stelle au courant der Ereignisse ließe, als wenn ich im Hofdienst ermüdet würde, und hoffe ihn überzeugt zu haben.

Uebrigens habe ich auch bei Tresckow vorgebaut; ich würde das Leben doch nicht lange aushalten.

Der einzige tröstliche Gedanke wäre, daß man auf die Art Zeit gewänne, das Erlebte und die gemachten Erfahrungen zu Papier zu bringen. Namentlich die Resultate in betreff der Verpflegung der Armee sind doch von großem Wert, da sie nur selten von aktiven Soldaten gewonnen werden. Dann aber würde es mich auch reizen, reorganisierend einzugreifen, wozu mir außerhalb des Ministeriums alle Macht fehlt; ich würde der Intendantur zu Leibe gehen müssen und — auch dem Generalstab, und das alles ist wieder in einer Hofstellung, die keine Gewalt giebt, ganz ausgeschlossen.

Gestern habe ich viel an Max gedacht; sonst war sein Geburtstag ein Freudenfest in der Familie, heut ist er der ewigen Ruhe heimgegeben. Friede seiner Asche.

Ich muß Dir noch erzählen, daß ich heut bei meinen Verhandlungen für die Feststellung des Lebens der Occupationsarmee mit einem höheren französischen Eisenbahnbeamten zu thun hatte, der von Geburt ein Deutscher ist. Der sagte mir: ‚Wenn Sie glauben, daß ein Franzose sich für besiegt hält, so irren Sie sich. Das geht gegen den Verstand des Gebildeten wie des Volkes, und Sie werden bestenfalls durch Gewalt Gehorsam finden.“

*

Ferrières, 10. 3. 71.

„Ich fürchte, daß uns zum Schluß noch Arges droht. Der König ist krank geworden, und das macht mich immer besorgt. Vorläufig sind seine Reisen abgesagt und weitere Bestimmungen vorbehalten. Ich war im ganzen Feldzuge noch nicht so schlecht untergebracht wie hier. Meine Behausung ist eine Kammer auf dem Boden eines Stallgebäudes, eng, niedrig, Tisch, Stuhl, Bett und elende Waschtoilette von Blech. Ich mußte einen Lakaien hinauswerfen, um unterzukommen, und der Mann ging gern. Hier habe ich gestern von morgens acht bis abends um sieben unausgesetzt mit den Franzosen verhandelt und konnte mir das Vergnügen nicht versagen, die Kommission mit dem Minister des Auswärtigen Jules Favre an der Spitze in dieser Kabuse zu empfangen, anstatt im Rauchzimmer des Schlosses, das mir zur Verfügung stand. Der Hofmarschall des Königs bot mir auch an, für die Herren ein Frühstück aus der königlichen Küche zu servieren, ich zog es aber vor, sie an den Tisch des großen Generalstabs mitzunehmen, der gleich mir im Stall wohnt. Sie sollten doch mal Gelegenheit haben, das Leben des Siegers in der höchsten Instanz kennen zu lernen. Es gab heimischen Schinken und Wurst und sehr mäßigen Wein. Favre und Genossen haben bis zuletzt in Paris gegen uns wie die Fürsten gelebt.

Bei alledem bin ich mit der Arbeit nicht fertig geworden, die Leute sträuben sich im höchsten Maß, und bei ihrer elenden Verwaltung bringen sie nichts zu stande.

Heut sind sie ganz ausgeblieben, und dafür werden sie gestraft, indem wir vorläufig die Räumung des linken Seineufers sistieren, morgen will Favre in

Person wieder kommen. In dieser Richtung ist es ganz gut, daß der König nicht fortgekommen ist; es giebt einen andern Druck, wenn es so aussieht als sei er geblieben, um für weitere militärische Operationen bereit zu sein."

*

Ferrières, 12. 3. 71.

„Nunmehr ist die Abreise festgestellt. Morgen früh geht es von hier nach Nancy, wo der König am 14. bleibt, am 15. Frankfurt, am 16. Weimar und am 17., abends 5 Uhr 15 Minuten sind wir in Berlin. Glücklicherweise ist der König wieder ganz gesund und fühlt sich kräftig genug für die Strapazen dieses Triumphzuges.

Gestern bin ich nun glücklich mit der Konvention fertig geworden; Favre erklärte von vornherein, daß er alles bereits Geforderte zugestehe; dann wurde bis zum Nachmittag noch viel über Kleinigkeiten gestritten, endlich aber der Abschluß erreicht. Jules Favre war vollständig kaput.

Ich bin aufgehalten worden und muß fort nach Lagny zur Unterschrift der Konvention.

Adieu, Gruß und Kuß bis zum frohen Wiedersehen."

Notiz vom Jahre 1884.

Ich hatte durch Kabinettsordre den Auftrag erhalten, in Ausführung der Friedenspräliminarien den Vertrag über den modus vivendi der Occupationsarmee mit der französischen Regierung abzuschließen. Meine Vollmacht enthielt keinerlei Spezialvorschriften oder Beschränkungen.

Der Kanzler war schon während des Beginnes der Verhandlungen abgereist, hatte aber seinen Stellvertreter, den sächsischen Kriegsminister General v. Fabrice mit der Anweisung versehen, den von mir abzuschließenden Vertrag vor der Vollziehung ihm zur Genehmigung vorzulegen.

Die wichtigste Frage war, wie die von den Franzosen für die Unterhaltung unsrer Armee zu leistende Entschädigung zu berechnen sei. Der Kanzler forderte, daß die Franzosen in gewissen Terminen diejenigen Portionen und Rationen bezahlten, die der von uns zu jenen Terminen nachgewiesenen Stärke unsrer Truppen entsprach. — Ich dagegen wollte Normalstärken festsetzen, nach denen von den Franzosen gezahlt werden sollte, gleichgültig, ob wir an den betreffenden Terminen in größerer oder geringerer Zahl im Lande waren. Um meine Berechnung möglichst richtig zu machen, hatte ich mich mit dem Feldmarschall Moltke über die Stärke der Armeen zu gewissen Zeitpunkten in Uebereinstimmung gesetzt, und zwar hatten wir als Durchschnittsstärke der binnen vier Wochen durch Abmarsch in die Heimat sich vermindernden Truppen 500 000 Mann und 150 000 Pferde normiert, während wir zurzeit 800 000 Köpfe stark waren. Ich wurde für mein Verfahren geleitet durch die Erfahrungen, die wir 1866 nach Abschluß des Präliminarfriedens in Böhmen und in Mähren gemacht hatten. In Mähren hatte man gehandelt, so wie es der Kanzler jetzt wollte; nach dem böhmischen

Muster wollte ich verfahren; denn in Böhmen waren die Truppen dabei reichlich verpflegt worden, und das Gouvernement lieferte bei seiner Auflösung noch große Kassenbestände an das Kriegsministerium ab. In Mähren aber wurden unsre Angaben über die Truppenstärken von den Oesterreichern unausgesetzt beanstandet, die Zahlungen bis zur Feststellung hinausgeschoben, die Truppen mußten sich selbst beköstigen, und schließlich hatten wir noch eine halbe Million Gulden zu fordern, die wir niemals bekommen haben.

Die von Fabrice gesprächsweise gestellten Fragen über meine Absichten hatte ich ihm beantwortet, als ich aber durch ihn die Aufforderung des Kanzlers erhielt, nach seiner Ansicht den ganzen Vertrag zu ändern, berief ich mich auf meine Vollmacht, die mich selbstständig stellte, schloß mit Favre ab und schickte den fertigen Vertrag an Fabrice. Der Kaiser vollzog die von mir zur Ausführung vorgelegten Ordres, und der Kanzler stand vor einem fait accompli. Er hat mir das nie vergessen, und als ich im Jahre 1876 als Minister mit ihm in einen größeren Konflikt geriet, griff er auf diese Sache zurück und forderte das Reichsjustizamt auf, die Anklage gegen mich zu formulieren, weil ich durch den Vertrag von Ferrières mit Bewußtsein und gegen seine ganz bestimmten Instruktionen die Interessen des Reiches geschädigt hätte. Die Anklage wurde nur durch den Umstand hinfällig, daß der Vertrag von Ferrières in das Frankfurter Friedensinstrument Aufnahme und somit des Kanzlers Zustimmung gefunden hatte.

Sachlich aber war gegen die Anklage zu sagen, daß bei der sehr reichlichen Verpflegung von Offizier und Mann, deren sich unsre Occupationsarmee in Frankreich zu erfreuen hatte, schließlich noch an 40 Millionen Mark Ersparnisse aus den Verpflegungsgeldern am Schlusse der Occupation an das Reich abgeführt worden sind.

An Gustav Freytag.

Berlin, 19. 3. 71.

„Ich bin in der Heimat bei Weib und Kind, — ein glücklicher Mann. Wir haben im Eisenbahnwagen einen Triumphzug durch Deutschland gemacht, dessen eigentümliche begeisternde Wirkung mit nichts vergleichbar ist, was das Leben bisher gab. Zwar die ersten Begrüßungen, die das neue Deutschland entgegenbrachte, als wir — von Pont à Mousson kommend — bei Pagny die deutsche Grenze überschritten, waren nicht übermäßig erhebend.

Da stand Präsident v. Kühlwetter in großer Uniform; dahinter zwei seiner Trabanten, ähnlich geschmückt; und 20 Mann Landwehr bildeten die Leibgarde und den Chorus für die Rede und das Hoch, das der Präsident im Namen der neuen Lande huldigend darbrachte. Im Hintergrunde schlichen einige Bewohner im schmutzigen Gewande ohne Ahnung des großen Aktes, der vor sich ging. Dabei regnete und schneite es, und das neue Deutschland sah sehr traurig aus. Uns aber stand das Wiedersehen des Vaterlandes bevor, und die Heimat lachte uns entgegen; es war ein volles und reines Entzücken, da wir die Grenze bei Saarbrücken überschritten. Das Herz ging einem auf bei der Wärme der

Begrüßung, und von jetzt begann ein Fest der Heimkehr, viel schöner und erhebender als im Jahre 1866; die gethane Arbeit war auch schwerer und gründlicher gewesen, die Resultate reinlicher.

Welche Reden der neue Kaiser überall gehalten, das haben Sie in den Zeitungen gelesen, was aber kein Blatt verkünden kann, das ist der Ausdruck, die stille, ergreifende Sprache in den Gesichtern der tausend und abertausend Menschen, die überall am Wege standen, jeder voll von Hingabe und Dankbarkeit in Auge und Zügen. Den Kaiser suchte jeder, und wenn er erkannt, dann wiesen sie mit den Händen nach ihm und riefen ihr Hurra freudestrahlend und mit feuchtem Blick und grüßten mit den Tüchern. Und das wiederholte sich an jedem Haltepunkt, auf jeder Station; überall dieselben Grüße, und gerade in ihrer endlosen Wiederholung ganz unbeschreiblich ergreifend.

Auch traurige Eindrücke blieben nicht aus. Schwarze Gestalten in der Menge oder an den Fenstern verdeckten das Antlitz, wenn der Freudenruf um sie erscholl. Da trat denn auch das Gräßliche, was man im Feldzuge erlebt, vor die Seele, alles das Gemeine und Scheußliche, das Drückende und Traurige, was der Krieg mit sich bringt.

So fuhren wir zwei Tage durch das Vaterland, im Triumphzug, wie man ihn sich nicht großartiger denken kann. Freilich lebt man nicht von Begeisterung allein, und es war sehr unbequem, daß auf den Bahnhöfen die jubelnde Menge uns als undurchdringliche Mauer von allem Eß- und Trinkbaren trennte, und die dem Kaiser und Kronprinzen kredenzten Becher trugen nicht dazu bei, unsern Durst zu stillen. Doch alles war vergessen, als man endlich Frau und Kinder umarmte, und das langentbehrte Haus, das Daheim in der ganzen Fülle seiner Wonne uns umfing. Aller Siegerstolz, alle Erfolge und Ehren sind wenig gegen das Glück, nach solcher Trennung sich unter den Seinen als stiller, zufriedener Mensch zu fühlen."

Das Oberkommando konnte sich nicht auflösen, solange unsre Armeen noch in Frankreich standen. Meine Thätigkeit war daher vorderhand bestimmt, und ich erhielt mein Bureau im Gebäude des Großen Generalstabes.

An Gustav Freytag.

Berlin, 2. 4. 71.

„Es war nicht meine Absicht, daß Sie den Inhalt meines neulichen Schreibens veröffentlichen sollten. Ich hatte sehr flüchtig geschrieben, und jedenfalls fehlte der Schluß. Ihre Bearbeitung aber gleicht alles aus, und so will ich Ihnen noch mehr Material zur Behandlung der militärisch-politischen Fragen geben, denn Sie müssen sich doch demnächst über die Pariser Angelegenheiten auslassen.

Roggenbach hatte im November v. J. den Vorschlag gemacht, Paris zu nehmen und seine ganzen Schätze als Pfand für die Kriegszahlungen mit Beschlag zu belegen. Diese Idee taucht jetzt wieder auf, wo man die Möglichkeit

erwägt, in Paris einzudringen, um Thiers und seine Regierung zu stützen. Ich kann es aber nicht gut heißen, irgend eine französische Regierung zu stützen. Die Verhältnisse sind derartige, daß sie nur durch die Gewalt eines militärischen Machthabers in Ordnung gehalten werden können, ein solcher aber kann heute nicht erstehen. Das moralische Element ist derart verschwunden, daß selbst heute ein jeder Franzose seine öffentliche Stelle nur als Quelle ansieht, um Geld daraus zu machen.

Nur Thiers und Favre sind hier auszunehmen.

Thiers ist klug und hat Pflichtgefühl. Er erkennt alle Schwächen voll; er sieht, daß nirgends ein gesundes Fundament ist, um darauf ein neues Staatsgebäude zu errichten, aber er wirft die Flinte nicht ins Korn und läßt kein Mittel unversucht, zu helfen und zu bessern. Dabei hilft ihm seine große Eitelkeit; er glaubt an sich und seine staatsmännischen Fähigkeiten. Er sieht aus wie ein sehr beschäftigter Arzt der vornehmen Welt; gute Toilette, glatte Formen, gefällige Worte, hier und da eine gewisse Schärfe und manchmal ein feiner Witz. Und wenn sein Kranker unrettbar dem Tode verfallen ist, so hat er immer noch ein Mittel und schiebt das Sterben durch seine Kunst hinaus. Von Operationen, bei denen ihm der Patient unter den Händen sterben könnte, ist er kein Freund, das überläßt er andern.

Jules Favre ist Advokat vom Kopf bis zur Zehe, eine derbe, untersetzte Gestalt, hat sein Leben lang wacker gearbeitet und verdankt alles, was er besitzt, sich selbst. Jetzt wendet er alle Künste und Kniffe an, um den vorliegenden Prozeß zu gewinnen, denn er hat keine Neigung, das Schicksal seines Klienten zu teilen, falls dieser an den Galgen kommt; aber er wird auch nicht versuchen, beim Kauf oder Verkauf des Stricks noch einen Handel zu machen, wie sonst wohl seine Ministerkollegen älterer und neuerer Edition.

Die Machthaber der Kommune können viel frischer an ihr Werk gehen, denn ihre ganze Existenz liegt in der Zukunft; sie wollen gewinnen. Man könnte fast behaupten, daß aus diesem inneren Grunde die Kommune stärker ist wie die Regierung, aber es ist nicht außer acht zu lassen, daß in Versailles die größeren Kräfte noch hinter den Kulissen arbeiten. Thiers und Favre sind nur Puppen; die Kräfte bilden auch hier die vorwärtsstrebenden Elemente der Bourbons, der Orleans, Louis Napoleons und mit allen dreien die Geistlichkeit und endlich irgend ein oder gar mehrere Generale. Alle diese Elemente arbeiten zurzeit mit vereinten Kräften an der Formation einer Armee zur Niederwerfung von Paris. Die besten militärischen Kräfte sammeln sich gegen die Kommune, an deren endlicher Niederlage nicht zu zweifeln ist. Was aber dann? — Die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der siegreiche General entscheidet, welches der oben genannten Elemente zur Regierung kommen soll. — Auch Thiers scheint dieser Ansicht zu sein. Republiken, deren Bürger sich befehden, verfallen immer der Tyrannei ihrer Generale; deshalb nennt auch jeder Tag einen andern General als Führer der Armee von Versailles. Nach den neuesten Nachrichten ist Mac Mahon berufen, der angesehenste und geachtetste der Napoleonischen

Generale, aber wie allgemein bekannt, Legitimist und sehr guter Katholik. Diese Parteien hatten sich bei Beginn des Krieges geeinigt, ihm durch Nationalsubskription gleich nach dem siegreichen Kriege ein Denkmal zu setzen. Vielleicht war er schon damals zur Fahne gegen Napoleon bestimmt. Würde er aber noch heute der Mann dazu sein? — Kann er, dessen Armee durch seine Schuld so vollständig geschlagen, und der die militärische Verantwortung für Sedan trägt, die Kraft und Elastizität haben, ein ganzes Volk um sich zu scharen? — Es erscheint unmöglich; und wenn er als Sieger in Paris einzieht, so wird er nicht im stande sein, die widerstrebenden Elemente, die er vereint geführt, weiter zusammenzuhalten. —

Doch es ist ein gefährliches Ding, den Gang der Geschichte vorherzusagen.

Inzwischen ist Ihr letzter Brief ohne Datum eingegangen; schönen Dank. Ich weiß noch nicht, was aus mir wird; solange wir mit großen Armeen in Frankreich stehen, so lange muß ich die Verpflegung leiten und bin frei von dem Aktenstaub des Ministeriums."

♦

Berlin, 10. 4. 71.

„Eben empfange ich Ihren Brief vom achten und beantworte sofort Ihre Fragen:

1. Zurzeit steht noch die ganze Armee in Frankreich; nur die Landwehr ist nach Haus gegangen, und die Besatzung von Elsaß-Lothringen sowie die badische Division, zusammen ungefähr 600 000 Mann. Diese Massen wären schon vermindert worden, wenn nicht die Pariser Revolution die ganze Lage zu unsicher machte. Die Franzosen bezahlen bis zur Ratifizierung des Friedens für 500 000 Mann und 150 000 Pferde die Verpflegung; nach Zahlung der ersten halben Milliarde für 150 000 Mann, nach der zweiten für 120 000, nach der dritten für 80 000 und nach der vierten halben Milliarde für 50 000 Mann, die dann bis zur vollen Bezahlung in den sechs östlichen Departements stehen bleiben.

2. Die Verpflegung wird jetzt, wie früher, von der deutschen Verwaltung geliefert, aber genau nach den Bestimmungen des Kriegsverpflegungsreglements. Es wird nicht mehr aus Requisitionen geschöpft, sondern aus den Magazinen geliefert. Außerdem bekommt der gemeine Mann eine Zulage von $2^1/_2$ Silbergroschen, Unteroffiziere doppelte Löhnung, Offiziere täglich 5 Franken. Es ist noch nie so viel Geld in der preußischen Armee verausgabt worden; man ist eben verwöhnt, das ist alles, was man sagen kann. Sind die Lieferungen schlecht, so sind die Truppen schuld, sie brauchen schlechte Ware nicht anzunehmen.

3. Wenn nun weiter darüber geklagt wird, daß man jetzt exerzieren muß, so ist das nur die Stimme der Faulheit und des Unverstandes. Der lange Krieg hat nichts so sehr gelockert wie die Disciplin, und es bedarf großer Konsequenz, um sie wieder straff zu machen. Das beste Mittel ist der Drill, in

dem jedes Glied, jede Muskel und jeder Pulsschlag sich dem Willen des Vorgesetzten auf Kommando hingeben muß. Er ist das Hauptelement der preußischen Siege und der Zuverlässigkeit im Feuer. Sollen wir also sicher sein daß unsre Armee, falls die Franzosen neu anfangen, dem Feinde wieder ruhig ins Auge schaut, so müssen wir tüchtig im Detail exerzieren; daran ist nicht zu drehen und zu deuteln.

Es ist eine andre Frage, weshalb wir noch so ungeheure Massen in Feindesland lassen. Als wir auszogen, das mächtige Frankreich in der Fülle seiner Kraft zu bekriegen, da zählten unsre Armeen gegen 500 000 Mann. Jetzt, da alle französischen Armeen verschwunden, wo das Land sich im Bürgerkriege zerfleischt, sollten wir 100 000 Mann mehr brauchen? Sollte die Politik den militärischen Kräften neue Aufgaben gestellt haben, die den Abmarsch von Truppen unzulässig machen?

Fürst Bismarck hat im Reichstage gesagt: ‚Wir müssen die Entwicklung der Ereignisse noch eine kurze Zeit hindurch abwarten. Sollten aber die Interessen Deutschlands durch weitere Enthaltung gefährdet werden, d. h. namentlich die Ergebnisse des Präliminarfriedens in Frage gestellt werden, so werden wir mit derselben Entschlossenheit, mit der wir bisher gehandelt haben, das Nachspiel dieses Krieges zu Ende führen.‘

Das wird wohl den Schlüssel zur Sache geben.

Ich habe neulich bei Roggenbach mit einem Staatsrat Gelzer gegessen, der mir durch allerhand Kenntnisse wohlgefiel. Roggenbach sehe ich sonst selten, er ist zu beschäftigt mit der Kammer, seinen Parteigenossen und namentlich mit dem sich entwickelnden katholischen Konflikt. Er ist von Baden her für dergleichen interessiert und möchte eigentlich, daß der Staat sich dabei beteiligt. Ich denke, das wäre ein Fehler.“

*

Berlin, 8. 5. 71.

„Ich habe mich sehr gefreut, durch Crowes zu erfahren, daß es Ihnen wieder gut geht. Jetzt denken auch wir ans Impfen; hätten Sie doch diese Vorsichtsmaßregel gebraucht!

Die ganze Welt sieht starren Blicks auf Paris. Der dortige Kampf ist von ungeheuerster sozialer Bedeutung, und jedes Land und Volk, am meisten aber wir, ist an dem Ausgang direkt beteiligt. Sind wir schon Zeugen der endlichen Auflösung, oder wird Lebenstrieb und -kraft siegen? Es scheint, der Eiter fängt an sehr übel zu riechen, und das würde nicht auf Heilung deuten. Der alte Doktor Thiers schreibt zwar stets das Gegenteil; er spricht von dem Elan, den seine Reizmittel zu Tage bringen, aber niemand spürt etwas davon. Wie lange er noch auf seinem Platz bleiben wird, steht dahin; es wird wohl von Rouher gesprochen, der allen ruhebedürftigen Franzosen im günstigsten Lichte erscheint. Man denkt gern an die geschickte Art, mit der er seinerzeit die Kammern leitete, an die Sicherheit, die er allen oppositionellen Geistern gegen-

über zeigte, an sein inniges Verhältnis zur katholischen Hierarchie. Wenn er aber wieder obenauf kommt, so wird sein alter Herr und Meister sich wohl auch bald wieder einfinden, und den zu rufen, schämen sie sich doch."

*

Berlin, 16. 5. 71.

„Ich werde in den nächsten Tagen nach Frankreich gehen müssen. Die Klagen unsrer Truppen über mangelnde Verpflegung verstummen nicht, und so soll ich die occupierten Provinzen bereisen und nach dem Rechten sehen. Die Frage ist hier erst akut geworden, als auch von der Garde Beschwerden kamen. Nun soll mit aller Macht abgeholfen werden. Ich gehe über Straßburg, Nancy, Dijon bis vor Paris, und denke manche interessante Beobachtung einzuheimsen.

Leben Sie wohl und halten Sie uns Ihrer Frau Gemahlin bestens empfohlen."

Ihr v. St.

An meine Frau.

Dijon, 26. 5. 71.

„Da bin ich wieder in Frankreichs schönsten Gefilden, habe die Arbeit hinter mir und denke Dein.

Bis Frankfurt ging es mit aller Geschwindigkeit; von da ab aber näherte man sich entschieden der Armee, und es traten Hindernisse und Stockungen ein, man kam überall zu spät und bekam nichts zu essen. Um 12 Uhr nachts kam ich endlich in Nancy an, fand einen gut vorbereiteten Empfang und erholte mich.

Andern Morgens lag ich noch im Bett, als man bei mir eindrang, um Neuigkeiten zu erfahren. Ein jeder glaubt, ich brächte ihm persönlich die Ordre mit, nach Haus zu kommen. Dann gab es heiße Arbeit. Abends um 7 war bei Bitter feierliches Diner, dann kam noch der alte Zastrow, und es gelang mir erst nach 11, mich loszureißen, denn ich mußte schon morgens 5 Uhr weiter fahren.

Hier kam ich dann nachmittags 6 Uhr bei großer Hitze an. Alle Felder stehen in üppigster Frucht, das Korn bereit, sich zu färben, der Klee in voller Blüte, alle Wasser mit weißen Blumen bedeckt, und sogar meine Freundin, die Saubohne, im Begriff ihre Blüten zu entfalten. Hier in den Straßen sitzen die Marktleute mit großen Körben voller Kirschen, ich hätte die Kinder bei mir haben mögen. Die Gegend ist im ersten Teil hübsch, später nur fruchtbar, Dijon selbst aber liegt schön. Ich soll heute nachmittag in die Details eingeweiht werden.

Ich wurde vom Kommandanten des Hauptquartiers empfangen und sofort zur Tafel befohlen. Manteuffel regiert hier und versteht es sehr wohl, den Grandseigneur zu machen. Er ist voller Gnade, aber durchaus interessant, und es ist ein Vergnügen, mit ihm zu plaudern. Er bestellte mich zu heut früh 8 Uhr und sprach mir zwei Stunden lang über Staat und Kirche und hohe Politik. Er ist brennend ehrgeizig und in steter Konkurrenz mit Bismarck, an

dem er alles tadelt. Er würde aber als Kanzler ein genau so persönliches Regiment führen.

Er sagt, der König würde jeden opfern, um Bismarck nicht zu verlieren, würde diesen aber nach drei Tagen vollständig vergessen haben. Mir macht er die Cour; ich sei der einzige General, der Kriegsminister werden könne u. s. w.

Dann haben wir lange über unsern Freund Hartmann gesprochen. Er hat ihn sehr gern, aber auch er ist der Ansicht, daß Hartmann nicht Truppenkommandeur bleiben kann. Wir wollen sehen, was aus ihm wird.

Schreibe mir nach Metz, wo ich wohl am 2. sein werde, und küsse die Kinder."

*

Metz, 2. 6. 71.

„Von Dijon fuhr ich in einem Tage bis nach Châlons. Die Gegend ist frisch angehaucht von dem Leben der neu arbeitenden Natur; die Menschen geistig erregt durch die Pariser Ereignisse. Die gebildeteren Franzosen haben das Bedürfnis, sich gegen uns auszusprechen, denn untereinander trauen sie sich nicht. Da kommt nun mit jedem neuen Menschen auch eine neue Spannung in das Coupé. Erst ein Legitimist, der mir die Notwendigkeit auseinandersetzt, Graf Chambord sei auf den Thron zu berufen; kaum ist er ausgestiegen, da sitzt ein Mitglied der Kommune mir gegenüber, das flüchtig die deutsche Grenze sucht und auch glücklich erreicht. Dieser fing an zu erzählen, sobald wir allein waren, seine Nerven waren zu sehr gespannt, er mußte sich erleichtern. Er meinte, er habe eine so hohe Achtung vor dem preußischen Offizier gewonnen, daß er das Bedürfnis habe, sich einem solchen ganz zu eröffnen.

Wir saßen vier Stunden allein, und so kannst du dir denken, was der Mann in mich hineingeschüttet hat. Er war entschiedener Idealist und in seiner Aufregung unfähig, zu heucheln; er habe die Kommune verlassen, als man anfing, die Gefangenen zu füsilieren; bis dahin habe die Kommune sich edler gezeigt als die Versailler. Aus der Kommune sei wohl eine bessere Regierung für Frankreich zu entwickeln, ein Orleans würde eine gesunde Unterlage dort finden; aus den Versaillern aber könne nur ein Tyrann hervorgehen. Die Angst und der Ehrgeiz diktiere die Handlungen der Assemblée, und der allgemeine Wunsch nach Ruhe würde den zurückführen, der es zwanzig Jahre verstanden habe, Frankreich zu knechten.

In Châlons fand ich Krenski, sehr heiter, nahm dann Richtung auf Paris und langte am Sonntagnachmittag bei unserm Sohn an, den ich auf einem Fest des Erbgroßherzogs traf. Auch Wussow war zur Stelle.

Wir fuhren bald in die Welt hinaus, in die herrliche Natur, während Paris in ungeheure Rauchwolken gehüllt zu unsern Füßen lag, mehr wie je ein Rätsel. Von dem Schlosse von Vincennes wehte merkwürdigerweise immer noch die rote Fahne; die Kommune konnte sich dort noch halten, weil es innerhalb unsrer Linie liegt. Am andern Tage zogen wir zurück, und die Föderierten ergaben sich an die Versailler.

Am Abend ging ich nach Margency zum Kronprinzen von Sachsen, den ich aber zunächst im Theater von St. Denis auffand, wo gemischte Kräfte der Pariser Bühnen und unsre militärischen Dilettanten unsre Offiziere und Leute zu unterhalten suchen. Darauf feierliches Souper beim General Pape, und um 2 Uhr war ich endlich im Bett in Margency, wo mich der Kronprinz in sein Schloß geladen hat. Da bin ich denn noch einen Tag geblieben. Alle jene reizenden Villen, die ich noch im Frühjahr öde und wüst sah, sind jetzt voll bewohnt. Die elegante Welt hat Paris geflohen und lebt hier unter preußischem Schutz sehr gut und sehr teuer, und es ist gar kein Wunder, wenn unsre Gardeoffiziere über großen Geldmangel klagen.

Leb wohl für heut, ich werde unterbrochen."

*

Belfort, 3. 6. 71.

„Ich sitze hier bei Kritters, die Dir selbst schreiben werden, habe besichtigt und gesehen und will nun für Dich noch meine Erlebnisse nachholen.

In Margency aß ich den Abend bei Fabrice, und zwar recht gut. Auch er ist der Ansicht, die Franzosen würden nicht zahlen können, und giebt der jetzigen Regierung noch vier Wochen. Man träumt vom Duc d'Aumale als Generalgouverneur für Chambord, aber man sieht nirgends einen Anfang des Einverständnisses zwischen diesen beiden Linien der Bourbonen und auch keine Fundamente, auf denen sie bauen könnten. Man spricht von Changarnier als Nachfolger von Thiers, fürchtet aber sein Alter und lange Entfernung von den Geschäften. Man möchte Mac Mahon an die Spitze stellen, aber man sagt sich, daß die Einnahme von Paris mit allem Morden und Brennen ihn zu unpopulär macht. Hinter allen steht Napoleon als Gespenst.

Nach Tisch fuhren wir zur Partie Whist zum Kronprinzen von Sachsen zurück. Am andern Morgen frühstückte ich noch mit ihm, und dann ging es nach Amiens zu Goeben. Der Aermste ist sehr niedergeschlagen in der furchtbaren Gewißheit des rasch herannahenden Todes seiner Frau. Dann ein Tag in Metz, und gestern von Nancy hierher mit einem sehr intelligenten Franzosen, der ebenso trostlos in die Zukunft sieht wie die andern alle.

Morgen gehe ich nach Straßburg und dann nach Karlsruhe, und hoffe am 9. früh in Berlin zu sein."

*

Karlsruhe, 7. 6. 71.

„Ich bin jetzt so gut wie fertig, und es wird bei meinen Dispositionen bleiben. Meine Reise wird für die Armee ihre Früchte tragen, und mir hat sie in manchem, namentlich Personenfragen, neue Klarheit gegeben. Mit Manteuffel und Stiehle bin ich zum erstenmal in nähere Berührung gekommen. Sie sind beide geistreiche Macher, ihre Person drängt sich unausgesetzt als das Wichtigste in den Vordergrund, sie müssen sich also notgedrungen abstoßen. Manteuffel mehr Politiker, Stiehle mehr Soldat.

Der Kronprinz von Sachsen war ein sehr liebenswürdiger und kameradschaftlicher Wirt, unbefangen im Urteil und Verkehr und ganz zweifellos ein wirklicher und hervorragender Soldat. Er wäre auch gern nach Haus gegangen wie unsre Prinzen, erfüllt aber hier seine Pflichten mit großem Nachdruck und zeigt überall Stahl.

Goeben macht einen ganz vortrefflichen Eindruck; unendlich einfach und klar, der volle Gegensatz zu Manteuffel. Er hat mir von allen unsern Generalen am besten gefallen. Man sagt ihm nach, daß er als Führer an den Erfahrungen seiner Jugend im spanischen Guerillakrieg kranke. Ich kann das nicht zugeben; alle seine Untergebenen haben Vertrauen zu ihm, und seine Führung hat sich überall bewährt. Manteuffel sagt, Goeben sei zuletzt nervös geworden und habe das Vertrauen zu sich verloren gehabt. Ich glaube das nicht; er wollte nur Manteuffels fliegenden Gedankensprüngen nicht folgen, so ist es aber noch vielen gegangen.

Der Großherzog war abwesend, und ich schrieb mich bei ihm auf. Eine Stunde später befahl mich die Großherzogin und sprach mit mir lange über den Kaiser und den Kronprinzen, worüber ich mündlich berichten werde.

Auf Wiedersehn also!"

... Hierzu will ich Folgendes erzählen. Wenige Wochen vor der erwähnten Unterredung mit der Frau Großherzogin hatte mich Seine Majestät der Kaiser in Berlin auf der Straße angerufen und ins Palais befohlen. Der Herr empfing mich dann ungefähr mit folgenden Bemerkungen: „Sie stehen im Vertrauen des Kronprinzen. Mein Leben geht zu Ende, und es macht mir Sorge, daß mein Sohn der heutigen Regierung so fern steht und gar nicht recht für den Thron vorbereitet ist. Ich fürchte, daß er mit der Regierung des Bestehenden beginnt. Dies möchte ich verhindern und wünsche, daß der Kronprinz mit meinen Ministern in Fühlung steht. Ich habe als Prinz von Preußen mich an den Sitzungen und Arbeiten des Staatsministeriums dauernd beteiligt; es wäre mir sehr lieb, wenn es Ihnen gelänge, den Kronprinzen in diesem Sinne zu bestimmen. Sie können mir ja dann darüber berichten."

Es gelang mir nicht, den Kronprinzen dazu zu bringen, daß er an den Sitzungen teilnahm, und ich konnte seiner Begründung innerlich nicht ganz unrecht geben, wenigstens war es zweifelhaft, wie weit er dort der unbedingten Herrschaft des Kanzlers gegenüber, Boden finden konnte zur Aussprache und Geltendmachung seiner Ansichten. Wohl aber erreichte ich, daß der Herr fortan alle staatsministeriellen Arbeiten, Voten der Minister, Protokolle der Sitzungen, sich zusenden ließ. Es ist ein Verdienst des spätern Justizministers Friedberg, der wöchentlich einmal diese Sachen mit dem Kronprinzen durcharbeitete, den Herrn in die positiven Verhältnisse des Staates eingeführt zu haben. Zu einer ernsten Arbeit kam es natürlich nicht, aber doch wurde die Stellung zum Kaiser dadurch erheblich besser.

Der Kronprinz schrieb damals:

Potsdam, 10. 5. 71.

„Mein lieber Stosch!

Die Mitteilungen, die Sie mir auf Befehl Seiner Majestät über Ihre mit dem Kaiser und König gehabte Unterredung gemacht haben, mußten mich zu ernstem und reiflichem Nachdenken bestimmen. Wenn ich mir wohl das Zeugnis geben darf, die Akte und Maßnahmen der Regierung bisher unbefangen und vorurteilslos verfolgt zu haben, und wenn es mir auch gelungen ist, mir eine feste Ansicht über den Gang unsrer öffentlichen Angelegenheiten zu bilden, so will ich doch keineswegs verkennen, daß es in hohem Grade wünschenswert wäre, wenn ich in mancher wichtigen Frage über die leitenden Gesichtspunkte und alle einschlagenden Verhältnisse mich vollständiger zu unterrichten Gelegenheit fände.

Wenn Seine Majestät befehlen wollten, daß mir alle Drucksachen des Ministeriums und Bundesrats nebst den Voten der einzelnen Minister regelmäßig zur Kenntnisnahme übersandt und die letzteren angewiesen würden, mir auf meinen Wunsch entweder selbst oder durch einen von ihnen zu bezeichnenden Rat ihres Ministeriums über diejenigen Punkte Aufklärung zu geben, die mir einer solchen zu bedürfen scheinen, so möchte damit ein Mittel gefunden sein, dem vorhandenen, auch von mir anerkannten Uebelstande abzuhelfen. Aus vielen und triftigen Gründen, deren Aufzählung ich unterlasse, halte ich diesen Weg für den einzigen, der geeignet wäre, ohne irgendwelche Inkonvenienzen zum Ziele zu führen.

In alter Anhänglichkeit

Ihr aufrichtig ergebener

Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Die Frau Großherzogin kannte diese ganzen Verhandlungen aus Briefen ihres Vaters und Bruders und sprach lange und sehr eingehend über die einschlägigen Verhältnisse. Dann kam sie auf den Grund meines Aufenthalts in Karlsruhe zu sprechen und zeigte sich erstaunlich orientiert und bestimmt in den Landesangelegenheiten.

Ich hatte dabei Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, sie besitze einen großen Einfluß auf den Großherzog; sie entgegnete: ‚Nur so viel, wie eine gute Frau auf ihren Mann haben muß.‘

An meine Frau.

Berlin, 18. 6. 71.

„Ich beneide Dich um die grüne Ruhe in Schlangenbad und freue mich, daß Du so zufrieden schreibst. Du kannst leichter zusammenfassen, was Dir und unsrer Tochter passiert, wie ich den hiesigen Einzugstrubel, und ich verweise Dich damit auf die Zeitungen.

Mein Diner am Donnerstag war gut und verlief mit Normann, Roggenbach und Freytag sehr angenehm; nur Geffcken konnte sein Streben, in der Welt eine Rolle zu spielen, wieder nicht unterdrücken. Dann gingen wir noch spät zum Zoologischen Garten und saßen mit Holtzendorff und Familie.

Am Einzugstage saß ich von 10 bis 5 Uhr zu Pferde. Wir an der Spitze des Zuges genossen den großartigen Eindruck des wunderbaren Schmuckes und der jubelnden Menge mit ganzer Frische; schließlich aber, bei dem dreistündigen Vorbeimarsch am Palais bei barbarischer Hitze bekam das Ding seine Längen, nur für den alten König nicht, der wunderbar frisch blieb. Ich hatte dann Petersons und Freytag zu Tisch und sah später die Illumination. Gestern, Sonnabend, verlief der Tag ebenso bis 3 Uhr, dann fuhr ich Visiten, zu einem kolossalen Diner im Schloß und in das Schwitzbad des Galatheaters. Heut morgen war feierliche Kirche, aber so voll, daß wir Generale, die wir den Kaiser auf der Straße erwartet hatten, nicht mehr hinein konnten, und heut abend ist zum Schluß Soiree im Palais.

Den Orden habe ich mit folgender Kabinettsordre erhalten: ‚Und wünsche Ihnen hierdurch zu bethätigen, daß ich Ihres rühmlichen Anteils an den Erfolgen des Feldzuges mit dankbarer Anerkennung eingedenk bin.‘"

*

Berlin, 21. 6. 71.

„Die ganze Welt erwartet täglich Personalveränderungen, aber es wird wohl noch bis Ende des Monats dauern. Als Nachfolger von Roon soll Bismarck durchaus Fabrice haben wollen, aber ich denke, dieses Mal kann er nicht zum Ziel kommen, denn der König will nicht. Es ist doch auch unmöglich, daß man gerade jetzt einen Nichtpreußen in die Stelle berufen soll, der nicht einmal einen Krieg mitgemacht hat. Jedenfalls hoffe ich, für meine Person noch einige Zeit frei zu bleiben, und dann fliege ich zu Euch und bringe Ulrich mit."

*

Berlin, 26. 6. 71.

„Die erste Nachricht von dem, was mir bevorsteht und was wohl noch diese Woche über mich befohlen wird, sollst Du erhalten. Ich werde als Chef des Generalstabs der Armee in Frankreich für die nächsten Monate kommandiert. Manteuffel geht auf Urlaub nach Gastein, ich soll in seiner Vertretung das Kommando führen. Da die Armee zurzeit 150000 Mann stark ist und noch eine Menge politischer Dinge mitspielen, so muß ich das Kommando als eine große Auszeichnung ansehen, und das ist alles, was ich vorläufig sagen kann. Nur eins weiß ich, daß Manteuffel zwei Monate Urlaub hat.

Wann ich reise, weiß ich noch nicht, jedenfalls aber besuche ich Dich in Schlangenbad und treffe Witte mit den Pferden in Bingen. Ich nehme meine Residenz auf dem Schloß zu Compiègne.

Wie leid mir unsre abermalige Trennung ist, brauche ich Dir nicht zu sagen, mein Trost ist vorläufig, daß man mich nicht lange da lassen kann. Ich rechne, daß wir zum 1. Oktober eine Dienstwohnung beziehen, und dann werden wir Frieden und Ruhe haben."

*

Berlin, 29. 6. 71.

„Noch habe ich keine Ordre und werde sie in den ersten Tagen auch nicht bekommen, denn man ist im Kabinett mit Arbeit überhäuft und auch der König stark in Anspruch genommen. Manteuffel muß warten bis ich komme, so liegt die Sache. Wahrscheinlich muß ich auch noch nach Ems, um mich auf der Durchreise zu melden. Also ruhig Blut.

Ich war gestern in Potsdam, kam aber nicht sehr glücklich zurück. Es ist wieder allerhand Zündstoff bei den Herrschaften aufgestapelt; sie möchten nach England, es paßt dort nicht, auch wünscht es der König nicht; schließlich werden sie doch reisen.

Meine Thätigkeit auf dem Generalstab ist heut abgelaufen, ich bin ganz frei und doch angebunden wie der Maikäfer am Bändel. Gruß und Kuß für Euch."

*

Berlin, 1. 7. 71.

„Der König ist krank, es ist kein Vortrag, und die Weltgeschichte steht still. Ich habe also volle Zeit zu warten. Außerdem spielt noch allerhand hinter den Kulissen, worüber ich mir noch nicht ganz klar bin, also werde ich heut Ferien machen; Moltke ist nach Gastein, ich habe also auch da nichts mehr zu suchen. Durch die Spannung wegen meines Schicksals fehlt mir aber auch die Ruhe zu arbeiten, und so werde ich bis Montag nach Gorgast fahren."

*

Berlin, 4. 7. 71.

„Wir waren beide Tage ganz allein mit Rosenstiels und genossen gute Luft und Erdbeeren. Alles grüßt Dich herzlichst. Da hier noch nichts über mich entschieden ist, habe ich ein Urlaubsgesuch beim Minister eingereicht und meine Abreise auf Freitag festgesetzt. Ob meine Verwendung etwa beim König auf irgend ein Hindernis gestoßen ist, habe ich nicht ermitteln können. Uebrigens scheinst Du mein Kommando nicht richtig aufgefaßt zu haben. Ich bin jüngerer General wie die Mehrzahl der in Frankreich befindlichen Divisionäre, deshalb kann ich Manteuffel nicht anders vertreten, als wenn ich zum Chef seines Stabes gemacht werde.

Berlin leert sich täglich mehr, und man wird immer unruhiger von hier fort zu kommen."

*

Berlin, 7. 7. 71.

„Endlich! Das Urlaubsgesuch nötigte die Leute zum Aussprechen, ich bekam einen Brief von Tresckow mit der Nachricht, der Kaiser habe meinen Urlaub bewilligt, wünsche aber, ich möge ihn beschränken, da ich zur Vertretung von Manteuffel designiert sei. Ich habe also zugesagt, vom Rhein aus am 17. meine Reise nach Compiègne anzutreten. In der Zwischenzeit aber möchte ich noch einige ruhige und behagliche Tage mit Dir und den Kindern verleben, denn es werden wieder die letzten für längere Zeit.

Zum Trost will ich Dir noch mitteilen, daß mir Tresckow sagt, der Kronprinz und Bismarck verfolgten beide die Idee, mich zum Marineminister zu machen, und Roon sei einverstanden. Damit würde ich dann aus Frankreich zurückgerufen werden.

Der Kaiser war heut bei der Meldung außerordentlich gnädig: ‚Warum sind Sie auch für alle Sättel gerecht und können überall Gastrollen geben?‘

Also die Zukunft lacht. Gruß und Kuß und auf bald.“

An Gustav Freytag.

Bingen, 19. 7. 71.

„Ich habe mit den Meinen verschiedene schöne Touren gemacht und die letzten frohen Stunden erlebt, ehe ich wieder nach Frankreich, in die Einsamkeit und in den Dienst gehe. Hier in Bingen aber glaubte ich mich nicht aufhalten zu dürfen; nun haben meine Burschen, die ich mit den Pferden hier erwarte, anscheinend sich verschlagen lassen; ich telegraphiere nach allen Richtungen, um ihrer habhaft zu werden. Wie kann ich aber die Zwischenzeit besser ausfüllen, als indem ich mit Ihnen plaudere?

Vor vier Tagen bin ich dem Kronprinzen hier begegnet, der sehr frisch von England nach München fuhr. Er war erfreut im Vorgefühl der guten Rolle, die er da spielt.

Gestern und vorgestern war ich auf allerhöchsten Befehl in Ems. Der alte Herr ist merkwürdig angegriffen, und man ist ernst besorgt um ihn; mein Eindruck ist, daß er rasch seinem Ende entgegen geht, und Sie mögen ermessen, welch eine Menge von Reflektionen diese Verhältnisse in mir wachgerufen haben. Noch ist die Person des Kaisers das wichtigste Moment für die Konstituierung Deutschlands. Wir können ihn mit der ruhigen Würde seines Alters noch nicht entbehren, und am wichtigsten ist seine Erhaltung für den Kronprinzen, dem ich noch viele Jahre ruhiger Arbeit wünsche, ehe er auf den Thron steigt.

Die Aerzte wollen den Kaiser nach Gastein schicken, er will aber nicht, da ihm die Reise nach Süddeutschland widersteht. Die Kaiserwürde geniert ihn den Reichsfürsten gegenüber; beim jungen Herrn ist es genau das Gegenteil. — Ich erfreute mich großer Gnade und von allen Seiten äußerster Zuvorkommenheit. Daß man mich nur ganz kurze Zeit in Frankreich lassen wird, ist mir an entscheidender Stelle wiederholt gesagt worden. Ich will wünschen, daß es sich bestätigt; es würde mir sehr schwer werden, auf die Dauer im täglichen Geschäft von einem Vorgesetzten abhängig zu sein.“

An meine Frau.

Compiègne, 22. 7. 71.

„Zwei große Prachträume mit wundervollen Gobelins im kaiserlichen Schloß sind mein Quartier; Schlafzimmer mit großem Himmelbett in schwerstem gelbem Atlas; ebenso Möbel, Causeusen u. s. w. Im Salon bildet rote Seide den

Grundton. Ein sehr großer Park mit den schönsten Reitwegen schließt sich direkt an das Schloß an, und ich habe meinen alten Braunen schon darin getummelt. Pferde und Leute sind gesund angekommen, obgleich sie in dem Zuge waren, der bei Forbach übergefahren wurde. Es gab eine Menge Tote und Verwundete, aber nur Becker hat sich geschunden, als er aus dem Wagen sprang.

Ich kam um acht Uhr nach leidlich direkter Fahrt hier an und wurde von Manteuffel außerordentlich wohlthuend empfangen. Es wird viel zu thun geben; weil ich noch nicht voll orientiert bin, halte ich mich ganz zurück, und habe vorläufig noch gar kein Urteil, wie es mir hier gehen wird.

Mein Tag beginnt um zehn mit Vortrag bis ein Uhr. Das ist nun wahrhaft furchtbar, aber dieses Schwatzen scheint Manteuffel direkt Bedürfnis zu sein und sehr zu gefallen. Dann frühstücke ich bei mir, arbeite, reite um ein halb sechs und diniere um ein halb acht bei Hofe, wo ich ein für allemal eingeladen bin. Darüber wird es zehn Uhr, die Post kommt, und die Nacht folgt. Schlaft alle wohl, Du und die Kinder."

*

Compiègne, 29. 7. 71.

„Wie gern käme ich heut mit dir in Berlin an, anstatt hier meinen einsamen Strang zu ziehen. Ich verlasse mein Zimmer nur zum Reiten, zum Diner und zum Vortrag, und wenn ich nicht arbeite, so lese ich und bin erstaunt, wieviel Zeug zum täglichen Bedarf gehört.

Gestern hat mir Manteuffel erzählt, der König habe ihm geschrieben, er solle sich nicht von Thiers ‚über den Löffel barbieren lassen'. Da war nun die Aufregung groß, und er hat im ersten Eifer antworten wollen. Ich habe nun mit ihm gehandelt, und schließlich war er sehr dankbar und zog die sanfteren Saiten auf, die ich ihm bot. Der Schluß vom Schreiben des Königs an Manteuffel war mir sehr interessant. Ich hatte Manteuffel gesagt, der König wolle nicht nach Gastein, weil es ihm unangenehm sei, in Süddeutschland den Großen zu spielen. Manteuffel antwortete, darin habe er unrecht, er müsse sich gerade jetzt kurz nach dem Kriege dort zeigen. Nun wird der König auch wirklich gehen. Ich aber hoffe, daß auch Manteuffel um so früher reist, denn ich habe ungemeine Sehnsucht, aus meiner zweiten Stelle heraus zu kommen. Uebrigens stehen hier die Sachen so gut wie irgend möglich, und ich meine, Manteuffel hat bis jetzt gut mit Thiers operiert."

*

Compiègne, 31. 7. 71.

„Ja, so schnell wie aus der Pariser Zeit geht die Korrespondenz nicht, meine Briefe entbehren des königlichen Kuriers; aber wenn du erst fest in Berlin etabliert bist, wird es besser werden.

Ich habe mir hier einen ganz hübschen Wagen gekauft zum Spazierenfahren; 280 Thaler, viel Geld, aber er ist gut. Ich mußte gleich Manteuffel drei Stunden lang herumkutschieren, auf sehr schönen Waldwegen, und habe dabei

wieder sehr viel Interessantes von ihm gehört. Er hat ungemein viel persönliche Verhältnisse zu entscheidenden Kreisen gehabt und kennt so viele geheime Ursachen für die großen Weltereignisse. Ich frage mich oft, woher es kommt, daß der Mann so vielfach verhaßt ist, auch bei Leuten, die seine politische Ultrastellung teilen. Ich kann das nur auf seine Eitelkeit und Eigenliebe schieben, andre schlechte Eigenschaften habe ich noch nicht an ihm entdeckt. Er erscheint mir sogar verhältnismäßig wahr, obgleich durchaus Diplomat. Er ist jetzt durch die ‚Frankfurter Zeitung‘, die Schandartikel über ihn brachte, deren inneren Zusammenhang er noch nicht recht plazieren kann, in eine Preßfehde verwickelt. Ich habe ihm vorgeschlagen, lieber dafür zu sorgen, daß er mit voller Ignorierung jener Bosheiten aus einer ganz andern Ecke der Presse gelegentlich gelobt werde. Freytag wird das wohl arrangieren. — In summa, man wird vielfach angeregt, und das ist hier ein Glück, denn ich habe trotz der vielen Menschen, die mich umgeben, noch nie so einsam gelebt wie hier. Der Quadratmeilen große Wald, in dem man allein fährt, geht und reitet, erhöht noch dieses Gefühl der Weltabgeschiedenheit. Dafür lese ich eine Unmasse französischer Sachen, mit denen man überschwemmt wird. Alles über den Krieg. Jeder einzelne rechtfertigt sich und schiebt die Schuld auf den andern, der dann wieder einen dritten verantwortlich macht; wenn man so gut orientiert ist wie ich, so ist das doppelt interessant.

Die Franzosen wollen nun rasch zahlen, es sollen große Wechsel gegeben werden; von der andern Seite hört man aber, daß Thiers' Stelle unsicher wird, dann kann sich auch alles wieder verschieben. Alle Parteien aber wünschen, daß wir die Forts räumen.

Eins ist mir sehr klar: Ich muß auf meiner Hut sein, damit Manteuffel mich nicht ‚über den Löffel barbiert‘. Er hat eine merkwürdige Art, einem seine Ideen für den Augenblick plausibel zu machen.“

*

Compiègne, 5. 8. 71.

„Gestern war Hans Bendemann bei mir und Janson, Sarah Holtzendorffs Bräutigam, der mir sehr wohl gefallen hat. Ich habe mich den jungen Herren gewidmet und fand sie entzückt von unsrer ruhigen Existenz. Sie liegen dicht vor Paris in Vorstadtbevölkerung.

Mir sind infolge gestern eingegangener Kabinettsordre Familienheranziehungsgelder zuständig. Ihr würdet also ohne Kosten zu mir nach Nancy kommen können. Freilich würde es keinenfalls lange dauern, aber noch haben wir sieben Wochen bis zur Entscheidung. Nancy würde im Herbst eine sehr schöne Abwechslung bieten. Nun überlege. Gestern schloß Manteuffel die Unterhaltung hierüber: ‚Sie können ganz sicher sein, daß ich am 23. September wieder hier bin und Sie dann frei werden.‘

Meine Existenz hier ist unverändert. Ich fange an zu begreifen, daß Manteuffel verhaßt ist, denn er reduziert die ganze Welt auf sich und verachtet die Menschen; das kann keine Liebe erzeugen. Aber klug ist er. Der Zeitungs-

krieg nagt an seiner innersten Seele, und es ist wirklich toll, wie er damit verfolgt wird. Zweimal des Tages bekommt er die gemeinsten anonymen Artikel mit der Post zugeschickt. Er weiß gar nicht, was er gegen diese Wespenstiche machen soll. Er spricht sich gegen mich allein ganz offen aus. — Ich aber lerne hier den Ehrgeiz aufgeben, denn ich habe nichts, was ihn befriedigen könnte. Die vier Wände meines Zimmers und der stille Wald sind meine einzigen Zuhörer.

Manteuffel ist von seinem Besuch bei den Franzosen gestern ganz entzückt zurückgekehrt, und in den nächsten Tagen kommt der französische Finanzminister zu Besprechungen über die Zahlungen hierher. Wir bereiten langsam unsern Rückzug aus der Nähe von Paris vor.

Ich habe an den Kronprinzen geschrieben; ich hoffe, der Brief trifft ihn nicht mehr in England, wenigstens möchte ich nicht, daß er dort Berichte von mir über hier hätte."

*

Compiègne, 5. 8. 71.

„Ich war so stark in Anspruch genommen, daß ich zur Privatschreiberei keine Zeit hatte, aber ich hoffe, es ist Dir in der Zwischenzeit so gut gegangen wie mir.

Pouyer-Quertier, der Finanzminister, war von vorgestern nachmittag bis gestern abend hier, und ich mußte unausgesetzt hören und sprechen. Bei dem sehr feinen Diner um 7 Uhr saß er zwischen mir und Manteuffel, der sich meist mit seinem andern Nachbarn, der Marquise du Vallon (?), unterhielt. So mußte ich dem Minister Rede stehen über Zahlungserleichterungen und Beschleunigung der Evakuation. Nach Tisch spazierten wir im Park bis 1/2 12, immer mit dem gleichen Thema beschäftigt, und andern Morgens um 5 Uhr saß ich schon wieder am Schreibtisch, um für Manteuffel niederzuschreiben, was ich gehört und gesagt, damit dieser zum Kaffee voll orientiert war und richtig operieren konnte. Damit wurden nun die Verhandlungen gewichtiger, und so ging es den ganzen Tag weiter, bis endlich abends 10 Uhr die Gäste und dann die Kuriere an Bismarck und den König spediert waren. Du ermißt, wie äußerst glücklich ich war, als ich endlich im Bett lag. Ich denke, die Sache ist ein ganzes Stück gerutscht.

Madame du Vallon ist eine alte Schachtel voller Verstand und mit vielem Geschick zur Intrigue. Mit Pouyer-Quertier verkehrt es sich ganz charmant, er ist ein gescheiter und jovialer Mann, und was ihm an äußerer Feinheit abgeht, das gewinnt er durch wirkliche Ehrlichkeit. Er hat nur eine Not, das sind die Demokraten, und er sieht für die bedeutendste Aufgabe des Ministeriums an, diese niederzuhalten. Der Haß gegen den gemeinen Mann, den solch besitzender Franzose äußert, läßt sich nur vergleichen mit dem, den jenes Mitglied der Kommune mir gegen die Versailler Gewalthaber aussprach. Der Racheschrei gegen Deutschland ist längst verstummt gegen das Zorngeheul im Klassenkampf. ‚Ach was,' sagte Pouyer-Quertier, ‚Krieg gegen Deutschland? Daran können wir gar nicht denken, wir haben schlimmere Feinde im Lande.' — Sie müssen jetzt schon sehr häufig die Truppen in Paris wechseln, um sie in der Hand zu

behalten. Der Gedanke der allgemeinen Dienstpflicht hat nicht ein Atom von Zeugungskraft, das wird einfach zugegeben.

Es war ein amüsanter Tag. Die Marquise war so wohl informiert, daß sie mich auf meine Beziehungen zum Kronprinzen ansprach.

Zum Schluß kam noch Freytags Artikel in den ‚Grenzboten', der zur Verteidigung von Manteuffel eine viel schärfere Haltung annimmt, wie ich gedacht hatte. Das thut dem General besonders wohl; er hat das Heft behalten und seiner Frau geschickt.

Podbielski schreibt mir etwas sauer lächelnd, daß Roon wieder ganz wohl ist und die Geschäfte behält."

◦

Compiègne, 14. 8. 71.

„Ich komme schwer zum Schreiben, denn ich bin im heftigsten politischen Gefecht mit engagiert. Manteuffel steht im Feuer gegen Bismarck, und wenn ich in Versailles häufig bedauerte, daß sich Moltke von Bismarck zu viel gefallen ließ, so sehe ich jetzt, daß Manteuffel den Handschuh fast zu schnell aufnimmt und auf die Mensur tritt. Der arme König wird in seiner Baderuhe arg gestört, aber es ist ihm nichts abzunehmen, er muß den Kampf entscheiden. Ich bin im höchsten Grade gespannt. Es ist schade, daß der Kronprinz nicht zur Stelle ist, er könnte Gutes wirken.

Manteuffel schrieb an den König: ‚Hier in Frankreich vergleicht man Bismarck mit Richelieu und mich mit dem Connétable; aber ich hoffe, mein König wird mit mir nicht verfahren wie Louis XIII. mit dem Connétable.' Der wurde nämlich geköpft.

Es scheint übrigens, daß Manteuffel nunmehr doch an das Gehen denkt, denn die Räumung der Forts steht kurz bevor. Wenn er nur nicht in Gastein alles aus den Augen läßt, nur um Bismarck zu stürzen. Sie hassen sich gegenseitig.

Otto ist seit vorgestern hier, hat an dem jungen Manteuffel einen Kumpan und macht sich für mich nützlich. Ich brauchte jemand zu meiner unmittelbaren Disposition.

Gestern war der belgische Kriegsminister hier, als Gast vom Kronprinzen an mich adressiert; ich bin mit ihm spazieren gefahren, Otto als Rosselenker.

Wenn ihr solche Hitze habt, wie wir, so muß die Leipziger Straße in der Mittagstunde der Hölle gleichen, und ich denke, Du wirst sie meiden. Unsre Abende auf der Terrasse vor dem Speisesaal sind aber sehr schön. Waldersee war hier, er wird mich demnächst nach Paris einladen."

Der Kronprinz schrieb:

Osborne; Insel Wight, 9. 8. 71.

„Mein lieber Stosch, diese Zeilen sollen Ihnen den belgischen Kriegsminister empfehlen, der Mitte August sich in Nancy befinden wird.

Als bei meiner neulichen Begegnung mit dem König der Belgier dieser mich bat, ihm jemand bei uns zu bezeichnen, der ihm oder seinem Vertrauten lehrreiche Mitteilungen über unsre Heereseinrichtungen zu machen verstände, nannte ich Sie.

Der König möchte nun, daß gegenwärtig bereits seinem Kriegsminister Mitteilungen gemacht würden, und bitte ich Sie also, je nachdem was jener General — Guillaume heißt er, glaube ich — sagen und fragen wird, belehrend sein zu wollen!

Privatnachrichten reisender Engländer lauten zum Teil dahin: Daß das Benehmen unsrer jungen Offiziere namentlich dem Landvolk auf offener Straße gegenüber im Elsaß vielen Anstoß errege; auch hörte ich Citate von bramarbasierenden Redensarten nicht allein gegen Frankreich.

Ich lege kein entscheidendes Gewicht auf dergleichen, was immer nur einzelne von einzelnen hören, zumal ich auch manche zu unsern Gunsten redende, ja anerkennende Dinge gehört habe; dennoch wollte ich Ihnen dies gesagt haben, da Sie Ihrerseits sprechend und durch richtige Kanäle im stillen ermahnend wirken können, damit wir nicht durch Fehler im Frieden das Ansehen unsers Offizierstandes Abbruch leiden sehen.

Uns geht es hier vortrefflich im ruhigen Landleben, das leider bald zu Ende ist. Die Münchener Reise kann ich als vollständig gelungen ansehen. — Meine Frau grüßt Sie herzlich.

In alter treuer Anhänglichkeit

Ihr aufrichtig ergebener
Friedrich Wilhelm."

*

Compiègne, 17. 8. 71.

„Es wird den ganzen Tag gefochten, die Telegramme fliegen hin und her, Zeitungsartikel und Briefe kommen und gehen. Es ist ein Divertissement höchst eigner Art, das ich hier durchmache, sehr lehrreich für eine politische Zukunft und zur Beurteilung der Menschen. Heute kommt nun Bismarck in Gastein an und betritt damit das eigentliche Schlachtfeld; Manteuffel aber ist der Boden dort für eine Badekur zu heiß, und er bleibt hier, was mich auf die Dauer in meiner zweiten, höchst unbequemen Lage erhält. Charakteristisch ist, wie Manteuffel trotz aller Niederträchtigkeiten immer wieder von Bismarck angezogen wird, wie er jetzt nach ihm haut und gleich darauf ihm zu schmeicheln sucht. Seine Kinder sind konsequenter. Er zeigte mir einen Brief seines ältesten Sohnes, worin dieser ihn im Namen der Geschwister bittet, gegenüber den schnöden Angriffen auf eine Dotation zu verzichten. Der Brief ist durchaus einfach und hat deshalb dem Alten wie mir sehr gut gefallen.

Gestern war ich also in Paris. Ich fuhr gegen 9 Uhr hier fort, war 1/2 11 Uhr dort und verhandelte mit Waldersee bis gegen 2. Dann fuhren wir aus, um die hauptsächlichsten Verwüstungen in und vor der Stadt zu sehen.

Die Stadt ist so groß, und die Brandstätten liegen so weit auseinander, daß man trotz der gewaltigen Massen keinen grausigen Eindruck erhält. Die Straßen sind belebt wie früher, und man hat es nur im Gefühl, daß nicht alles in Ordnung ist, daß jeden Augenblick ein neuer Ausbruch des Vulkans erfolgen kann. Die Truppen machen einen schlechten Eindruck; die Offiziere sitzen schnapstrinkend wie immer den Tag über vor den Cafés.

Nach der Fahrt bin ich allein in das Zentrum der Stadt gegangen. Man bewegte sich ganz ungeniert. Ueberall Schandbilder auf unsern König und Bismarck, in allen Variationen; Zoten und Karikaturen, nichts Gescheites.

Kritter schreibt sehr befriedigt, daß er den Rang eines Brigadekommandeurs erhielt; das hat seine Zukunft klar gemacht. Ich muß Dir noch melden, daß ich seit acht Tagen nur weißen Wein bei Tische bekomme; das ist eine besondere Liebenswürdigkeit von Manteuffel, ich habe aber trotzdem den lebhaftesten Wunsch, ihn loszuwerden. Er hat auch gesehen, daß mir sein Champagner nicht schmeckt, da hat er mich gestern ersucht, ihm Cliquot zu bestellen. Und doch möchte ich, er wäre fort."

An Frau v. Rosenstiel.

Compiègne, 18. 8. 71.

„Anbei übersende ich Ihnen und besonders Rosenstiel die Schilderung eines Gutes in Ihrer Nähe, das mir im Hinblick auf meine Dotation empfohlen wird. Da die letztere anscheinend ausbleibt, so kann ich mich mit dem Gedanken, Ihr Nachbar zu werden, nicht weiter beschäftigen, auch lockt mich ein Grundstück wenig, dessen Hauptreichtum Kies ist. Guter Boden ist doch immer die erste Garantie der Verwertung. Hier sieht man schöne Felder mit reicher Ernte, aber es scheint an Arbeitskräften zu fehlen; Sie haben doch gute Ernte und gutes Wetter gehabt? Gestern habe ich die ersten Weintrauben gegessen.

Ich hatte immer gehofft, schreiben zu können, daß Ihr Gatte mich besuchen möge; aber Manteuffel will nicht fort, und so lange habe ich kein eignes Haus und keine Freiheit."

An Gustav Freytag.

Compiègne, 20. 8. 71.

„Schon längst bin ich daran, Ihnen zu schreiben, um mich für den Artikel über Manteuffel zu bedanken. Sie haben meinen Entwurf sehr viel schärfer redigiert, aber auch sehr viel wirksamer, und so ist Ihr Werk das einzige, das Manteuffels Verteidigung richtig führt. Er war unendlich dankbar. Sachlich ist zu bemerken, daß der gewisse Befehl an Werder von Moltke ausging und nicht von Manteuffel, wie Sie annehmen; dieser hat deshalb berichtigend an die Redaktion geschrieben.

Wir hatten gehofft, noch in diesem Monat die Truppen aus den Forts zurückziehen zu können, aber Bismarck hat sich dem entgegengestellt, gewiß mit aus Haß gegen Manteuffel, der durch seine Position bei dem König ihm immer noch Rücksichten auferlegt. Der Kampf in der Frankfurter Zeitung stammt aus

diesem Gegensatz. Die sämtlichen Artikel verraten eine ganz intime Kenntnis der Sachen und Personen und fanden eine offiziöse Gegenerklärung, wie sie schädlicher für Manteuffel gar nicht möglich war. Hätte sich nun dieser darauf eingelassen, die Zeitung zu verklagen, so mußte ein gräßlicher Klatsch daraus entstehen. Diese Intention wurde aber dadurch vereitelt, daß Manteuffel sich auf nichts einließ. Da kam eine neue Gelegenheit, die Bismarck geeignet erschien, den Gegner mit Keulenschlägen zu vernichten.

Manteuffel empfing hier im Privatverkehr Pouyer-Quertier und hörte von diesem, daß es zur Erhaltung des heutigen Gouvernements ungemein vorteilhaft wäre, wenn man von der Tribüne herab plötzlich die Räumung der Forts verkündigen könne. Die dazu erforderliche halbe Milliarde wolle er in sehr soliden Wechseln bezahlen. Da wir nun unsrerseits das lebhafteste Interesse haben, unsre höchst prekäre und unangenehme Stellung in den Forts zu räumen, so nahm Manteuffel den Vorschlag entgegen, mit dem Bemerken, er wolle ihn bei Bismarck befürworten. Und über diese sogenannte Einmischung in die Politik hat sich nun ein Kampf entsponnen, in dem von beiden Seiten gehauen und gestochen wird, und daß bisher noch keine Entscheidung gefallen ist, beweist, daß die Lage sehr hart ist. Der König sowohl wie Bismarck werden die Störung ihrer Kur übel empfinden, aber wer regiert, hat kein Recht zur Ruhe.

Es scheint nach all diesem, — dem Zurückweisen des Pouyer-Quertierschen Vertrages — und nach den fulminanten Artikeln über die Polignyer Mordscenen, daß wir Frankreich gegenüber wieder sehr scharf stehen. Man möchte fragen, ob das nötig und richtig ist? Wir haben anscheinend nur zwei Aufgaben: erstens, unser Geld zu bekommen; und das bekommen wir von der jetzigen Regierung am ersten, denn sie muß sich durch Evakuierung unsrer Armeen populär machen und muß gegen Deutschland gefällig sein, um von außen keinen Stoß zu bekommen. Jede neue Regierung aber würde Krieg führen müssen und würde einen neuen élan geben, und damit kann man in Frankreich das dümmste Zeug anrichten.

Zweitens müssen wir unsre Armeen wieder kampfbereit machen, was bei der jetzigen Verteilung in Feindesland äußerst schwierig ist.

Hieraus scheint sich nun die Pflicht zu ergeben, Thiers' Regierung nach Kräften zu stützen. Oder muß man mal gelegentlich eine Pression ausüben, damit das Geld wieder fließe? In auswärtigen Dingen hat unser Reichskanzler schon so oft die richtige Witterung bewiesen, er wird auch jetzt wohl nicht nur den Zorn gegen Manteuffel zum Berater haben. Und für die Armee wird unser Altmeister Roon sorgen, auch dafür, daß wir das nächste Mal weiter treffen wie jetzt."

An meine Frau.

Compiègne, 24. 8. 71.

„Ich will diesen Morgen benutzen, um Dir sofort zu antworten, weil die Politik wieder meinen Tag in Anspruch nehmen dürfte. Heute kommt nämlich der Kardinal Bonnechose aus Paris, und wir werden um elf Uhr zusammen

frühstücken. Das Feuergefecht von hier nach Gastein dauert fort, und so scharf Manteuffel nach dort schießt, so milde operiert er gegen Paris. Thiers und er begießen sich gegenseitig mit einer Flut schöner Redensarten; alles eitel Lüge und mir ein Greuel, aber er nimmt sie für sich als bare Münze; und daß er dadurch die ganze Diplomatie in Paris brach legt, giebt Bismarck ihm gegenüber wieder recht.

Die Sorge um meine Position aber schläge Dir ruhig aus dem Kopf, und verdirb Dir die gute Stimmung nicht. Du weißt, daß ich mich in meinem Handeln nie von egoistischen Gesichtspunkten leiten lasse, und hier liegen die Ziele zu klar, als daß ich einen falschen Schritt machen könnte, aber selbst wenn man mir den Abschied giebt, kann ich nicht mehr Hungers sterben; also frisch voran nach Pflicht und Gewissen.

Inzwischen war der Kardinal hier. Er sagt, die Ordnungspartei in Paris sei der Ansicht, Bismarck versage Thiers jede Unterstützung, weil er die Regierung der Kommune oder Napoleon wieder haben wolle. Sie würden unter allen Umständen bis zum Ende dieses Monats die dritte halbe Milliarde bezahlen. Bismarck wird als das böse Prinzip für Frankreich angesehen und unendlich gehaßt. Weiter sagt Bonnechose, daß Arnim, der jetzt nach Paris kommt, sich schon in Rom als unzuverlässig und Gegner der Franzosen gezeigt habe. Kurz, man kajoliert von Paris aus Manteuffel und macht ihm die Cour, um durch seine Eitelkeit auf den alten König zu wirken und Bismarcks Gewicht zu erleichtern."

*

Compiègne, 28. 8. 71.

„Es beunruhigt mich, daß ich von Dir keine Nachricht habe; es handelt sich ja nur um ein paar Worte, denn wenn man so isoliert lebt wie ich hier, empfindet man jede Sorge um seine Lieben doppelt. Da war ich in Versailles viel besser dran, hier fehlt mir jede privatere Aussprache. Manteuffel ist immer nur er selber. Wenn er an andre Menschen denkt, so geschieht das nie, diesen zu gefallen, sondern um sich in möglichst vorteilhafter Pose zu zeigen, als gnädig, liebenswürdig, entgegenkommend. Er könnte Fürst sein; er strahlt von Gnade, aber alle Menschen sind Würmer neben ihm. Auch sein Kampf gegen Bismarck verliert jede Objektivität; jetzt will er der Nachfolger werden und berechnet den Effekt, den das macht. Zu seinem Leben gehört unbedingt der Hof. Er hat ein amüsantes Talent, lange Briefe zu schreiben; er sieht sich dann bei jedem Wort in den Spiegel und ist begeistert von seinen Wendungen. Schade um all dieses äußere Beiwerk, wodurch seine ursprüngliche große Gescheitheit oft verdeckt wird. Er fängt auch jetzt schon an, mir seine Geschichten zum zweitenmal zu erzählen, aber ich hoffe immer noch, er geht demnächst.

Immerhin habe ich viel gelernt mit ihm und fange an, auf den künstlichen Wegen der Politik heimisch zu werden. Soeben geht nach zweistündigem Bericht ein Preßdirigent von mir; ich bin immer ganz starr über alle Gemeinheiten, die ich höre."

Compiègne, 2. 9. 71.

„Theresens Geburtstag habe ich gestern sehr feierlich begangen, mit einem großen Frühstück, das mich 80 Thaler kostete. Es war nämlich ein bayrischer Divisionär mit acht Offizieren hergekommen, um sich zu präsentieren, Manteuffel hatte sie gestern zum Diner und ich vor der Abreise zum Dejeuner, zusammen mit unserm Stabe 23 Personen. Grüne Bohnen mit Hammelkoteletts, Salm mit Kartoffeln, Gans mit Salat und Dessert, dazu nur Tischwein und Sekt. Das Essen kostete neun Francs das Couvert. Ich erzähle Dir das nur, damit Du einen Begriff von den hiesigen Preisen erhältst; da ich täglich 15 Thaler mehr habe wie in Berlin und nichts ausgebe, so ist es im übrigen ganz Wurst.

Wir erwarten nun täglich den Befehl zur Räumung der Forts, denn die Berichte über die Zahlungen der Franzosen lauten sehr günstig. Wir gehen dann sofort nach Nancy, und dann kann ich Dir sagen, wie es mit der dortigen Unterkunft steht.

Heut haben wir einen kleinen Konflikt mit der französischen Regierung. Sie haben bei Besançon gedroht, unsre angekündigte Einquartierung mit Waffengewalt zu verhindern. Der Rechtspunkt ist streitig, aber die Form sicher falsch; wir dürfen uns doch nicht drohen lassen. So giebt es unausgesetzt kleine Reibereien, und ich darf sie nicht einmal allein abmachen, sondern muß noch mit Manteuffel darüber kämpfen. Bei solcher Gelegenheit gerieten wir neulich fest aneinander. Ich schwieg noch gerade im rechten Augenblick, aber es war den ganzen Tag über eine sehr beklommene Stimmung, und heut war es nahezu ebenso weit. In ihm entwickelt sich das Gefühl, daß ich trotz aller Freundschaft ziemlich unabhängig bleibe, und das verträgt er als Fürst nicht. Ich aber will lieber in Buxtehude sitzen, wie bei ihm Hofnarr sein.

In der Zeitungspolemik gegen ihn kam neulich eine abfällige Kritik seines Geschmacks, die er auch als von Bismarck herrührend ansieht. Es ist leider ein höchst richtiges Urteil, denn er hat eine Zunge, daß es wahrhaft schrecklich für seine Tafelgenossen ist. Deinen Brief habe ich erhalten und danke Dir herzlich dafür und freue mich, wenn ich nur Deine Handschrift sehe. Haltet Euch nur gut bei der formidablen Hitze, die so plötzlich über das Land gekommen ist."

*

Compiègne, 7. 9. 71.

„Alles zieht sich in die Länge; die Entscheidungen aus dem Kabinett, die Dotationsfrage und auch unser Abmarsch von hier. Die Franzosen haben gezahlt, aber Bismarck läßt uns schmachten und nutzt die herrliche Gelegenheit, Manteuffel und Thiers in göttlicher Gemeinschaft zu ärgern, gründlich aus. Ich leide mit darunter, um so mehr, als ich persönlich gar nicht über Manteuffel klagen kann. Aber das tägliche und endlose Parlamentieren, damit er seine Person zurückstellt und nur die Sache sprechen läßt, ist furchtbar. Mir ist sogar schon der Gedanke durch den Kopf gegangen, den Abschied zu nehmen."

*

Compiègne, 8. 9. 71.

„Heut ist endlich die Ordre eingegangen zur Räumung des Forts. Die Ausführung kostet noch eine Menge Zeit, aber die Hauptsache ist, daß Manteuffel um Urlaub eingekommen ist und am 14. auf 6 Wochen reisen wird. Ich sehe mich also bis Ende Oktober für gefesselt an.

Unter allen Umständen bin ich zufrieden, daß ich nun selbständig werde."

*

Compiègne, 10. 9. 71.

„Es steht nun also fest, daß wir am 14. nach Nancy gehen und daß ich bis zum 1. November Manteuffel vertrete. Inzwischen wird die französische Regierung auch die vierte halbe Milliarde bezahlt haben, was für die Occupationsarmee die Reduktion auf vier Divisionen zur Folge hat. Dann ist meines Bleibens keinesfalls mehr, man müßte mir denn das Oberkommando geben, was nach meinen Patentverhältnissen ganz unmöglich ist. Es muß also dann definitiv über mich entschieden werden.

Manteuffel hat von gestern zu heut seine Abschiedsvisite bei Thiers gemacht. Er kam freudestrahlend zurück. Politisieren und Fremden durch brillante Einfälle und gute Haltung imponieren, das ist sein Fall. Das tägliche Brot verdaut er schwerer.

Otto geht nach Nancy voraus, um Quartier zu machen; am 23. muß er nach Weimar zurück."

*

Compiègne, 12. 9. 71.

„Ich bin ganz vereinsamt. Manteuffel ist mit einem Dutzend des Stabes nach St. Quentin, um den König von Sachsen zu begrüßen. Ich war so frei, mich aus der Staffage zu drücken, sonst hätte ich St. Quentin gern gesehen. Manteuffel gab mir seinen Bericht an den König über den Besuch bei Thiers; sechs Bogen mit Inhalt für einen. Thiers benutzt ihn, um direkt mit dem König zu sprechen. Neues steht nicht darin.

Morgen kommt unser Gesandter Arnim aus Paris. Thiers sagt von ihm, daß er vor allen Dingen Angst vor Bismarck hat. Gruß und Kuß und gute Besserung; an Luischens Brief war mir heut das Liebste, daß Du die Adresse schriebst."

*

Compiègne, 13. 9. 71.

„Aus Manteuffels Bericht über Thiers will ich noch erwähnen, wie dieser um die besondere Unterstützung des Königs bittet, Frieden verspricht und Ausführung der gegen die Kommunarden gefällten Todesurteile. Wiederholt weist er darauf hin, daß er der Macht müde sei und Sehnsucht nach seinen Büchern habe; das Gegenteil ist wahr. Der Graf von Chambord habe in der Zeit seines Aufenthaltes in Paris solche Angst gehabt, daß er wie ein Kind geweint habe. Thiers sagt, für den Augenblick sei noch kein Monarch möglich.

Manteuffel ist pikiert, weil ihm Sachsens König den gleichen Orden gegeben hat, den ich seit 5 Jahren habe. Ich kann nichts dafür, aber seine Eitelkeit darf man nicht verletzen.

Heut wird gepackt, große Unruhe, weil eine mehrmonatliche Wirtschaft aufzulösen ist."

*

Nancy, 16. 9. 71.

„Manteuffel ist fort, und ich hause jetzt hier im ganzen Komfort eines kaiserlich französischen Marschalls. Die lebensgroßen Bilder von Kaiser und Kaiserin sehen auf mich nieder, und eine freundliche Pracht umgibt mich. Zudem bin ich genötigt, ein Haus zu machen. Man gibt mir täglich 50 Thaler Repräsentationsgelder, und ich muß Tafel halten. Otto hat mir mit einem Kaffeehaus einen Kontrakt gemacht, wonach sie mir das Couvert für 6 Frs. liefern, und damit denke ich so auszukommen, daß ich mein eigentliches Einkommen unberührt lasse.

Ich habe auch Visiten zu machen, da die Damen bereits in großer Anzahl hier sind, zumal die der Generale, vorläufig aber keine Bekannten. Ich habe nun viel mehr Zeit, da ich mein eigner Herr bin, und alle Sachen nur einmal durchzugehen habe; so kann ich mich mehr um Details kümmern und hoffe manches zu fördern."

*

Nancy, 17. 9. 71.

„Gestern habe ich mein erstes Diner gegeben und war sehr zufrieden. Du kannst also in Gedanken mich alle Abend 6 Uhr mit zehn bis zwölf Gästen bei Tafel suchen. Wie prächtig die Einrichtung von Amts wegen ist, magst Du daraus entnehmen, daß auf dem Kamin meines Wohnzimmers eine Uhr und zwei Leuchter in Bronze stehen, die von Kennern auf den Wert von über 2000 Thalern taxiert werden; und dergleichen steht hier auf jedem Kamin. Denke Dir die Ueberraschung bei uns, wenn ich für meine Dienstwohnung Aehnliches forderte."

An Gustav Freytag.

Nancy, 18. 9. 71.

„Ihr letzter Brief ist in schlechter Laune geschrieben oder in dem Bedürfnis, mich Unglücklichen aus dem Sündenpfuhl der Reaktion zu retten, aus dem gerade noch eine Ferse hervorguckt. Normann und Holtzendorff schrieben in dem gleichen Ton, kurz, meine Freunde geben mich auf, weil ich mit dem unheilvollen Manteuffel in Berührung getreten bin. Habt Ihr mich denn so schwach kennen gelernt, daß Euch der Schrecken packt, wenn ich mit Menschen verkehre, die aus andern Tonarten blasen? Der alte Schack war seinerzeit ein viel gefährlicherer Mann wie Manteuffel. Dieser hält sich für einen der begabtesten Akteurs, die die Bühne der Welt betreten haben, übt aber thatsächlich einen sehr geringen Einfluß aus, und ich begreife nicht, warum er gerade mich umgarnt haben

soll. Das Beste an ihm ist für mich, daß ich ihn jetzt glücklich los bin; ich habe mich so lange um ihn kümmern müssen, daß ich mir jetzt meine Ruhe nicht stören will. Nur das will ich Ihnen noch erzählen, daß Manteuffel, wie er mir mitteilt, seit dem Jahre 1848 in steter Verbindung mit Leopold Ranke ist. In allen bedeutenden Momenten hat Ranke ihm politisch-historische Promemorien angefertigt, die jetzt gesammelt im Druck erscheinen sollen. Ranke schrieb vor 14 Tagen, daß er die Verdienste Friedrich Wilhelms IV. um die heutige Zeit vor allem darin finde, daß er durch die unabhängige Stellung des Heeres und durch die Sicherheit der Steuereinkünfte das preußische Königtum so selbständig gemacht habe, daß es dadurch allein im stande gewesen sei, seine deutsche Aufgabe zu lösen. Friedrich Wilhelm IV. habe das Königtum gerettet, Wilhelm I. dagegen den Untergang angebahnt.

In Summa habe ich hier mit großem Interesse ein Stück Zeitgeschichte sich abspielen sehen. Bismarck und Manteuffel gingen gegeneinander und gegen den Kaiser vor. Bismarck ist der unbedingte Sieger geblieben, aber vielleicht hat ihm der Kampf doch wenigstens ein Gefühl davon gegeben, daß er gelegentlich seine Selbstherrlichkeit zu zügeln hat, und das ist ein Gewinn für den Staat. Uebrigens habe ich ihn im Kampf noch höher schätzen gelernt, und man muß die Sicherheit seiner Handlungsweise bewundern. Er manövriert zum Entzücken schön und von langer Hand mit großen Gesichtspunkten. Aber es dokumentiert sich auch hier, daß es kein Mensch verträgt, zu lange Zeit an erster Stelle zu stehen. Es ist eine wunderliche Sache, wenn ich hier mit anhören muß, wie die republikanische Regierung darüber Bemerkungen macht, daß er in seinen diplomatischen Depeschen den König nicht mehr nennt, sondern nur noch mit eigner Autorität arbeitet. Z. B. empfiehlt er Arnim als ganz mit *seinen* Ansichten vertraut, erwähnt aber weder den König noch die Regierung. Das bedeutet eine Schwächung unsers Gouvernements.

Wir sind hier wunderschön untergebracht, ich wohne prächtig und mache ein großes Haus, aber es ist entsetzlich einsam, und ich habe kaum einen Menschen zum Plaudern. Nun schreiben Sie bald, aber freundschaftlicher kritisierend. Schicken Sie nicht bald Ihr neues Opus?"

An meine Frau.

Nancy, 23. 9. 71.

„Unser Sohn wird Dir wohl am heutigen Morgen die besten Nachrichten von mir gebracht haben, und ich erachte Dich für so gut eingeweiht in meine Verhältnisse, daß ich Dir kaum etwas zu schreiben habe, zumal mein Leben in größter Regelmäßigkeit verläuft. Ueber Politisches fange ich an, schlechter orientiert zu sein, seitdem wir hier sind, denn Manteuffel hat in Compiègne bessere Quellen, die Franzosen sahen in ihm ihre Stütze und vertrauten sich ihm ganz an. Ich muß also nun mehr Zeitungen lesen und unsern früheren französischen Konsul Bamberg hören, der mich täglich mit besonderen Briefen und Nachrichten futtert. Es würde mir eine große Satisfaktion sein, wenn ich die

ganze französische Kommission, die uns attachiert ist, und die Manteuffels ganze Freude ausmachte, zum Teufel jagen könnte. Aber gern hätte ich mehr Nachrichten aus unsern staatsmännischen Kreisen, denn was Trescow und Podbielski schreiben, ist mir nicht genug."

*

Nancy, 26. 9. 71.

„Gestern hatte ich einen Brief von Manteuffel, den ich gleich beantwortete, mit der Bitte, er möchte doch dafür sorgen, daß bei seiner Rückkehr auch meine Abberufung befohlen werde. Da er gern liebenswürdig ist, zweifle ich nicht daran, daß er etwas dafür thut.

Heut Diner mit Damen und Blumen auf der Tafel. Wir wollen uns amüsieren."

*

Nancy, 28. 9. 71.

„Ich habe mich mit der hiesigen französischen Gesandtschaft auseinandergesetzt und in Paris gleichzeitig Schritte gethan, die Kerls los zu werden. Natürlich kann ich das nur ganz verschleiert thun, denn ich mag Manteuffel nicht kränken, der das Fehlen des diplomatischen Nimbus zu tief empfinden würde. Unsre Diplomatie aber, in Paris wie in Berlin, wartet nur auf den Moment, sie los zu werden. Manchmal denke ich, daß Manteuffel gar nicht wieder zurückkommt.

Ueber meine Zukunft bin ich noch ganz im unklaren. Augenblicklich wird die neue Division in Straßburg aufgemacht; dort mit Roggenbach und Möller zu leben, würde mir gar nicht so sehr mißfallen. Aber lieber gehe ich nach Berlin. Am 8. Oktober kehrt das Kabinett nach Berlin zurück, dann werden die Befehle ausgefertigt."

*

Nancy, 4. 10. 71.

„Kalter Regen und Schmutzwetter, ich sitze am Kamin, dessen Glut durch die Zugluft aus den drei großen, schlecht schließenden Fenstern angenehm gemildert wird, und stecke einmal wieder in der Philosophie. Ich fand in der Zeitung eine Kritik der „Philosophie des Unbewußten" von Hartmann, die mich neugierig machte; nun ist er mir bessere Gesellschaft wie der geistreiche Manteuffel und leitet angenehm aus der Alltäglichkeit des Dienstes heraus.

*

Nancy, 5. 10. 71.

„Gestern wurde ich unterbrochen, und heut ist es wieder so prächtiges Wetter, daß ich Schreiberei und Philosophie liegen lasse, um zu reiten. Dann gebe ich dem sächsischen Divisionskommandeur ein vollendetes Diner mit allen Schikanen. Podbielski schreibt mir, ich würde bei Verteilung der Dotationen

leer ausgehen; das berührt meine Seele nicht tief, aber es ist toll genug, daß man mit dieser Sache nicht endlich fertig wird. ‚Wer rasch giebt, giebt doppelt‘, das hat man vergessen.“

*

Nancy, 7. 10. 71.

„Heut teilt mir Manteuffel mit, daß er am 20. hier eintreffen werde; vor Ende des Monats werde ich also nicht frei. Er sagt, er würde meinetwegen schreiben, sobald er eine Antwort vom König habe, aus der er sehen könne, auf welchem Boden er stehe.

Offiziersfrauen werden hier täglich zahlreicher, und am 15. eröffnen wir eine Schule für die Offizierskinder. Die Franzosen schimpfen fürchterlich, und sogar in den Pariser Zeitungen findet sich ein langes Exposé darüber. Sie sollten nur den verrückten Deutschenhaß mehr unterdrücken, dann wäre beiden Teilen gedient. Paris blickt mit täglich wachsender Sehnsucht nach Napoleon. Selbst die Geistlichkeit gewinnt diese Richtung, und man geht so weit, die Kaiserin zur Schutzheiligen für Frankreich und den Papst zu proklamieren. Es ist sehr interessant, diese Strömungen hier zu verfolgen.

Deine Idee, auf Urlaub zu gehen, wenn Manteuffel zurückkommt, ist unausführbar; ich befinde mich hier in mobilen Verhältnissen und darf ohne Krankheit nicht Urlaub nehmen. Ich denke aber immer noch, meine Rückberufung erfolgt rechtzeitig. Für das Marineministerium kann ich mich noch gar nicht erwärmen, es ist ein so sehr fremdes Fahrwasser.

Alvensleben geht, weil er im Kriege zum Armeekommando von Goeben übergangen worden ist; er wird in die Thätigkeit des Kabinetts mehr Geist bringen. Um Politik kümmert er sich nicht, aber für alles Militärische ist er vorzüglich.“

An Gustav Freytag.

Nancy, 10. 10. 71.

„Ich wollte, Sie hätten mal vier Wochen unter Manteuffel zu leben. Sie würden es auch fast beleidigend empfinden, wenn Ihre Freunde glauben könnten, solche Natur könne Sie auf die Dauer beeinflussen. Fürstliche Gnade und Liebenswürdigkeit besitzt er, hat auch vielen Geist und erzählt vortrefflich aus seinen intimen Erlebnissen; aber sobald man ihn näher kennt, wird er durchsichtig wie Glas, und man sieht, daß Mache und Reklamebedürfnis in ihm absolut überwiegen. Solchem Mann kann man sich gar nicht hingeben. Sein Abschied von hier war wie ein Aktschluß auf dem Theater.

Er hat mich wiederholt von Gastein aus ersucht, die französischen Herren, die dem Hauptquartier attachiert sind, zu pflegen. Ich habe vom ersten Tage an den umgekehrten Standpunkt eingenommen und habe dadurch die Leute viel höflicher gemacht. Jetzt ist unsre Gesandtschaft in Paris für uns mit interessiert; das durfte früher nie geschehen. Seitdem lebe ich wie Gott in Frankreich. Die Armeeführung ist höchst interessant und doch nicht zeitraubend. Ich lese viel

und treibe sogar, was mir lange nicht vorgekommen ist, Philosophie, und zwar die des Unbewußten von Hartmann. Es kostet Zeit, ist mir aber sehr anziehend, und ich kalkuliere dabei das Unbewußte in der Kriegführung.

Roggenbach und Möller wollten mich besuchen, und ich freute mich wie ein Kind, mal ein verständiges Wort sprechen zu können. Heut telegraphieren sie ab.

Nun adieu, empfehlen Sie mich Ihrer Gattin und legen Sie mich den Herrschaften zu Füßen."

An meine Frau.

Nancy, 13. 10. 71.

„Wie ist es möglich, daß Ihr Euch alle mit Zahnschmerzen plagt? Das thut mir sehr leid. Ich habe gestern gelesen, daß man durch Willenskraft Zahnschmerzen überwinden kann. Versuche das doch mal mit Ulrich, vielleicht stärkt er seine männlichen Tugenden daran. Ich bedaure immer, daß Du jetzt nicht hier bist, um die kostbaren Tage des Herbstes zu genießen; das Land ist so reich, die Gegend so herrlich, und der Himmel darüber so schön, — ich wollte, wir hätten Nancy behalten. Man wird an Trier erinnert, aber alles ist so viel reicher und freier.

Es wird nun das dritte Jahr, daß wir unsern Hochzeitstag nicht zusammen feiern, und ich kann Dir wieder nur schriftlich danken für all die treue Liebe, mit der Du jederzeit zu mir gestanden hast. Ich begehe den Tag hier feierlich als Geburtstag des Kronprinzen und werde Deiner und der Kinder gedenken."

*

Nancy, 19. 10. 71.

„Wir waren gestern 8 Damen und 13 Herren in feierlichem Kostüm, und ich hielt eine schlechte Rede für den Kronprinzen. Ich führte eine Frau v. Werder zu Tisch und rekognoscierte in ihr ein Nachbarskind aus Koblenz; mit ihr trank ich auf Dich.

Seit ein paar Tagen ist Graf St. Vallier, unser Diplomat, plötzlich wieder hier. Ich dachte nicht, daß er wiederkommen würde, weil Bismarck dagegen war, Manteuffel aber wird sehr zufrieden sein. Er ist ein sehr angenehmer Herr, und ich habe mich auf einer Spazierfahrt gut mit ihm unterhalten. Dafür gab es heut schon wieder große Kämpfe mit den Franzosen wegen Quartierangelegenheiten, und wir kamen hart aneinander.

Normanns Brief lege ich Dir bei. Du ersiehst daraus, daß das Marineministerium mir sicher ist; man verhandelt nur noch, wie weit meine Stellung selbständig werden soll, und das hat seine Schwierigkeiten, weil wir im Reich keine verantwortlichen Minister neben dem Reichskanzler haben. Eigentlich würde das mit meinen Wünschen übereinstimmen, denn ich mag keine verantwortliche Stelle unter Bismarcks Herrschaft, wo man doch nur nach seiner Pfeife tanzt und der Begriff der Verantwortlichkeit ganz hinfällig wird. Im übrigen will ich mir meine Stellung schon machen.

Die Entscheidung rückt nahe."

Nancy, 23. 10. 71.

„Nimm meinen wärmsten Dank für Deinen Brief; er hat mein Heimweh erhöht, das ist alles, was ich sagen kann. Manteuffel schreibt mir, daß er noch ein paar Tage mit Familie in Heidelberg bleibt. Es wird sich also noch einiges hintrödeln.

Gordon will den Abschied nehmen, und ich höre, daß auch Etzel endlich den Entschluß dazu gefaßt hat. Er wird wohl in Berlin bleiben. Hartmann spricht immer noch davon, ein Corps zu bekommen, ich glaube aber, er wird das Schicksal haben, von Stülpnagel übergangen zu werden, und das würde ihm sehr schwer fallen. Die Welt sagt auch, daß Tümpling sein Corps verliert. Ich denke viel daran, ob ich nicht lieber jede Stellung in der Armee annehme, anstatt der Unsicherheit in der Marine.

Mit meiner unbewußten Philosophie bin ich bald fertig; sie hat just vorgehalten für die Zeit meiner einsamen Selbstherrlichkeit und hat mir viele Gedanken gegeben."

An Gustav Freytag.

Nancy, 24. 10. 71.

„Sie wissen, daß die Marine selbst mich nicht besonders reizt, höchstens das Eigentümliche und Schwierige der dort gestellten Aufgabe. Es ist ein schönes Ding, von Grund auf und zielbewußt schaffen zu können; ich fühle, daß ich noch ein paar Jahre der Leistung vor mir habe, und so will ich gern mir in diesen die Ruhe verdienen, um dann in schöner warmer Gegend das dolce far niente zu genießen. Daß man mich nicht zum Minister machen will, hat meinen ganzen Beifall, denn es kann nicht mein Wunsch sein, heut eine politische Stellung zu haben, gestattet mir auch ein viel bescheideneres Leben. Kurz, mit dieser Variante bin ich sehr zufrieden.

Morgen kommt Manteuffel hier an; er wünscht mich noch für einige Tage des Ueberganges hier zu behalten, was ganz richtig ist, dann aber bin ich frei, und mein Nachfolger ist bereits ernannt. Podbielski schreibt sehr richtig, daß es im Interesse der Zukunft ein kolossaler Fehler war, nicht jetzt ein definitives Militärbudget vorzulegen. Im nächsten Jahr kostet jede Forderung doppelt harte Kämpfe. Früher wäre das nicht passiert, aber Roon ist krank und der König sehr alt, trotz aller Frische, die er zeigt. Es ist ihm bei der jetzigen Ausdehnung der Geschäfte nicht mehr möglich, der Armee, die er als seine Domäne festhält, das Leben zu diktieren, und es ist zu fürchten, daß wir in Stagnation geraten.

Hier ist es vorläufig noch wunderschön, der Herbst entwickelt die ganze Pracht der Gegend, und ich trauere nur, daß Nancy nicht deutsch wurde."

An meine Frau.

Nancy, 26. 10. 71.

„Gestern gab ich mein letztes, sehr gutes Diner, heut aß ich bei Manteuffel und stand nach $2^1/_2$stündiger Sitzung hungrig und mit heißem Kopf von Tisch

auf. Es gab nämlich Fisch, Ente und Hase in drei Gängen, von jedem ein Schnittchen, und dazu Burgunder Wein. Wo sind meine Fleischtöpfe?

Aber die Gnade hat jetzt ihr Ende, ich reise am Dienstag, erledige in Koblenz unsre Angelegenheiten und bin Donnerstag bei Dir, glücklich, daß diese Episode ihr Ende erreicht, und voller Erwartung für die Zukunft."

* * *

An Gustav Freytag.

Berlin, 3. 12. 71.

„Wahrscheinlich zu Neujahr wird meine Ernennung zum Chef der Admiralität erfolgen. Die Verhältnisse sind so geregelt, daß ich Staatsminister werde mit Sitz, aber nicht Stimme im Staatsministerium; ich führe den Oberbefehl über die Marine nach den Anordnungen des Kaisers, die Verwaltung aber unter der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers. Nach der Reichsverfassung ist nicht viel andres daraus zu machen, und ich bin zufrieden damit in der Hoffnung, Bismarck, mit dem ich auf politischem Gebiet nicht kollidieren kann, wird mich in meinem Ressort möglichst ungeschoren lassen.

Nun benutze ich meine Zeit, mich einigermaßen vorzubereiten. Ich bin vorläufig zur Disposition des Kriegsministers gestellt worden, der angewiesen ist, mich in die Geschäfte einzuführen. Nun sitze ich zu Haus und studiere die Kriegsakten der Admiralität, bis mir der Kopf brummt, habe Kiel und Wilhelmshaven bereist und suche mir möglichst viel von meiner neuen Spezialität zu eigen zu machen. Eigentlich ist es eine harte Arbeit, und man kommt sich vor wie ein Schuljunge, aber es muß sein und wird auch Früchte tragen, ich kann doch dann vom ersten Augenblick an mit einiger Sicherheit auftreten, fange auch schon an, zu einer gewissen Klarheit zu kommen über das, was ich wollen muß und können werde.

Was nun Ihre Fragen anbetrifft, so ist es richtig, daß jene Schiffe in England bestellt sind a conto der im Flottengründungsplan vorgesehenen Zahlungen für die nächsten Jahre. Diese Bestellung möchte ich für einen Fehler erachten; daß sie aber in England gemacht wurde, das ist nur natürlich, denn unsre Privatindustrie ist noch nicht im stande dazu. Wir bauen wohl auf den königlichen Werften eiserne Schiffe und kaufen die Eisenbestandteile in unsern Fabriken; einige Hauptstücke aber müssen wir aus England kommen lassen, denn unsre Hütten erklären sämtlich, für den geringen Bedarf unsrer Werft die zum Guß jener Stücke notwendigen kostbaren Anlagen nicht machen zu können. Ja, unsre Industrie will nicht einmal Panzerplatten machen, die die österreichischen Hütten für den dortigen, viel geringeren Bedarf selbst herstellen. Warum die fiskalischen Hütten nicht dazu angehalten werden, kann ich noch nicht übersehen. Die Kieler Schiffsbaugesellschaft ist bisher ein miserables Etablissement und kann nichts Großes leisten. Nähme sich ein großer Industrieller der Sache an, so könnte auch der Staat bei dem Kinde zu Gevatter stehen.

Wir brauchen Schiffe, die geeignet sind, die Handelsflotte auch offensiv sichern zu können, und die Geschwader, die wir mit Polizeizwecken in fernen Gestaden stationieren, müssen auch solche Schiffe enthalten. Die großen Schlachtschiffe aber halte ich für unsre Verhältnisse noch für fehlerhaft oder überflüssig, denn wir können noch lange nicht berufen sein, eine Seeschlacht zu schlagen.

Alles dies ist nicht für die Oeffentlichkeit.

Roggenbach ist verstimmt, weil er mit seiner Universität nicht vorwärts kommt, aber ich hoffe, er hat die Konsequenz, sich für die Sache zu schlagen und als Sieger daraus hervorzugehen. Die Menschen setzen sich allem Großen gegenüber, und man muß sie überwinden, wenn man zum Ziele kommen will. Ich kämpfe, solange ich ein Amt habe; gehe aber, wenn meine Kräfte verbraucht sind und die Leute sich nicht mehr vor mir fürchten.

Normann ist guten Humors. Das Kunstprotektorat des Herrn hat seiner amtlichen Thätigkeit einen größeren Umfang gegeben, und das befriedigt ihn. Nach meinem Geschmack hat er etwas zu viel Verehrung für Usedom.

Wann befriedigen Sie denn unsre Neugierde? Wir hoffen, der Weihnachtstisch wird uns Ihre Ahnen bringen."

Nachwort

Die vorstehenden Aufzeichnungen meines verewigten Vaters sind bereits in der „Deutschen Revue“ erschienen. Ich lasse sie jetzt, kontraktlichen Verpflichtungen gehorchend, in Buchform in die Welt gehen. Sie schließen mit dem Jahre 1872 ab, mit der Ernennung meines Vaters zum Chef der Admiralität. Eine Fortsetzung bis 1896 erscheint mir nach meinen jetzigen Erfahrungen für alle absehbare Zukunft ausgeschlossen.

Mein Vater hat mir seine Nachlaßpapiere vermacht mit der Bestimmung, nach eignem Ermessen daraus zu veröffentlichen. Es war naturgemäß der Herzenswunsch meiner nun auch verewigten teuren Mutter, solche Veröffentlichung noch zu erleben, und eine große Zahl von alten Freunden des Hauses kamen immer dringender darauf zurück. Ich aber glaubte um so eher solchen Mahnungen nachgeben zu müssen, als ich der Ansicht war, daß seit einer Reihe von Jahren in Memoiren, Denkwürdigkeiten, Briefwechseln eine solche Masse von Material aus jener Zeit vor aller Welt offen liege, daß in dem, was ich bringen konnte, alles andre hätte gefunden werden dürfen als sensationelle Indiskretion. Das so viel gebrauchte Wort von der Schnellebigkeit unsrer Zeit erwies sich in meinem Fall nicht als stichhaltig. Die Niederschriften meines Vaters haben eine Menge persönlichen Grolles freigemacht, nicht sowohl bei den wenigen überlebenden Mitarbeitern, sondern namentlich bei allen denen, die dem Andenken des Fürsten Bismarck dadurch zu dienen glauben, daß sie das alte Feldgeschrei „Stosch gegen Bismarck“ wieder auf ihre Fahne schrieben, und ich würde wenig im Sinne meines Vaters handeln, wollte ich dazu noch weiteres Material bieten. — Es mag sein, daß die abgerissene Form der bisherigen Veröffentlichung in der Monatsschrift solche Eindrücke verschärft hat. Wer jetzt den vorliegenden Band durchliest, der wird darin genau das finden, was mein Vater weit später in einem Brief an v. Normann vom 8. Februar 1888, nach der berühmten Reichstagsrede

des Kanzlers ausspricht: „Ich kann ihn nicht lieben, aber ich muß ihn bewundern mit allen meinen geistigen Kräften." — Das ist also die Summe der Gefühle. Wer kann von einem Mann, dem sein Amt viele und tägliche persönliche Reibungen mit dem großen Kanzler brachte, eine andre Liebe erwarten? Wer aber wollte nicht das hohe Gerechtigkeitsgefühl und die ganz freie Hingabe an den Geist des Gewaltigen in einer so intimen Aeußerung anerkennen? Ich meine, der volle Mensch Bismarck kommt in solcher Auffassung weit mehr zu seinem Recht als in der ewigen Anbetung.

Ich bin von geschätzter Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß einige Punkte in den Aufzeichnungen meines Vaters sich nicht genügend aufklären lassen. Das bezieht sich namentlich auf die Verhandlungen zur sächsischen Militärkonvention im Winter 1866—67, wo offenbar schon die Daten aus den gleichzeitigen Briefen mit denen der viel später geschriebenen Erzählung nicht in Einklang zu bringen sind. Ich habe trotzdem den gegebenen Wortlaut wieder abgedruckt, denn wenn auch die Erinnerungen von Keudell und Friesen Anhalt zur Richtigstellung bieten, so sind doch auch bei ihnen Irrtümer nicht ausgeschlossen; das eigentliche Aktenmaterial aber, dessen ich zur Berichtigung bedürfte, ist mir nicht zugänglich.

Mein Vater erbat sich in seinen alten Tagen von seinen Freunden die Briefe, die er geschrieben, zurück, um sie als Unterlage für eine Selbstbiographie zu benutzen. Er hat sie auch daraufhin durchgearbeitet und alles gestrichen, was er nicht brauchen wollte, den verbindenden Text aber hat er nur gelegentlich und beiläufig geschrieben, nie im Zusammenhange daran arbeitend, in einem Zeitraum von über 10 Jahren durch äußere Veranlassungen auf bestimmte Punkte gelenkt. Der Bericht über die sächsische Militärkonvention entstammt, wie aus der Kongruenz des Datums mit einem gleichzeitigen Brief an Freytag ersichtlich ist, dem Aerger über einen Artikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" aus dem Jahr 1890, der schnöde Angriffe gegen ihn mit dem Hinweis auf jenen sächsischen Vertrag enthielt. Da hat er wohl im Zorn jene Zeilen niedergeschrieben, ohne sich die weit zurückliegenden Daten klarzulegen.

Vom Beginn des Jahres 1872, wo mein Vater als Chef der Admiralität in die ministerielle Thätigkeit eintrat, besteht der wesentlichste Teil seiner Aufzeichnungen aus den Berichten, die er dem Kronprinzen regelmäßig über die Staatsministerialsitzungen zu erstatten hatte. Diese, nebst den Antworten des hohen Herrn sind heut noch nicht zu publizieren, ebensowenig die intimen Briefe des Kaisers Wilhelm I. Für die letzte Periode aber wird die Erfahrung maßgebend, daß Zeit und Akteurs noch um 20 Jahre näher liegen als die in den bisher gedruckten Briefen. Wenn durch diese schon zu meinem großen Bedauern gelegentlich Anstoß gegeben wurde, wie wäre er dann hier wohl zu vermeiden?

Wenn ich also genötigt bin, anstatt des vollen Bildes nur ein Bruchstück in die Welt zu senden, das den Hauptteil unausgeführt läßt, so ist es mir eine große Freude, daß gleichzeitig von andrer Seite Material geboten wird, das in

äußerst wertvoller Weise zur Vervollständigung der Konturen dient. Es besteht dies in einer Reihe von Aufsätzen über die organisatorischen Arbeiten meines Vaters in der Marine aus der sachkundigen Feder des Geh. Admiralitätsrats Herrn Koch, die in der „Deutschen Marinerundschau" erschienen sind. Der Herr Staatssekretär der Marine hatte die große Güte, die Akten zur Verfügung zu stellen. Ich darf mir gestatten, beiden verehrten Herren den ergebensten Dank auszusprechen für diese Ehrung des alten Chefs, meines verewigten Vaters.

Oestrich a. Rh.
Sommer 1903.

Der Herausgeber








STALL-STUDY
CHA
MAR 13
DUE MAR 7 1931
DUE NOV -4 '33
DUE JUN 22 '46
F

